

DISSERTATION

IDENTITÄTS - RE - KONSTRUKTIONEN

Die identitätsstiftende Funktion englischsprachiger Rock- und Popmusik
für österreichische Jugendliche von den 1960er-Jahren bis in die 1980er-
Jahre

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr.in phil.)

eingereicht an der Universität für angewandte Kunst Wien

bei: Univ.-Prof. Dr. Roman Horak

Fach: Kulturwissenschaften

1. Beurteiler: Univ.-Prof. Dr. Roman Horak, Universität für angewandte Kunst

2. Beurteiler: Univ.-Prof. Dr. Helmut Draxler, Universität für angewandte Kunst

vorgelegt von: Mag.a Bianca Zaininger

Wien, im August 2017

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit,

dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe, sowie

dass diese Dissertation bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form zur Beurteilung vorgelegt wurde.

Wien, August 2017

Mag.a Bianca Zaininger

THE CAPACITY TO HEAR HAS BEEN DAMAGED AND IS IN NEED OF REPAIR. THIS IS
WHAT SOCIOLOGY IS NEEDED FOR, AND, AS A CONSEQUENCE, WHY IT IS A
LISTENER'S ART.

(Les Back, *The Art of Listening*, 2007)

Danksagung

Viele liebe Menschen haben ihren Beitrag zum erfolgreichen Entstehen der vorliegenden Dissertation geleistet. Ihnen möchte ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

An erster Stelle möchte ich meinen Eltern und Großeltern danken, die mich gelehrt haben das Ziel – ungeachtet der Umstände – nie aus den Augen zu verlieren.

Besonderer Dank gilt:

Univ.-Prof. Dr. Roman Horak für die Betreuung meiner Dissertation,
 Univ.-Prof. Dr. Helmut Draxler, der die Rolle des Zweitbeurteilers übernommen hat,
 Univ.-Prof.in Dr.in Naomi Segal, die an mein Projekt glaubte und mich als Doktorandin am IGRS der School of Advanced Study der Universität London aufnahm,
 Dr. Martin Liebscher (University College London) und Dr.in Joanne Leal (Birkbeck College London) für die wissenschaftliche Betreuung und Unterstützung während meiner Studienzeit in London,
 der Anglo-Austrian Society für ihre finanzielle Unterstützung in Form des Angela Krosik Stipendiums,
 meinem Partner Mag. Clemens Lippl für seine mentale Unterstützung und sein Interesse an meinem Schaffen und schließlich allen Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen und meiner ganzen Familie.

Last but not least möchte ich den 32 Interviewpartner_innen danken, die mir mit ihren Erzählungen wertvolle Einblicke in ihre Leben gewährt haben. Ohne sie, ihre Zeit und ihr Engagement hätte diese Arbeit, wie sie nun vorliegt, nicht entstehen können.

Herzlichen Dank!

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Aufbau der Arbeit	8
2. Theoretische Überlegungen	9
2.1 Die Lebensphase der Jugend: Auf der Suche nach der eigenen Identität	9
2.2 Popmusik/Populäre Musik	9
2.3 Identitätskonstruktion	10
2.4 Die Rolle der Medien als Informanten	11
3. Methodenteil	15
3.1 Qualitative Sozialforschung	15
3.2 Die Erhebungsmethode	15
3.3 Die Einstiegsfrage	16
3.4 Forschungsleitende Fragen im Leitfaden	16
3.5 Das Sampling	17
3.5.1 Das theoretische Sampling	18
3.5.2 Das Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien	19
3.5.3 Das Snowball-Sampling	19
3.5.4 Die konkrete Vorgehensweise	20
3.6 Die Stichprobe	24
3.6.1 Geschlechterverhältnis der Interviewten	25
3.6.2 Anzahl der Interviewten pro Geburtsjahrzehnt	25
3.6.3 Lebensmittelpunkt in der Jugend	26
3.7 Die Erhebung: Durchführung, Sicherung und Transkription der Daten	26
3.8 Interviewhaltung und -technik	28
3.9 Die Auswertung des Datenmaterials	28
4. Einzelfallanalysen	30
4.1 DS (w, 1958, Steiermark) und WSc (m, 1953, Steiermark)	30
4.2 EW (m, 1956, Oberösterreich)	74

4.3	OB (m, 1952, Burgenland)	87
4.4	PV (m, 1955, Wien)	104
4.5	KS (m, 1950, Oberösterreich)	127
4.6	CZ (m, 1950, Wien)	151
 5. Zusammenfassende Themendarstellung		161
5.1	Die Entdeckung von englischsprachiger Rock- und Popmusik	161
5.1.1	Bereits im Elternhaus: „Musik war immer da“	162
5.1.2	Durch den Äther	162
5.1.3	Durch das Fernsehen	163
5.1.4	Durch einen älteren Schulkameraden	163
5.1.5	Durch die Plattensammlung der Eltern & des älteren Bruders	165
5.1.6	Durch die ältere Schwester	165
5.1.7	Durch den älteren Bruder	166
5.1.8	Durch ältere Brüder einer Freundin	166
5.1.9	Durch die Arbeit	167
5.2	Beatles und Rolling Stones	167
5.3	Visuelle Codes	168
5.3.1	Lange Haare bei Männern	168
5.3.2	Aussehen	171
5.4	Gründung einer Band	173
5.5	Konzerte	177
5.6	Medien als Musikinformanten	181
5.6.1	Radio	181
5.6.1.1	Die Ö3 Musicbox	181
5.6.1.2	Radio Luxemburg	185
5.6.2	Printmedien	185
5.6.2.1	Bravo, Rennbahn Express und andere Zeitschriften	185
5.6.3	Fernsehen	188
5.6.3.1	Spotlight, Ohne Maulkorb, Okay, X-Large, Beat Club	188
5.7	Tanzen	192
5.8	Rhythmus und Songtexte	194
5.9	Reisen an die Quellen englischsprachiger Musik	199

5.10	Vom Hobby zum Beruf	203
5.11	Interessen abseits von Musik	204
5.11.1	Politik	204
5.11.2	Sport	205
5.11.3	Theater, Oper, Literatur	205
5.11.4	Schreiben	207
5.11.5	Bildende Kunst	207
5.11.6	Bauen, programmieren, hacken	208
6.	Conclusio	209
7.	Literatur- und Quellenverzeichnis	212
7.1	Literatur	212
7.2	Online Ressourcen	216
7.3	Film	217
7.4	Interviewverzeichnis	218
8.	Abstract	219
9.	Lebenslauf	220

1. Einleitung und Aufbau der Arbeit

Musik ist heutzutage aus dem Alltag der meisten Menschen gar nicht mehr wegzudenken und ihre permanente Verfügbarkeit ganz selbstverständlich geworden. Das war nicht immer so. In den 1960er-Jahren war es für österreichische Jugendliche noch äußerst schwierig an – die für viele damals verheißungsvolle – Pop- und Rockmusik aus den USA und Großbritannien heranzukommen. Medien spielten bei der Vermittlung eine wesentliche Rolle, allerdings gab es kaum österreichische Formate, die musikinteressierten Jugendlichen etwas zu bieten hatten.

Um die Entwicklung von Ende der 1960er-Jahre bis in die 1980er-Jahre – die Phase, die Diedrich Diederichsen in dem 1997 entstandenen Essay „Ist was Pop?“ als „Pop I“ bezeichnet¹ – nachzuzeichnen, wurden für vorliegende Studie 32 Personen interviewt, die in dem angegebenen Zeitraum Jugendliche waren. Ziel ist es die individuellen Erfahrungen dieser musikinteressierten Jugendlichen zu rekonstruieren um einen Einblick zu bekommen, was es damals hieß, sich für englischsprachige Pop- und Rockmusik zu interessieren.

In Kapitel 2 sollen wesentliche Begrifflichkeiten, die zentral für diese Studie sind und die wiederholt vorkommen werden, definiert werden.

Da es sich um eine empirische Studie handelt, wird in Kapitel 3 die methodische Vorgehensweise genau erläutert.

In Kapitel 4 – das gemeinsam mit Kapitel 5 als Herzstück der vorliegenden Studie zu bewerten ist – werden anhand von Einzelfallanalysen die Erfahrungen von sieben Interviewpartner_innen rekonstruiert. Die zentralen Themen, die in diesen Einzelfallanalysen herausgearbeitet werden, werden im Anschluss in Kapitel 5 in einer Zusammenfassenden Themendarstellung mit den Ergebnissen aus den 25 restlichen Interviews verquickt. In Kapitel 6 werden in einer Conclusio noch einmal der Ablauf der Studie und die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst.

¹ vgl. Diederichsen in: Goer, Greif & Jacke (2013), S.247

2. Theoretische Überlegungen

2.1 Die Lebensphase der Jugend: Auf der Suche nach der eigenen Identität

Das Handbuch Soziologie bezeichnet Jugend als „jene Phase im individuellen Lebenslauf wie im Altersaufbau der Gesellschaft, die von der Kindheit nach unten und vom Erwachsenenalter nach oben begrenzt ist und der Vorbereitung auf das Erwachsenenleben dient“². Kurt Luger betont, dass es sich bei der Jugend nicht um eine homogen auftretende, „durch das Altersmerkmal bestimmte Bevölkerungsgruppe, sondern um eine klassen- bzw. schichtspezifisch ausdifferenzierte Vielzahl von Strömungen, Bewegungen und um einzelne, mehr oder weniger engagierte Einzelpersonen“³ handelt.

Die Phase des Jugendalters ist durch die Suche nach der eigenen Identität und durch entwicklungsbedingte Instabilität gekennzeichnet.⁴ Der Psychoanalytiker Erik H. Erikson spricht davon, dass in der Phase der Adoleszenz – er verwendet den Begriff Jugend nicht – ein Kampf um die Genese einer Identität stattfindet.⁵ Da Musik zweifellos eine der bedeutsamsten Interessen von Jugendlichen darstellt⁶, hat sie auch in vielen Biographien eine identitätsstiftende Rolle, die oftmals weit über die Lebensphase der Jugend hinausreicht.

2.2 Popmusik/Populäre Musik

Wenn in dieser Arbeit von englischsprachiger Pop- und Rockmusik die Rede ist, dann fällt die Definition sehr breit und umfassend aus. Die Interviewpartner_innen dieser Studie nehmen die (Be-)Wertung vor. Was ihnen gefallen hat, beziehungsweise für sie von Relevanz war, ist es auch für das Forschungsprojekt. Um die Musik, von der hier dauernd die Rede ist, dennoch besser einordnen zu können, soll an dieser Stelle eine Definition von Popmusik vorgenommen werden. Wolfgang Rumpf definiert Popmusik wie folgt: „Popmusik ist (...) die international populäre, ab 1955 aus Blues und

² Kerber & Schmieder (1984), S.274

³ Luger (1985), S.22

⁴ vgl. https://www2.hu-berlin.de/fpm/popscrip/themen/pst01/pst01_wicke.htm

⁵ vgl. Erikson (2012), S.94

⁶ vgl. Heyer, Wachs & Palentien (2013), S.4

Rock'n'Roll gespeiste Musik, die exemplarisch in der Musik Elvis Presleys, der Beatles, der Rolling Stones, der Beach Boys bis zu Deep Purple oder Led Zeppelin u.ä. zum Ausdruck kommt. Popmusik verbindet harmonische und rhythmische Strukturen aus amerikanischem Rhythm 'n' Blues mit Elementen aus europäischem Schlager und Liedgesang, wurde von der Generation der damals 20- bis 30-Jährigen präsentiert und von den jugendlichen Fans, die kaum jünger waren, begeistert konsumiert.⁷ Diese sehr weit gesteckte Definition, die „anglo-amerikanische populäre Tanzmusik der Rock'n'Roll-, Beat- und Rockära“⁸ umfasst, wird den Erzählungen der Interviewpartner_innen dieser Studie am ehesten gerecht. Laut Peter Wicke steckt in der Auseinandersetzung mit den populären Musikformen „ein Stück Gesellschaftsanalyse, die Chance zum Blick auf das von Sehnsüchten, Hoffnungen, Trieben und Illusionen bewegte Innenleben moderner Industriegesellschaften“⁹. Genau diesem Anspruch, nämlich ein Stück Gesellschaftsanalyse zu sein, möchte die vorliegende Studie gerecht werden, sowie auch der Forderung mehr Einzelfallstudien, Tiefeninterviews und Beobachtungsverfahren in der Jugendsoziologie einzusetzen, die Leopold Rosenmayr in seinem wissenschaftlichen Text „Jugendbewegung und Jugendforschung“ formulierte.¹⁰

2.3 Identitätskonstruktion

Entwicklungsaufgaben werden „im Jugendalter maßgeblich mit hohen Eigenanteilen bearbeitet, Medien und Musik werden als bedeutsame Ressource der Bearbeitung verstanden und als identitätskonstruierend aufgefasst“¹¹. In der vorliegenden Studie wird Musik, die maßgeblich durch Medien Verbreitung findet, auf ihre Bedeutung für die Identitätskonstruktion der Interviewten hin untersucht.

⁷ Rumpf (2007), S.41

⁸ ebd.

⁹ https://www2.hu-berlin.de/fpm/popscrip/themen/pst01/pst01_wicke.htm

¹⁰ vgl. Rosenmayr in Rüegg (1974), S.83

¹¹ Heyer, Wachs & Palentien (2013), S.13

2.4 Die Rolle der Medien als Informanten

Dass das österreichische Fernsehen – also FS1 und FS2 – für Jugendliche, die sich in Österreich über Pop- und Rockmusik aus dem englischsprachigen Raum informieren wollten, lediglich eine nebенächliche Rolle spielte, verwundert kaum, wenn man bedenkt, dass im Almanach von 1971 beim Thema Fernsehen unter der Kategorie ‚Musik‘ nur auf klassische Musik, Folklore und Jazz Bezug genommen wird und Pop- und Rockmusik mit keinem Wort Erwähnung findet.¹² Unter der Kategorie ‚Jugend und Familie‘ ist das ebenfalls so. Es werden nur Trickfilme, Kinderprogramme, Puppen- und Marionettenspiele¹³ und ähnliches mehr genannt, also eigentlich nur für die Entwicklungsstufe der Kindheit ein Programm angeboten. Für die Jugend findet sich im ORF Fernsehen 1971 offensichtlich sehr wenig bis gar nichts. 1974 sieht die Situation etwas erfreulicher aus. Unter der Rubrik ‚Jugend und Familie‘ fanden sich zwei Sendungen, die für Jugendliche relevant sein mochten: Spotlight (Musiksendung mit in- und ausländischen Popstars, moderiert von Peter Rapp) wurde am Sonntag um 17:10 Uhr in FS1 ausgestrahlt und Ohne Maulkorb (anspruchsvolle Jugenddiskussion zu aktuellen Fragen) am Montag um 20:15 Uhr in FS2.¹⁴

Was den österreichischen Hörfunk betrifft so gab es 1971 drei Hörfunkprogramme, die im Zuge der Rundfunkreform 1967 einer klaren Strukturierung unterworfen wurden: „Österreich 1 ist ein anspruchsvolles Kulturprogramm, (...) Österreich Regional ist ein Lokal- und Regionalprogramm der neun österreichischen Bundesländer, (...) und Ö3 bringt progressives Unterhaltungsprogramm (Pop-, Jazz- und Tanzmusik) mit dicht gesetzten Informationssendungen (ständlich Nachrichten).“¹⁵

Hier zeigt sich also klar der Unterschied zwischen Fernseh- und Radioprogramm des ORF. Während im Fernsehen Popmusik überhaupt nicht vorkommt, wird sie im Konzept von Ö3 ganz explizit genannt.

Eine zentrale Rolle spielte dabei die sogenannten „Jugendreaktion“: „Bis 1. Oktober 1966 gab es im Österreichischen Rundfunk wöchentlich eine Stunde Sendezeit, die

¹² vgl. ORF-Almanach (1971), S.42

¹³ vgl. ebd., S.46

¹⁴ ORF-Almanach (1974), S.60

¹⁵ ORF-Almanach (1971), S.59

von Jungen für Junge gestaltet wurde. Seit 1. Oktober 1967 gibt es die Jugendredaktion mit 8 bis 10 Stunden Sendezeit wöchentlich.¹⁶ Im Zuge der Rundfunkreform wurde die wöchentliche Sendezeit für Jugendliche also innerhalb eines Jahres um das zehnfache erhöht. Die Musicbox der Jugendredaktion des ORF wurde täglich von 15:03 bis 16 Uhr ausgestrahlt und zudem gab es noch jeden Freitag von 20:05 bis 21 Uhr Die Jugendredaktion (Ö3).¹⁷ „Die Jugendredaktion sieht ihren Auftrag in einer weitgehend unabhängigen Programmgestaltung mit kritischer Tendenz.“¹⁸ Es wurden vier Aufgaben zusammengefasst, wobei der vierte Punkt für die vorliegende Studie am relevantesten ist. „4. Präsentation progressiver Musik in Zusammenhang mit ihren Wurzeln und sozialen Bezügen zur Gegenwart als Ausdrucksform und Kommunikationsmittel junger Menschen.“¹⁹ Programme der Jugendredaktion – allen voran die Musicbox – waren also eine Oase für österreichische Jugendliche, die an englischsprachiger Rock- und Popmusik interessiert waren, denn wenn im ORF-Almanach von Musik außerhalb des Kontexts der Jugendredaktion die Rede ist, dann geht es wie eh und je um klassische Musik (Österreich 1) und Volksmusik (Österreich Regional).²⁰

Ö3 wurde als „international ausgerichtetes Unterhaltungsprogramm, dessen Hauptakzent auf der Musik liegt“²¹ konzipiert. „Der Bogen der in Ö3 gespielten Musik reicht vom ‚Easy-listening‘ über Schlager und Pop-Musik zur Progressivmusik und zum Jazz. Großer Wert wird auf die musikalische und textliche Qualität der in Ö3 gespielten Titel gelegt. Das Kapitel ‚Tagesschlager‘ ist daher einer besonderen Geschmacksrichtlinie unterworfen. Ö3 bringt keine kitschigen Schnulzen und fördert vor allem gute deutschsprachige Chansons und Schlager. Auch auf dem instrumentalen Sektor gilt die Richtlinie: interessante und modern arrangierte Titel haben Vorrang.“²²

Im ORF-Almanach 1974 ist ganz vorne ein Text des Generalintendanten Gerd Bacher zu finden, in dem er unter der Überschrift „1967 – 1974: Das Experiment ORF“²³ diese Reformjahre aus seiner Sicht präsentiert. Über Ö3 schreibt er: „Wir führten als

¹⁶ ebd., S.64

¹⁷ vgl. ebd., S.65

¹⁸ ebd.

¹⁹ ebd.

²⁰ vgl. ebd., S.72

²¹ ebd., S.84-85

²² ebd., S.85

²³ ORF-Almanach (1974), S.11-26

erste in Europa Strukturprogramme im Radio ein; diesem Beispiel sind viele Rundfunkanstalten gefolgt. Mit Ö3 wollten wir die Antithese zu Radio Luxemburg aufstellen: Ein Unterhaltungssender und trotzdem kein Schnulzodrom.“²⁴ 1977 wird im ORF-Almanach erstmals unter der Rubrik Jugend auch ‚Musik und Jugend‘ angeführt und auf die musikalische Aktivität österreichischer Jugendlicher Bezug genommen: „Die musikalische Szene Österreichs zeichnet sich durch die zunehmende musikalische Aktivität von Jugendlichen aus. Diese Gruppen, die zum Teil auch meinungsbildend wirken wollen, werden im 2. Fernsehprogramm in den Sendereihen ‚Kontrapunkt‘, ‚Ohne Maulkorb‘, ‚Workshop‘, ‚Spotlight‘ und ‚Popscope‘ berücksichtigt.“²⁵

Folgende Radiosendungen, die im ORF-Radioprogramm von 1977 angeführt sind, wurden in den für diese Studie geführten Interviews erwähnt:

- Tanzmusik auf Bestellung (Österreich Regional, Samstag 22:20 bis 0:00 Uhr)²⁶,
- Treffpunkt Studio 4 (Ö3, Sonntag bis Freitag, 22:15 bis 22:55 Uhr; Ö3 Disc-Jockeys erfüllen Hörerwünsche und initiieren Publikumsspiele)²⁷,
- Die Musicbox (Ö3, Montag bis Freitag 15:05 bis 16:00 Uhr; die Jugendredaktion präsentiert kritische Beiträge, Interviews und Feuilletons mit progressiver Musik)²⁸,
- Harte Währung (Ö3, Dienstag und Donnerstag 19:30 bis 20:00 Uhr; Pop für Fans)²⁹.

Die Musicbox wird als „Sendung für Schüler, Studenten und junge Erwachsene“ beschrieben. „So aktuell wie die Musik sind alle Themen der ‚Musicbox‘. Das Redaktionsteam präsentiert neue Platten und ‚Klassiker‘ der Popszene. Dazwischen gibt es Wortbeiträge und Kurzfeatures: über junge Literaten, aktuelle schulpolitische Themen, über Wohnungssuche, Kinderspielplätze, Architektur, Ferialjobs, Künstler, Aktivitäten von Jugendgruppen sowie Informationen und ‚Hinweise‘.“³⁰

Im ORF-Almanach aus dem Jahr 1980 wird eine Meinungsumfrage von Fessel + GfK präsentiert, bei der im Mai und Juni 1980 1100 Jugendliche zwischen 14 und 24

²⁴ ebd., S.14

²⁵ ORF-Almanach (1977), S.105

²⁶ vgl. ebd., S.128

²⁷ vgl. ebd., S.129

²⁸ vgl. ebd., S.130

²⁹ vgl. ebd., S.131

³⁰ ebd., S.142

Jahren über ihr Fernsehverhalten befragt wurden. Auch bei dieser Umfrage zeigt sich deutlich welch wesentliche Rolle Musik im Leben von vielen Jugendlichen spielt. „Die Jugendsendung ‚Okay‘ wird zumindest gelegentlich von 53% der Befragten gesehen, ‚Ohne Maulkorb‘ von 26%. An beiden Sendungen gefallen in erster Linie die Musikbeiträge.“³¹

³¹ ORF-Almanach (1980), S.294

3. Methodenteil

3.1 Qualitative Sozialforschung

Um die zentrale Fragestellung meiner Untersuchung – welche Bedeutung englischsprachige Rock- und Popmusik für österreichische Jugendliche von den 1960er-Jahren bis in die 1980er-Jahre hatte – beantworten zu können, entschied ich mich für ein qualitatives Forschungsvorgehen, da dieses wissenschaftliche Paradigma von der Grundannahme ausgeht, „dass komplexe Phänomene erst verstanden und ausgeleuchtet werden müssen, und dass sie nicht durch von außen herangetragene Theorien „schubladisiert“ werden können“³² – weshalb auch die theoretischen Überlegungen im vorigen Kapitel bewusst sehr knapp ausfielen. Es geht folglich nicht darum einem Forschungsgegenstand vorgefertigte Theorien überzustülpen, sondern darum mit theoretischem Vorwissen bewusst umzugehen und ein Phänomen in seiner Eigenlogik zu verstehen.³³ Laut Flick versucht qualitative Forschung eher in die Tiefe zu gehen und „empirisch begründete Formulierungen von subjekt- und situationsspezifischen Aussagen“³⁴ zu machen. Den subjektiven Perspektiven der Beteiligten – und folglich auch Einzelfallanalysen – wird in der qualitativen Forschung ein besonders hoher Stellenwert beigemessen, was aber keineswegs heißen soll, dass nicht auch versucht werden würde, verallgemeinerbare Hypothesen und Erkenntnisse aus den Einzelfällen abzuleiten und als Erklärungsmuster anzubieten (Induktion).³⁵

3.2 Die Erhebungsmethode

Die mir am sinnvollsten erscheinende Erhebungsmethode für die Beantwortung meiner Fragestellung waren Interviews, da das zu erforschende Thema Jugenderfahrungen waren, die bereits einige Jahrzehnte zurückliegen. Es kamen offene Leitfadeninterviews zum Einsatz, die teilstrukturierte Verfahren sind und auf einem Spektrum zwischen standardisiertem und narrativem Interview im

³² Zepke (2010), S.7

³³ vgl. ebd.

³⁴ Flick (2009), S.26

³⁵ vgl. Zepke (2010), S.8

Mittelbereich liegen. Bei dieser Art des Interviews legen Forscher_innen auf der Basis der gegebenen Fragestellung, sowie theoretischen und konzeptiven Vorüberlegungen die Themenblöcke und Fragestellungen für das Interview fest und verdichten diese zu einem Leitfaden. Im Interview ist es allerdings von großer Bedeutung, dass nicht bloß die Themen des Leitfadens behandelt werden, sondern dass auch Offenheit für neue, im Gespräch entstehende Themen und Aspekte gegeben ist.³⁶ Ich entschied mich – in Anlehnung an das narrative Interview – meine Interviews mit einer recht offenen und erzählgenerierenden Einstiegsfrage zu beginnen, die da lautete: „Ich würde gerne von Ihnen wissen, wie Ihr Leben als Jugendlicher/Jugendliche war. Was haben Sie denn immer so gemacht? Was war Ihnen wichtig? Erzählen Sie doch bitte mal.“

Diese Erzählaufforderung lässt die Gesprächspartner_innen selbst entscheiden, worüber sie erzählen möchten und gibt ihnen zunächst nur den Rahmen der Jugendzeit vor. Auf diese Weise war es möglich zu sehen, wer im Zusammenhang mit der eigenen Jugendzeit gleich an Musik denkt und bei wem andere Faktoren im Vordergrund standen. Im Anschluss an diese Eingangserzählung wurden die im Interviewleitfaden vorbereiteten Fragen gestellt, aber auch Raum für unvorhergesehene Themen und Erzählungen gelassen.

3.3 Die Einstiegsfrage

Ich würde gerne von Ihnen wissen, wie Ihr Leben als Jugendlicher/Jugendliche war. Was haben Sie denn immer so gemacht? Was war Ihnen wichtig? Erzählen Sie doch bitte mal.

3.4 Forschungsleitende Fragen im Leitfaden

- Welche Rolle spielte englischsprachige Rock- und Popmusik in Ihrer Jugend?
- Was macht(e) englischsprachige Rock- und Popmusik für Sie so begehrenswert?
- Wie sind Sie mit dieser Musik in Berührung gekommen?
- Haben Sie diese Musik gesammelt?
- Welche Bands haben Sie gern gemocht?

³⁶ vgl. ebd., S.30

- Ging Sie in Ihrer Jugend auf Konzerte?
- Welche Rolle spielten englische Liedertexte? Waren sie in irgendeiner Weise relevant oder gefielen vordergründig Musik und Rhythmus?
- Gab es Musiker, Bands, die eine zentrale Rolle für die Konstruktion der eigenen Identität spielten? Was war an ihnen so faszinierend? Was hatten sie, wie waren sie, wie sahen sie aus, wie sangen sie und welche dieser Charakteristika dienten als Schablone für die eigene Identitätskonstruktion?
- Waren Sie Musiksammler? Was haben Sie gesammelt?
- Würden Sie sich als Fan von einer bestimmten Band oder bestimmten Musiker_innen bezeichnen?
- Waren Sie selbst musikalisch aktiv? Zum Beispiel Mitglied einer Band?
- Haben Sie heute beruflich mit Musik zu tun?

3.5 Das Sampling

Neben der Wahl der Erhebungsmethode – in dieser Studie das offene Leitfadeninterview – und dem Auswertungsverfahren (siehe weiter unten), ist es von zentraler Bedeutung, dass eine Samplingstrategie zur Anwendung kommt, die dem Forschungsvorhaben angemessen ist. In der empirischen Sozialforschung beschreibt der Begriff des Sampling „die Auswahl einer Untergruppe von Fällen, d.h. von Personen, Gruppen, Interaktionen oder Ereignissen, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten untersucht werden sollen und die für eine bestimmte Population, Grundgesamtheit oder einen bestimmten (kollektiven oder allgemeineren) Sachverhalt stehen“³⁷. Vereinfacht gesagt wird unter Sampling die „Auswahl der Untersuchungseinheiten für eine Untersuchung“³⁸ verstanden, was auf diese Studie umgelegt wiederum die Auswahl von Personen oder Fällen, die befragt werden sollen, bedeutet. In der qualitativen Sozialforschung soll die Stichprobenbildung laut Harry Hermanns „ein Abbild der theoretisch relevanten Kategorien darstellen“³⁹ und da sich diese erst im Laufe der Untersuchung zeigen, können wir zunächst nicht wissen, welche Fälle sich im Laufe der Forschung als theoretisch relevant erweisen

³⁷ Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010), S.174

³⁸ ebd., S.173

³⁹ Hermanns (1992), S.116

werden. Somit kann die Auswahl der Fälle einer Studie vorab nicht festgelegt werden.⁴⁰

Um herauszufinden, wer interviewt werden muss um zu einem differenzierten Bild in Hinblick auf die Beantwortung der Forschungsfrage zu kommen, wurden bei vorliegender Studie drei Samplingverfahren kombiniert: das Theoretische Sampling, das Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien und das Snowball-Sampling.

3.5.1 Das theoretische Sampling

Das Verfahren des theoretischen Sampling ist Teil des von Barney Glaser und Anselm Strauss Anfang der 1960er-Jahre entwickelten sozialwissenschaftlichen Ansatzes der Grounded Theory. Damit soll im Laufe der Datenerhebung schrittweise über die Auswahl und die Zusammensetzung des empirischen Materials entschieden werden.⁴¹ Die ersten Fälle werden noch auf der Grundlage einer ersten vorläufigen Problemdefinition oder Fragestellung ausgewählt, aber nach und nach werden spezifische gegenstandsbezogene sozialwissenschaftliche theoretische Kategorien entwickelt, die dann die Auswahl der nächsten Untersuchungseinheiten leiten.⁴² Beim theoretischen Sampling geht es weniger um die Gewährleistung statistischer Repräsentativität der Stichprobe (etwa durch Zufallsauswahl), sondern darum die Datenauswahl nach dem Kriterium, welche Personen, Gruppen oder Fälle voraussichtlich einen möglichst großen Neuigkeitswert für die zu entwickelnde Theorie haben, zu treffen. Dies setzt allerdings eine Aufhebung der strengen Trennung zwischen Datenerhebung und erst im Anschluss daran stattfindender Auswertung voraus. Datenerhebung und Datenauswertung sollen eng verzahnt stattfinden, die Datenauswertung beginnt unmittelbar nach der Erhebung und in zirkulären Prozessen werden zusätzliche Gesprächspartner_innen, die neue Aspekte oder vertiefende Einsichten versprechen, hinzugefügt.⁴³ Wenn man das Verfahren des theoretischen Samplings ernst nimmt, ist nicht die Anzahl der erhobenen Fälle der Gradmesser für die adäquate Erfassung eines

⁴⁰ vgl. Rosenthal (2011), S.83

⁴¹ vgl. Zepke (2010), S.23

⁴² vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010), S.177

⁴³ vgl. Zepke (2010), S.23

Gegenstandsbereiches, sondern die sogenannte „theoretische Sättigung“ bei der Materialerhebung und -auswertung.⁴⁴ Von theoretischer Sättigung – und somit vom Zeitpunkt die Erhebung zu beenden – spricht man, sobald ausreichend viele Perspektiven erhoben wurden, durch weitere Interviews kaum mehr Neues zu erfahren ist und wenn neues empirisches Material das bisher entwickelte Verständnis vom Gegenstand nur weiter bestätigt oder höchstens noch minimal ausdifferenziert.⁴⁵

In der vorliegenden Studie war das theoretische Sampling während des gesamten Forschungsverlaufs das übergeordnete Fallauswahlverfahren. Als Vorbereitung und Ergänzung erwies sich allerdings eine Kombination des theoretischen Samplings mit dem Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien und dem Snowball-Sampling als sinnvoll.

3.5.2 Das Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien

Da der Fokus der Studie auf Jugenderfahrungen von den 1960er-Jahren bis in die 1980er-Jahre lag, wurde nach Interviewpartner_innen gesucht, deren Jugend in diesen Zeitraum fiel. Der Faktor Alter war das einzige Kriterium, das vorab festgelegt war.

Auch wenn die Interviewpartner_innen nicht nach dem Kriterium Geschlecht ausgewählt wurden, war es dennoch auffällig und für die Auswertung aussagekräftig, dass sich das Sample aus 24 Männern und nur 8 Frauen zusammensetzte (mehr dazu weiter unten). Ein weiteres Kriterium, das nicht vorab definiert, aber für die Auswertung relevant war, waren regionale Unterschiede und Differenzen, die in Verbindung mit dem Aufwachsen in der Stadt oder auf dem Land stehen.

3.5.3 Das Snowball-Sampling

Das Schneeballverfahren orientiert sich an den Beziehungen, die im Feld vorhanden sind: Interviewpartner_innen empfehlen andere Personen im Feld, mit denen sie in

⁴⁴ vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010), S.182

⁴⁵ vgl. Zepke (2010), S.23

Kontakt stehen.⁴⁶ Insofern hilft das Schneeballverfahren dabei, „das Feld zu erschließen und die relevanten Personen eines Feldes ausfindig zu machen“ und kann so „einen fruchtbaren Zugang zur inneren Strukturierung des Feldes und zu den Kontrasten im Feld bieten“, vorausgesetzt es wird bewusst vermieden in bestimmten „Netzwerkstrukturen verhaftet zu bleiben“.⁴⁷

In dieser Studie kam das Schneeballverfahren über verschiedene Zugänge in Gang. Es ist aber wesentlich festzuhalten, dass das Snowball-Sampling immer mit den Kriterien, die sich aus dem Theoretischen Sampling ergaben, abgestimmt wurde.

3.5.4 Die konkrete Vorgehensweise

Zu Beginn dieser Studie war, was die Zusammensetzung der Stichprobe betrifft, nur klar, dass Personen interviewt werden sollten, die in den 1960er- und/oder 1970er-Jahren Jugendliche waren. Nun könnten sich berechtigterweise zwei Fragen aufdrängen: Warum Jugendliche? Warum in den 1960er- und 1970er-Jahren? Da sich Jugend ab den 1960er-Jahren als Folge der Bildungsexpansion, veränderter elterlicher Erziehungsziele, einer zunehmenden kulturellen Autonomie der Jugendlichen und dem Wirken einer jugendspezifischen Konsum- und Unterhaltungsindustrie zu einer relativ eigenständigen Lebensphase entwickelte⁴⁸, kann angenommen werden, dass sich in diesem und dem darauffolgenden Jahrzehnt neue Wege, Möglichkeiten und Formen der Identitätsfindung für österreichische Jugendliche auftaten. Darüber hinaus ist die Jugend – laut Shell-Jugendstudie definiert als die Altersspanne zwischen dem 12. und dem 25. Lebensjahr⁴⁹ und laut den Vereinten Nationen zwischen dem 15. und dem 25. Lebensjahr⁵⁰ – als Phase zwischen Kindheit und Erwachsensein eine Periode des Ausprobierens verschiedener Identitäten. Die Jugendlichen sind auf der Suche nach ihrem Platz in der Gesellschaft und übernehmen die Rolle von Konsumenten am Markt. Sie bekommen Geld, das sie

⁴⁶ vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010), S.180

⁴⁷ ebd., S.181

⁴⁸ vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Jugend>

⁴⁹ vgl. http://www.shell.de/ueber-uns/die-shell-jugendstudie/multimediale-inhalte/_jcr_content/par/expandablelist_643445253/expandablesection.stream/1456210165334/d0f5d09f09c6142df03cc804f0fb389c2d39e167115aa86c57276d240cca4f5f/flyer-zur-shell-jugendstudie-2015-auf-deutsch.pdf (S.4)

⁵⁰ vgl. <https://www.unric.org/html/german/pdf/2010/UN-Youth-Year-Brochure-German-web.pdf> (S.4)

in Konsumgüter investieren und auch der Mediensektor erlangt für die Jugendlichen besondere Bedeutung.⁵¹

Mein Sampling begann mit der Suche nach potenziellen Interviewpartner_innen, auf die das vorab festgelegte Kriterium „in den 1960er- und/oder 1970er-Jahren jugendlich (zwischen 12 und 25 Jahre alt) gewesen zu sein“ zutraf. Folgender Interviewaufruf wurde an Pinnwänden der Supermärkte Spar, Billa, Hofer, an der Pinnwand des NIG der Universität Wien und auf der Facebookseite der Forscherin angebracht:

„Waren Sie in den 1960er- oder 1970er-Jahren jugendlich (zwischen 12 und 25 Jahre alt)? Dann würde ich mich freuen von Ihnen zu hören! Ich forsche zum Thema Jugend in Österreich in den 1960er- und 1970er-Jahren und suche im Moment gesprächsbereite Menschen, die mir in einem Interview über ihre Jugendzeit erzählen möchten. Wenn Sie sich angesprochen fühlen oder weitere Fragen haben, melden Sie sich bitte telefonisch oder per Email bei mir.“

Daraufhin meldete sich der 1956 geborene Wiener EB. Das Interview mit ihm war interessant und aufschlussreich, weil sich herausstellte, dass englischsprachige Rock- und Popmusik in seiner Jugend und auch in seinem weiteren Leben eine untergeordnete Rolle spielte (mehr dazu im Kapitel „Zusammenfassende Themenanalyse“). Man mag sich nun fragen, warum nicht von Anfang an nach Interviewpartner_innen gesucht wurde, für die englischsprachige Rock- und Popmusik eine zentrale Bedeutung hatte und dieser Einwand ist berechtigt. Allerdings wollte ich meine Annahme, ob diese Musik für viele österreichische Jugendlichen in den 1960er- und 1970er-Jahren eine identitätsstiftende Funktion hatte, überprüfen, ohne explizit danach zu fragen. Nach den ersten vier Interviews, bei denen auf die Eingangsfrage Erzählungen zu allen möglichen Themen folgten, aber Musik erst zu einem recht späten Zeitpunkt durch eine Frage der Forscherin zur Sprache kam, wurde eine Konkretisierung und Präzisierung des Interviewaufrufs – der zu diesem Zeitpunkt auch bereits oft über mündliche Kanäle weitergereicht wurde – nötig.

⁵¹ vgl.

https://www.soz.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_soziologie/Personen/Institutsmitglieder/Richter/Sechster_Jugendbericht_Richter_27-32.pdf (S.28)

In den ersten vier Interviews, die über das Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien zustande gekommen waren, stellte sich heraus, dass man offensichtlich nicht davon ausgehen konnte, dass Musik in der Biographie fast eines/einer jeden Jugendlichen eine Rolle spielte. Allerdings hatte dieser nicht gerade gelungene Einstieg ins Feld zur Folge, dass zwei der Interviewpartner_innen weitere Personen empfahlen, die sie kannten und für die, ihrer Erinnerung nach, englischsprachige Rock- und Popmusik im Jugendalter eine wesentliche Rolle gespielt hatte. Diese Art des Samplings nennt man Snowball-Sampling beziehungsweise Schneeballverfahren (siehe oben). In der vorliegenden Studie kam es zu verschiedenen Zeitpunkten zum Einsatz und wurde mit dem übergeordneten Stichprobenziehungsverfahren des theoretischen Samplings abgestimmt. Im Laufe der Erhebung ergaben sich in Bezug auf die Auswahl der Interviewpartner_innen folgende Schneeballeffekte, die auch den sich nach und nach entwickelnden theoretischen Kategorien gerecht wurden:

Zu Beginn der Erhebungsphase wurde ein Interviewaufruf an Pinnwänden der Supermärkte Spar, Billa, Hofer in Wien, an der Pinnwand des NIG der Universität Wien und auf der Facebookseite der Forscherin angebracht. Hier kam das „Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien“ zum Einsatz, weil ich nach Interviewpartner_innen suchte, die in den 1960er- und 1970er-Jahren Jugendliche (12-25 Jahre alt) waren. Diese Samplingmethode eignete sich sehr gut als Einstieg ins Feld. Auf den Interviewaufruf meldeten sich EB (m, 1956, Wien), BR (w, 1966, Wien) CW (w, 1945, Wien) und PW (m, 1950, Wien). Diese Gespräche waren allesamt sehr aufschlussreich um ein Gespür für Jugenderfahrungen verschiedener Generationen, in diversen Wiener Gemeindebezirken, in unterschiedlichen Milieus (sozioökonomisch, bildungstechnisch) zu bekommen. Sie können als wertvolle Hintergrundfolien dieser Studie bezeichnet werden, die punktuell zur Kontextualisierung oder Ergänzung in die „Zusammenfassende Themenanalyse“ Eingang gefunden haben, aber aufgrund des fehlenden oder äußerst marginalen Interesses an englischsprachiger Rock- und Popmusik nicht als Einzelfälle in ihrer Gesamtheit interpretiert und rekonstruiert wurden.

Folglich wurde der Interviewaufruf entsprechend adaptiert:

„Waren Sie in den 1960er- oder 1970er-Jahren jung (zwischen 12 und 25 Jahre alt) und spielte Musik eine zentrale Rolle in Ihrem Leben? Dann würde ich mich freuen von Ihnen zu hören! Ich forsche zum Thema „Die Relevanz von englischsprachiger Rock- und Popmusik für österreichische Jugendliche von den 1960er-Jahren bis in die 1980er-Jahre“ und suche im Moment gesprächsbereite Menschen, die mir in einem Interview über ihre Jugendzeit erzählen möchten. Wenn Sie sich angesprochen fühlen oder weitere Fragen haben melden Sie sich bitte telefonisch oder per Email bei mir.“ Daraufhin meldeten sich WSm (m, 1956, Salzburg, lebt jetzt in Wien), TE (m, 1962, Wien), die in ihrer Jugend sehr musikinteressiert waren. Beide Interviews wiesen interessante Vergleichsebenen auf: Jugend in den 1960er-Jahren in Salzburg versus Jugend in den 1970er-Jahren in Wien.

Der eingangs interviewte PW (m, 1950, Wien) stellte sich als Schlüsselperson heraus, der über viele Kontakte verfügte und durch den ein Snowball-Sampling in Gang kam. Er stellte den Kontakt zu CZ (m, 1950, Wien) und MB (m, 1954, Wien) her, die beide für ein Interview zur Verfügung standen. MB erwähnte PV (m, 1955, Wien), der bereits als Schüler bei der Schülerzeitung (später Jugendzeitschrift) Rennbahn Express mitgearbeitet hatte, sowie DG (w, 1963, Wien) und WG (m, 1962, Wien), die beide bei der Ö3 Musicbox mitgewirkt hatten, die von vielen Interviewpartner_innen als Schlüsselmedienformat für musikinteressierte Jugendliche galt.

CL (m, 1960, Wien) meldete sich auf den Interviewaufruf. Er stellte den Kontakt zu EW (m, 1956, OÖ Land, dann Linz) her, der bis zu seinem Umzug nach Wien 1986 in Oberösterreich, zuerst in einem kleinen Ort im Mühlviertel und später in Linz lebte. Um eine weitere Vergleichsebene einzuziehen wollte ich im Anschluss Personen interviewen, die ihre Jugend in ländlichen Gegenden und oberösterreichischen Kleinstädten verbracht hatten. EW konnte den Kontakt zu HZ (m, 1960, OÖ Land) und HL (w, 1960, OÖ Land) herstellen, die er noch aus seiner Jugend kannte. HZ dachte wiederum an KS (m, 1950, OÖ Land).

TB (m, 1975, Wien) meldete sich genau wie SH (w, 1970, Wien), VK (w, 1975, Wien), SK (m, 1971, Wien) und TA (m, 1980, Steiermark) auf den zweiten Interviewaufruf. SH empfahl CA (w, 1969, Wien) und diese JJ (m, 1972, Bremen, D). TA empfahl HR (m, 1964, Linz), dieser stellte wiederum den Kontakt zu DK (m, 1975, Linz) und RK (m, 1967, Linz) her. DK brachte mich mit OB (m, 1952, Burgenland) in Kontakt. DS (w, 1958, Steiermark) fragte ich für ein Interview an, diese wollte aber nur gemeinsam

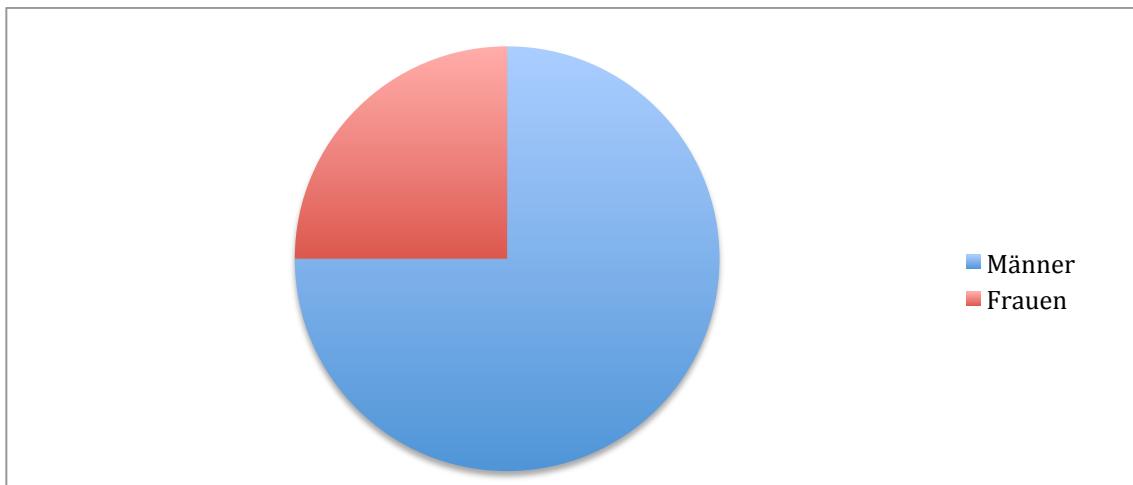
mit ihrem Partner WSc (m, 1953, Steiermark) befragt werden. HG (m, 1939, Linz) und RR (m, 1953, Wien) wurden dem theoretischen Sampling folgend von mir kontaktiert, weil sie Schlüsselpersonen im Radio waren bzw. sind. RR nahm zum Interview MS (m, 1952, Wien) mit, der als wichtige Figur in der österreichischen Musikszene gilt.

3.6 Die Stichprobe

Insgesamt wurden 32 Personen – in 28 Einzelinterviews und zwei Zweierinterviews, weil diese Personen nur gemeinsam ein Interview geben wollten – von mir befragt. Von den 32 befragten Personen, waren 24 männlich und 8 weiblich, was den Schluss nahelegt, der sich wiederholt bestätigt hat, dass Männer eher das Gefühl haben etwas Wichtiges zu meinem Forschungsthema zu sagen zu haben als Frauen. Sehr gut lässt sich das anhand des Zweierinterviews von DS und WSc veranschaulichen. Eigentlich hatte ich DS für ein Interview angefragt, weil bereits gegen Ende der Erhebung zirka drei Viertel der Befragten Männer gewesen waren. DS wollte aber nur gemeinsam mit ihrem Partner WSc ein Interview geben. Gleich zu Beginn des Interviews, das wir an ihrem gemeinsamen Arbeitsplatz führten, brachte DS mit der Aussage „Also dadurch, dass ich jetzt, ich bin ja 5 Jahre jünger als der WSc, hat er das viel mehr mitgekriegt eigentlich wie ich. Aber damals war halt, nein sag du das“ (Zeile 22-24) auf den Punkt, was als wichtige Erkenntnis meiner Studie zu werten ist, nämlich dass Frauen der Überzeugung zu sein scheinen, dass sie zum Thema Relevanz englischsprachiger Rock- und Popmusik in der Jugend weniger zu sagen haben als Männer. Verschiedene Gründe dafür sind denkbar: Erstens könnte es sein, dass englischsprachige Rock- und Popmusik in der Jugend von Frauen eine weniger wichtige Rolle spielte als in der von Männern. Zweitens wäre es möglich, dass Frauen denken, dass sie zu diesem Thema weniger zu sagen hätten als Männer, weil sie gewohnt sind ihre Erfahrungen und Erzählungen zu diesem Thema als weniger wertvoll und interessant anzusehen als die von Männern.

Das Geschlechterverhältnis der Interviewten liegt bei 3:1 – auf drei befragte Männer kam eine Frau.

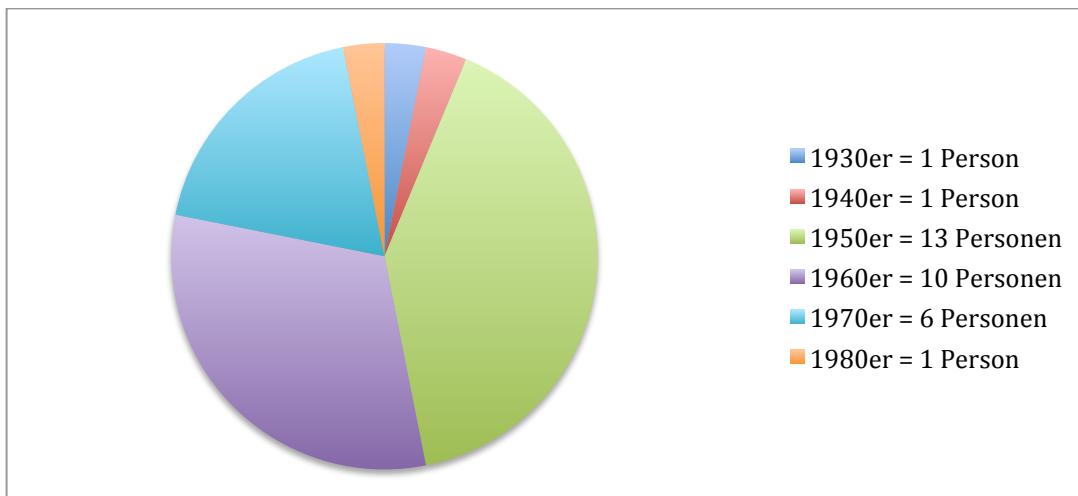
3.6.1 Geschlechterverhältnis der Interviewten



Die 32 Interviewten wurden zwischen 1939 und 1980 in den Bundesländern Wien, Oberösterreich, Burgenland, Steiermark und Salzburg geboren. Mehr als zwei Drittel der Befragten wurden entweder in den 1950er-Jahren oder in den 1960er-Jahren geboren. Das Geburtsjahr von 6 Interviewpartner_innen entfällt auf die 1970er-Jahre. Der älteste Interviewpartner kam 1939 zur Welt und der jüngste im Jahr 1980. Eine Interviewpartnerin wurde 1945 geboren.

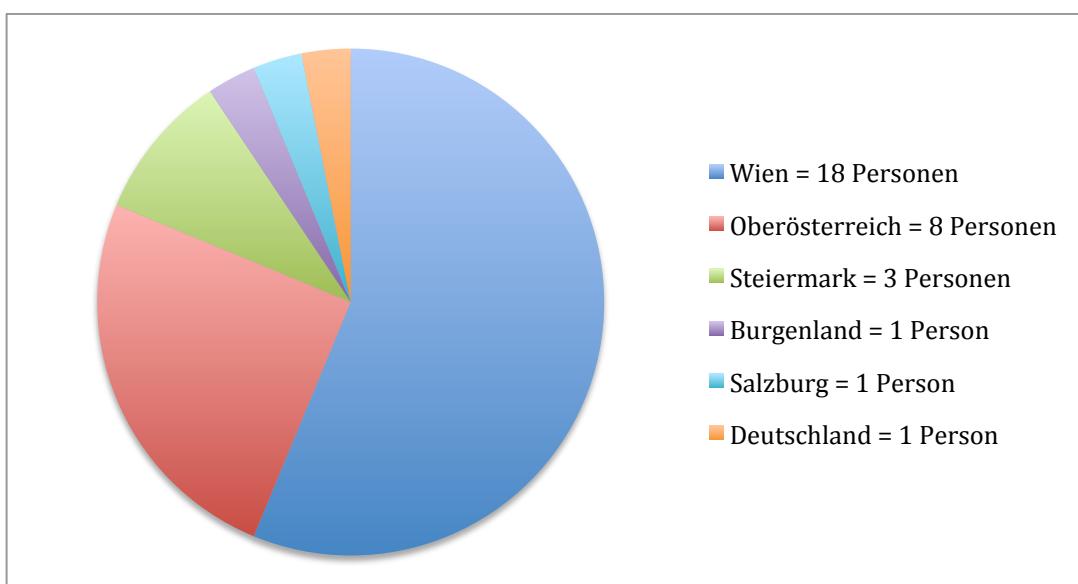
Das Diagramm verdeutlicht, dass die meisten Interviewten, nämlich 13 Personen, in den 1950er-Jahren geboren wurden, gefolgt von 10 Personen in den 1960er-Jahren und 6 Personen in den 1970er-Jahren. Diese Gewichtung war intendiert, da das Kerninteresse meiner Studie auf dem Leben von Jugendlichen in den 1960er- und 1970er-Jahren liegt.

3.6.2 Anzahl der Interviewten pro Geburtsjahrzehnt



Die Befragten verbrachten ihre Jugend in den Bundesländern Wien (18 Personen: 16 davon in Wien geboren; 1 davon in Ungarn geboren, kam aber mit 1,5 Jahren nach Wien; 1 davon in Polen geboren, kam mit 4 Jahren nach Wien), Oberösterreich (8 Personen: 4 Personen verbrachten ihre Jugend in Linz, 4 in oberösterreichischen Kleinstädten bzw. Dörfern), Steiermark (3 Personen: Mürzzuschlag, Krieglach und Bruck an der Mur), Burgenland (1 Person: Oberwart) und Salzburg (1 Person in Salzburg Stadt). Ein Interviewpartner verbrachte seine Jugend in Bremen (Deutschland) und ist somit als interessanter Vergleichsfall für die vorliegende Studie zu werten.

3.6.3 Lebensmittelpunkt in der Jugend



3.7 Die Erhebung: Durchführung, Sicherung und Transkription der Daten

Die Erhebung fand zwischen Mai 2010 und November 2012 statt. Es wurden 32 Personen mit der Erhebungsmethode des offenen Leitfadeninterviews – das lose strukturiert und dennoch flexibel gegenüber unerwarteten Wendungen ist⁵² – befragt. Die Gespräche fanden an unterschiedlichen Orten statt, die in den meisten Fällen von den Interviewteilnehmer_innen vorgeschlagen wurden um eine ihnen angenehme Gesprächsatmosphäre zu gewährleisten: einerseits in den Wohnungen

⁵² vgl. Zepke (2010), S.30

oder an den Arbeitsplätzen der Gesprächspartner_innen und andererseits in Lokalen oder am Arbeitsplatz der Forscherin.

Die Dauer der Gespräche reichte von 48 Minuten bis zu 3 Stunden. Vor dem Gespräch wurden den Interviewpartner_innen die Gründe für die Aufzeichnung erklärt, zudem dass die Interviewergebnisse anonymisiert in meine Dissertation Eingang finden würden und es wurde ihre Zustimmung mit der Unterzeichnung einer Einverständniserklärung eingeholt.

Die Interviewdaten wurden durch einen Mitschnitt des Gesprächs mit einem mp3-Player mit Mikrofonaufsatzz gesichert um sie später in Texte umwandeln zu können.

Ein Vorteil der Aufnahme liegt darin, dass die Interviewerin nicht durch das Protokollieren vom Gespräch abgelenkt ist. Außerdem gehen bei einem reinen Gedächtnisprotokoll oder bei einer Mitschrift von Interviews zu viele Nuancen verloren und Originalzitate sind nicht mehr möglich. Ein genauer Tonbandmitschnitt ist für die meisten qualitativen Auswertungsmethoden notwendig.⁵³

Nach der Gesprächsaufzeichnung müssen die Daten des Tonbandmitschnitts in Texte umgewandelt werden. Dieser Vorgang wird Transkription genannt und es lassen sich drei unterschiedlich ausführliche Formen unterscheiden: die lautmalerische Transkription, die literarische Umschrift und das selektive Transkribieren.⁵⁴ Bei vorliegender Studie wurde die Form der literarischen Umschrift gewählt, wobei das gesprochene Wort in Schriftdeutsch übersetzt wird um so einen gut lesbaren Text entstehen zu lassen. „Diese Vorgehensweise ist häufig am sinnvollsten, da hier ein gut handhabbarer Text daraus entsteht, alle wesentlichen Aussagen und Nuancen darin aber auch enthalten sind.“⁵⁵ Ein Nachteil dieses Verfahrens besteht darin, dass Feinheiten, Ambivalenzen und Zweifel auf dem Weg von der Aufnahme zum Transkript verloren gehen können. Aufgrund der immensen Datenmenge und des beachtlichen Mehraufwands, den eine lautmalerische Transkription bedeutet hätte, wurde dieser Nachteil in Kauf genommen.

⁵³ vgl. Zepke (2010), S.44

⁵⁴ vgl. ebd.

⁵⁵ ebd., S.44-45

3.8 Interviewhaltung und -technik

Am Beginn des Interviews ist es wichtig eine angenehme Gesprächsatmosphäre herzustellen. Die Interviewpartner_innen sollen über den Kontext des Interviews und die Verwertung der Ergebnisse informiert werden. Für die Interviewerin ist es ein Gebot in der Fragehaltung zu bleiben, also davon abzusehen eigene Anschauungen und Meinungen in das Interview einzubringen. Des Weiteren ist es wichtig „den Interviewten einen maximal großen Spielraum beim Beantworten der Fragen und bei der Reflexion über den Forschungsgegenstand zu geben“⁵⁶ und dabei einen Überblick über den Gesprächsverlauf zu behalten.

Dem Paradigma der nondirektiven Gesprächsführung – das C. R. Rogers im Rahmen seiner klient_innenzentrierten Gesprächspsychotherapie entwickelte – folgend wurden in der vorliegenden Studie einfache und offene Fragen gestellt um ein reflexionsförderliches Gesprächsklima zu etablieren. Die Gesprächspartner_innen sollen aufgefordert werden Beispiele zu bringen oder einen bestimmten Sachverhalt zu konkretisieren. Interviewer_innen sollen das eigene Verständnis des Gesagten überprüfen, indem sie es zusammenfassen und so signalisieren, dass sie aktiv zuhören. Wenn Pausen im Gespräch entstehen, ist es wichtig diese zuzulassen um dem Gegenüber Zeit zum Nachdenken zu lassen. Um vermeintlich Selbstverständliches einer vertieften Beschreibung zugänglich zu machen ist es nötig sich als Interviewer_in nicht zu scheuen nachzufragen, sich also zu einer „Expertise des Nichtwissens“ zu bekennen. „Je offener und unverstellter sich Interviewer_innen geben, desto eher werden auch die Gesprächspartner_innen sich öffnen.“⁵⁷

3.9 Die Auswertung des Datenmaterials

Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte einerseits mit Einzelfallanalysen im Sinne der Grounded Theory – bei denen verborgene (latente) Inhalte der enthaltenen Aussagen aufgedeckt und freigelegt werden sollen⁵⁸ – und andererseits mit dem Textinterpretationsverfahren der Themenanalyse⁵⁹ – mit der ein Überblick über die

⁵⁶ ebd., S.31

⁵⁷ Zepke (2010), S.32

⁵⁸ vgl. ebd., S.47

⁵⁹ vgl. Froschauer/Lueger (2003), S.158

Themen eines Interviews gewonnen werden kann. Eine Kombination der beiden recht unterschiedlichen Verfahren erschien sinnvoll, da Einzelfallanalysen sehr zeitintensiv sind und in der Regel zu einer Vermehrung des Textmaterials führen, während sich Themenanalysen mit einer Zusammenfassung der zentralen Themen bescheiden, also ein Textreduktionsverfahren sind. Die Gespräche mit sieben Personen in sechs Interviews wurden als Einzelfälle analysiert und interpretiert. Sie finden sich gleich anschließend in Kapitel 4. In Kapitel 5 werden die zentralen Themen aller 32 Gespräche in einer Zusammenfassenden Themendarstellung präsentiert.

4. Einzelfallanalysen

Auf den folgenden Seiten werden Gespräche mit sieben ausgewählten Personen einer Interpretation und Rekonstruktion unterzogen. Es sollen die Fälle in ihrer Eigendynamik, mit ihrem jeweils individuellen Sinn dargestellt werden. Von diesen sieben Personen hatten drei ein sehr ausgeprägtes Interesse an englischsprachiger Rock- und Popmusik. Bei den vier weiteren Gesprächspartner_innen standen – wenn auch Musik eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielte – andere Aktivitäten im Vordergrund, die in ihrer Jugend eher identitätsstiftend waren als Musik. Diese Fälle sind wertvolle Kontrastfälle.

4.1 DS (weiblich, geboren 1958, Steiermark) + WSc (männlich, geboren 1953, Steiermark)

Gleich auf meine einleitende Frage, wie die Situation der beiden Gesprächspartner_innen in ihrer Jugendzeit in der Steiermark war, antwortet DS mit einem sehr aussagekräftigen Statement: „Also dadurch, dass ich jetzt, ich bin ja 5 Jahre jünger als der WSc, hat er das viel mehr mitgekriegt eigentlich wie ich. Aber damals war halt, nein sag du das“ (Zeile 22-24).

DS stellt sich unter den Scheffel, spricht WSc den Expertenstatus zu, obwohl es bei der Frage um die jeweils persönlichen Erfahrungen in der Jugend ging. Es geht um etwas Persönliches, um etwas Individuelles, aber es scheint schon hier um Konkurrenz zu gehen, wer kennt sich besser aus, wer weiß mehr, wer hat das „viel mehr mitgekriegt“ als der/die Andere.

An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass ich das Interview telefonisch mit DS vereinbarte und sie von Anfang an darauf bestand das Interview gemeinsam mit ihrem Partner WSc zu geben, mit dem sie bereits seit Jugendjahren in einer Beziehung ist und seit 1987 ein Plattengeschäft in Wien betreibt.

Aus diesem Grund ist es nicht weiter verwunderlich, dass sie gleich zu Beginn ihren Partner – den Mann – vorschiebt, damit er mir die Dinge erklärt. Aber was hat es damit auf sich? Warum überlässt sie ihm die Bühne? Es könnte sein, dass sie keine Lust hat ein Interview zu geben, oder dass sie das Gefühl hat weniger zu wissen als ihr Partner und ihm folglich den Expertenstatus überlässt und sich als Frau

präsentiert, die zwar auch an Musik interessiert war und ist, sich aber nicht so gut auskennt.

Die Antwort, die auf die Aufforderung von DS an ihren Partner, dass er doch sprechen solle, weil er viel mehr mitgekriegt habe, folgt, ist folgende: „Ganz einfach. Wenn du da (in der Steiermark) anders warst, als die Anderen, da gibt es auch viele rechte und konservative Leute und ich hab sehr lange Haare gehabt, nicht weil ich unbedingt ein Hippie war, mich haben sie eher so als, ja als runtergekommenen Rocker bezeichnet irgendwie“ (Zeile 25-28).

Man musste in die Gesellschaft hineinpassen, sich anpassen, so sein und so aussehen wie die Anderen. WSc zeichnet das Bild einer Gesellschaft, wo es viele rechte und konservative Leute gibt. „Wenn du da anders warst“ ... ist der Beginn des Satzes, aber WSc schweift dann ab, erklärt mir genauer, was anders sein bedeutete, nämlich „sehr lange Haare“ zu haben. Er führt aber den Satz (noch) nicht zu Ende und so stellt sich die Frage, was die Konsequenz des Andersseins war. Zu sagen, dass er „sehr lange Haare“ hatte, war nicht genug, er wollte klarstellen, dass er „nicht unbedingt ein Hippie war“, sondern „sie“ – es ist anzunehmen, dass er die Mehrheitsgesellschaft meint – ihn als „runtergekommenen Rocker“ bezeichnet hätten.

Es ist schwer vorstellbar, dass „konservative, rechte Leute“ zwischen Hippie und Rocker unterscheiden konnten bzw. dass sie so eine Unterscheidung interessiert hätte, dass sie überhaupt über diese Worte, dieses Vokabular verfügt haben. Auf mich macht diese Stelle eher den Eindruck als wollte sich WSc von den Hippies abgrenzen und sich selbst als „runtergekommenen Rocker“ bezeichnen.

WSc grenzt sich mit den Worten „mit Love and Peace hab ich es nicht so drauf gehabt, obwohl ich natürlich den Hendrix liebe und so, aber diese ganze Woodstock Geschichte war mir zwar nicht unsympathisch, aber ich war ein bisschen rauer wie die“ (Zeile 30-32) von den Hippies ab. Konzepte wie Liebe und Frieden waren ihm weniger wichtig als rau zu sein, zumindest legt er in Retrospektive Wert auf diese Darstellung.

WSc kommt also vom Anderssein in einer konservativen Gesellschaft, was er zuerst an den sehr langen Haaren festmacht, zur Abgrenzung von der Hippiebewegung und macht deutlich, dass er als „runtergekommener Rocker“ gesehen werden wollte.

Identifikation: „So wie die will ich sein!“

Als auslösendes Ereignis – oder als Initiationsritus – nennt WSc das Jahr 1969 als André Heller – wahrscheinlich in der Ö3-Sendung Musicbox, aber das sagt WSc an dieser Stelle nicht – die erste LP von der Band Stooges spielte.

„Der hat die ganze LP durchgespielt und ich habe die Aufgabe gemacht, da hab ich dann die, nach der LP, den Schulsack in die Ecke geworfen und mir gedacht: So wie die will ich sein!“ (Zeile 35-37).

Diese starke Identifikation mit einer Musikgruppe und den Willen diese zu imitieren brachte auch OB mit den Worten „Ich wollte genau so sein wie die“ (Zeile 151) zum Ausdruck und RK sagte „Ich wollte immer der Joe Strummer sein, klar, The Clash“ (Zeile 776).

Für WSc waren die Stooges Identifikationsfiguren. Als er die erste LP von den Stooges zum ersten Mal im Radio hörte, war er 16 Jahre alt und hat sich offenbar dann und dort bewusst gegen die Schule, gegen das Lernen – obwohl das natürlich schon früher passiert sein könnte – und für eine Orientierung am Leben dieser Musiker entschieden. Dieses Szenario sollte man sich einmal vergegenwärtigen. Man hört eine Platte und will so sein wie diese Band. Dabei weiß man doch gar nicht, wie die sind. Man weiß nur, wie sie klingen. Man weiß nur, wie diese eine LP klingt. Und dann kommt die Phantasie ins Spiel. Was verbindet man mit diesem Klang, mit diesen Tönen? Welchen Lebensstil, welche Art zu leben? Was ist an diesen Tönen so faszinierend und bewegt einen 16-jährigen Jungen dazu zu sagen „So wie die will ich sein“? Sind es die fehlenden Perspektiven im realen Leben? Die fehlenden männlichen Vorbilder in der eigenen Umgebung? Will man die konservative Gesellschaft hinter sich lassen und so rau und wild sein können, wie diese Vorbilder? Geht es auch um Aggression und Aggressionsabbau, wenn WSc davon spricht, dass ihn „raue Hunde“ (Zeile 38) immer mehr interessiert haben als „dieses wache Herumtun“ (Zeile 39-40)? Kommen in der Musik der Stooges die eigenen Gefühle und Aggressionen besser zum Ausdruck als bei Bands mit weicheren Klängen? Fühlt man sich von ihnen verstanden? Findet man sich selbst in der Musik wieder, weil man das eigene innere Chaos in der Musik wiedererkennt? Ist das Hören dieser Musik ein Ventil für eigene Frustrationen und ist das „so wie die will ich sein“, ein Kopieren-wollen um sich den eigenen Frust und die eigene Aggression vom Leib zu spielen?

Diese Musiker werden sofort zu Projektionsflächen. Man identifiziert sich mit ihnen. Man findet sich in ihnen wieder. Vielleicht hat dieser raue, wilde Klang was mit dem eigenen Leben zu tun, das auch rau und hart war? „Dieses wache Herumtun“ wie es WSc nennt, hat ihn nicht so interessiert. Vielleicht waren in der weicheren Musik seine Gefühle nicht so drinnen. Vielleicht ging es bei ihm um Themen wie Aggression und Frust und Hass und nicht um Liebe und Frieden.

WSc beschreibt die LP der Stooges als etwas ganz Neues: „So was hab ich bis dorthin noch nicht gehört“ (Zeile 37).

Er habe zwar davor schon Musik von den Beatles, Stones, Pretty Things gehört – „alles raue Hunde“ (Zeile 38) – macht aber dann klar, dass er Pretty Things besser fand als Beatles und Rolling Stones. Und dass ihn Small Faces, Sam Gopal und Edgar Broughton mehr interessiert haben als „kommerz“ – WSc spricht das Wort nicht zu Ende aus, meint wahrscheinlich kommerzielles, sagt dann aber – „bekanntes Zeug“ (Zeile 47). Von den Beatles war Helter Skelter seine Lieblingsnummer, was eine für Beatles-Verhältnisse raue und harte Nummer war. Es ist ihm ganz wichtig auf den Punkt zu bringen, dass er sich mehr für raue Undergroundmusik als für weiche und bekannte – damit meint er wohl populäre – Kommerzmusik interessiert hat. Folglich konkludiert WSc mit den Worten: „Ich hab mich eher für den Underground interessiert“ (Zeile 47).

Auf meine Frage, wie er Informationen über den Underground bekommen habe, antwortet WSc überraschenderweise mit:

„Das war ganz einfach, ich hab schon 1966 angefangen mich für die Stones zu interessieren, weil ich hab daheim so was nicht sehen dürfen und ich war immer bei meiner Oma und die hat mich gefördert. Die hat gesagt, du kannst dir anschauen, was du willst und am Wochenende war ich immer bei meiner Oma und das war ziemlich super, weil da hab ich können anschauen, was ich will und die hat mir immer Geld gegeben für LPs und meine Mutter hat gesagt: ja keine Rauschgift-LPs, sonst wird er mir bald rauschgiftsüchtig und so einen Topfen halt, wie das damals halt so üblich war. Da hat es ja auch oft Sendungen gegeben im Fernsehen, da hat man dann eben schon so britische, amerikanische Bands weniger, aber eher britische Bands gesehen, die nicht so lustig und angepasst waren und das war sehr angenehm. Dann bin ich immer zu meiner Oma oder zu meinem Onkel, eigentlich zu meinem Cousin und der Onkel und die Tante waren auch sehr nett und da haben wir können tun, was wir

wollen haben. Wir haben natürlich immer geschaut, was los ist mit langen Haaren, Lederjacken, nicht unbedingt ein Blumerlhemd, so ein abgerissenes T-Shirt oder irgendwas, weil wir wollten so ausschauen wie die Stooges, weil wir damals halt schon, kurze Zeit später diese zweite LP erworben haben die Fun House und da haben wir gesehen wie die wirklich ausschauen, das hat uns gut gefallen, dass da so ein Loch ist in der Jean und dreckige, abgewetzte Stiefel, die braucht man nicht putzen und eine Lederjacke war mir lieber als eine Blumenjacke (lacht)“ (Zeile 49-72).

Förderung

WSc hat bereits 1966 – also im Alter von 13 Jahren – begonnen sich für die Rolling Stones zu interessieren. Daheim durfte er „so was“ nicht sehen, deshalb war er am Wochenende immer bei seiner Oma, die ihn „gefördert“ und auch verwöhnt hat. Sie hat gesagt: „Du darfst dir anschauen, was du willst.“ WSc verwendet hier sogar die direkte Rede. Und sie hat ihm auch immer Geld für LPs gegeben. Die Mutter war strenger und hat ihm gesagt: „Ja keine Rauschgift-LPs, sonst wird er mir bald rauschgiftsüchtig.“ Das dürfte eine Angst der Mutter gewesen sein, die WSc als „Topfen“ abtut.

Auch in anderen Interviews kam die Förderung durch die Großmutter zur Sprache. RK: „Ich hab von meiner Großmutter immer Geld gekriegt und da hab ich mir dann, glaube ich, 4 Schallplatten sind sich ausgegangen von dem Geld und ich hab die gekauft und dann sind sie mir halt verpackt worden und unter den Weihnachtsbaum gelegt worden“ (Zeile 78-81). DK, der Bruder von RK, mit dem ich auch ein Gespräch führte, stellt RKs Förderung durch seine Großmutter noch genauer dar: „Ja, mein Bruder hatte das Glück, dass er eine Großmutter hatte, die einen Narren an ihm gefressen hat und der hat alles bekommen, was er wollte. Die hat das Geld meines Opas, der ein relativ angesehener Schneider in der Stadt war, verwaltet und zweckentfremdet. Also mein Bruder hat sich immer alles leisten können, was er wollte. Nicht dass er jetzt irgendwie reich gewesen wäre, aber er hat halt Unmengen an Platten kaufen können (...), weil so viele Platten hat nicht jeder kaufen können. Der Schlagzeuger schon, der schon arbeiten gegangen ist und die anderen, die halt einen

Job gehabt haben, aber er war ja Schüler, das war ja eigentlich nicht leistbar sonst“ (Zeile 958-975).

Auch VK spricht von ihrer Oma, bei der sie sich die Hitparade im Fernsehen anschaute. „Da bin ich um 6 hinüber in die Wohnung zu meiner Oma gegangen und dort hab ich die Hitparade im Fernsehen angeschaut. Das war mit dem Udo Huber Sonntag am Abend. Das war ganz wichtig, also das, da hab ich dann immer die Videos angeschaut“ (Zeile 579-582).

OB wurde von seinem Vater mit Singles belohnt, wenn die schulischen Leistungen stimmten und es im Konvikt nichts zu beanstanden gab.

Sendungen im Fernsehen

WSc erzählt bei der Großmutter im Fernsehen Sendungen gesehen zu haben mit britischen Bands, amerikanische Bands weniger, „die nicht so lustig und angepasst waren und das war sehr angenehm“ (Zeile 62-63). WSc spricht hier zwar von Sendungen im Fernsehen, nennt aber keine beim Namen.

Auch beim Cousin war er oft und Onkel und Tante waren auch sehr nett, so wie die Oma, „da haben wir tun können, was wir wollen haben“ (Zeile 64-65).

Die Mutter war streng. Vom Vater wird (noch) nicht gesprochen. Die Oma hat WSc gefördert und Onkel und Tante waren auch sehr nett. Das heißt, bei der Großmutter oder beim Cousin zu sein bedeutete für WSc Freiheit. Hier kommt der Cousin ins Spiel und aus dem Ich wird ein Wir, also ein kleines Kollektiv.

„Wir wollten so ausschauen wie die Stooges“

Im Fernsehen wollten WSc und sein Cousin sehen, wie die Musiker aussehen. Lange Haare, Lederjacke und ein abgerissenes T-Shirt waren für sie positiv besetzt, Blumerhemd und Blumenjacken hingegen negativ. So wollte man nicht aussehen, davon grenzte man sich ab. Zentral war eine starke Identifikation mit den Stooges, „weil wir damals halt schon, kurze Zeit später, diese zweite LP erworben haben, die Fun House, und da haben wir gesehen wie die wirklich ausschauen“ (Zeile 68-70). „Erworben“ klingt größer und bedeutender als gekauft, was darauf hinweist, welch wichtige Anschaffung diese Platte war. Durch diese LP wussten WSc und sein Cousin,

wie die Stooges aussahen: ein Loch in der Jean, dreckige, abgewetzte Stiefel, „eine Lederjacke war mir lieber als eine Blumenjacke“ (Zeile 72). WSc betont also immer wieder, dass er nichts mit Blumen tragen wollte – kein Blumerlhemd, keine Blumenjacke. Da gab es ein starkes Abgrenzungsbedürfnis. Die Trennlinien waren genau definiert. Es gab ganz klare Vorstellungen, wie man aussehen wollte und wie nicht, weil man durch dieses Aussehen nonverbal etwas zum Ausdruck bringen konnte. Im Fall von WSc war das eine Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft, aber auch von den Hippies und einer Zugehörigkeit zu den – wie er sie nennt – runtergekommenen Rockern.

Als WSc vom Erwerb der LP Fun House von den Stooges erzählt, erkundige ich mich, wo sie – er und sein Cousin – Platten gekauft haben. An dieser Stelle kommt wieder die Antwort, die WSc auch davor schon zweimal gegeben hat, nämlich: „Das war ganz einfach“ (Zeile 81).

Für mich ist allerdings fraglich, ob es in einer Kleinstadt in der Steiermark wirklich so einfach war Informationen über den Underground zu kriegen und Platten zu kaufen, oder ob das WSc nur jetzt im Nachhinein als so einfach darstellt. Aber er führt weiter aus:

„Ich hab Elektriker gelernt und weil ich so lange Haare gehabt habe, haben sie mich in die Plattenabteilung gesteckt und da war nichts. Und der Herr H., der dort an und für sich der Chef war, also der war der Verkaufsleiter von der Plattenabteilung der Stadtwerke X, hat gesagt: S., das war mein Spitzname, ich heiße eigentlich WSc, was könnten wir tun, dass wir mehr Geschäft machen? Ich hab gesagt: ganz einfach, lasst mich bestellen. Bestellen Sie Hendrix, Groundhogs, Pretty Things. Schauen Sie, dass alle Platten da sind in der Richtung Blue Cheer und so weiter und der hat das bestellt und gesagt: glaubst du, dass das geht? Dann hab ich gesagt: wenn das geht – Steppenwolf – sind alle meine Freunde da und kaufen und auf einmal war das Geschäft voll mit Leuten und das ist gegangen. Und dann hat der Chef von dem ganzen Ingenieur G., der ist leider gestorben, sein Neffe ist heute noch immer ein guter Freund und Kunde von mir seit der Jugend, hat gesagt: eigentlich hättest du sollen Verkäufer werden“ (Zeile 81-96).

An dieser Stelle meldet sich DS zu Wort und sagt wie eine Mutter: „Also die Tendenz war immer vorhanden“ (Zeile 97). WSc spricht unbeirrt weiter: „Weil du bist als Verkäufer genial. Und der hat auch gesagt: du brauchst dir die Haare nicht richtig

schneiden lassen, lass sie dir halt ein bisschen schneiden, dass sie halt nicht so irrsinnig lang sind, sondern vielleicht so, so wie sie jetzt sind (so Schulterlang), alles andere war ihnen zu lang“ (Zeile 100-104).

Lange Haare bei Männern

Der Chef – die Autorität – hat also gesagt, dass er sich die Haare nicht richtig, sondern halt ein bisschen schneiden lassen solle, so Schulterlang. Lange Haare waren schon ganz zu Beginn des Interviews Thema. Anderssein und Abgrenzung von der konservativen, rechten Mehrheitsgesellschaft konnte man sich als junger Mann unter anderem mit langen Haaren. Wenn man dann aber eine Lehre macht und einen Chef, also eine Autoritätsperson hat, muss man sich die Frage stellen, ob man den Kompromiss eingeht und sich die Haare schneiden lässt, oder ob man die Haare behält und die Lehre abbricht. So ein rauer Hund war WSc nicht, allerdings spricht er im Zusammenhang mit den langen Haaren von einer Steigerung.

Leute schockieren

„Das hat sich natürlich dann gesteigert. Die sind dann lang geworden und dann haben wir sie echt auch absichtlich, weil wir die Leute schockieren wollten, die Haare nicht mehr gewaschen, haben eine Band gegründet, die Kollaps heißt, wollten unbedingt so klingen wie Novak's Kapelle, eine Wiener Proto-Punk Band der 60er-Jahre oder die Stooges, so wollten wir klingen und so haben wir dann auch geklungen, leider waren halt da oft wirklich sehr viele Leute und da weiß man dann nicht wie viel Polizei da war. Ich glaub, da war ein Viertel Polizei“ (Zeile 106-112).

Gründung einer eigenen Band

Die Haare wurden also immer länger und ungepflegter mit dem Ziel die Leute zu schockieren. Allerdings war das nicht der einzige Grund, sondern diese Steigerung mündete in etwas Produktives, nämlich in die Gründung einer Band, die klingen sollte wie Novak's Kapelle, eine Wiener Proto-Punk Band der 1960er-Jahre oder die

Stooges, „so wollten wir klingen und so haben wir dann auch geklungen“ (Zeile 110-111).

DS schaltet sich an dieser Stelle ein um zu betonen, dass es in der Steiermark, wo die beiden herkamen, keine Struktur gab, sondern diese erst entstehen musste. Die Tatsache, dass die Band Kollaps gespielt hat, obwohl es keine Struktur gab, kann als Pionierleistung gelesen werden.

DS spricht im Zusammenhang mit ihrem Herkunftsstadt von Stagnation, von Leuten, die immer nur zurückgegriffen haben auf Grateful Dead und auf die Musik, die sie gehört haben, als sie jung waren.

Auch OB hat sich im Interview ganz klar von Leuten abgegrenzt, die sich in ihrer Jugend mit Musik beschäftigten, sich aber dann nicht weiterentwickelt haben, sondern stehen geblieben sind. Es ist offensichtlich, dass es sowohl für OB, der ein Musiklokal betreibt, als auch für DS und WSc, die ein Plattengeschäft betreiben, zum Beruf gehört Musik betreffend am Ball zu bleiben und sich musikalisch weiterzuentwickeln. Die Tatsache, dass sie in ihrem Beruf mit Musik zu tun haben, beschert ihnen was den Grad an Informiertheit betrifft einen Vorteil gegenüber Menschen, die in einer Phase ihres Lebens musikalisch geprägt wurden und dann in ihrer musikalischen Entwicklung stehen geblieben sind. Es gibt aber auch Musikliebhaber_innen, die beruflich nichts mit Musik zu tun haben, sich aber auch nach der für sie musikalisch prägenden Lebensphase noch für Musik interessieren und weiter damit beschäftigen. MB ist diesem letzten Typus zuzuordnen.

Pioniere

Leute, die ausschließlich auf Musik aus der Jugend zurückgreifen, sind für DS und WSc stehen geblieben. Die beiden haben sich „sehr früh“ (Zeile 124) – 1974 als DS 16 Jahre alt war – kennengelernt und waren „beide immer sehr musikinteressiert“ (Zeile 125) und sind dann 1979 nach Wien gegangen, weil das ein fruchtbarer Boden für sie war.

In Wien haben sie die Tonträger mit der Musik – „die ganzen Punk Sachen“ (Zeile 139) – gekriegt, die damals in der Steiermark kein Mensch gehört hat.

DS spricht davon, dass sie schon sehr jung sehr musikinteressiert war, sie untermauert das damit, dass sie „schon so einen Stoß Platten gehabt hat“ (Zeile 126)

als sie WSc mit 16 kennenlernte, das heißt, der Besitz von Platten war ein Gradmesser für ernsthaftes Interesse an Musik.

DS sagt von sich, dass sie sehr gute Sachen hatte. Die Bands Velvet Underground, Doors und Can werden erwähnt. WSc bestätigt, dass sie „ausgefallene“ (Zeile 132) – was vielleicht so viel heißt wie nicht kommerzielle, nicht bekannte – Sachen hatte (worauf WSc ja großen Wert legt), aber dass er sie alle vor DS hatte, sie aber sofort weitergegeben hat. WSc rechtfertigt sich damit, dass es damals so üblich war, dass man alles weitergibt.

Es ist schwer vorstellbar, dass ein Musikliebhaber eine Platte, die damals ca. 159 Schilling gekostet hat, einfach so weitergibt. Es kommt der Gedanke auf, dass WSc manche der Platten vielleicht nie hatte, aber unbedingt schneller und weiter vorne sein wollte/musste als DS, was auf einen Konkurrenzkampf mit der jüngeren Freundin schließen ließe.

Punk

Als DS den Umzug nach Wien und Punk erwähnt, kommt WSc abermals auf die Haare zu sprechen: „Da haben wir uns die Haare schnell schneiden lassen“ (Zeile 141). Wer zu diesem „Wir“ gehört, lässt sich nicht genau sagen. Vielleicht spricht WSc von sich und seinem Cousin oder von sich und seinen Freunden. Jedenfalls dürfte die Ankunft von Punk, was die Haartracht betrifft, einen Paradigmenwechsel bedeutet haben. Die langen Haare wurden abgeschnitten. Orientiert hat man sich wieder an Musikern, dieses Mal nicht an den Stooges, sondern an den Sex Pistols, den Damned und der Radikalband Sham 69.

Die Bilder zur Musik kamen, laut WSc, über das Fernsehen und hier erwähnt er nun, dass die Schwester von DS in London lebt und er – hier spricht er nicht von einem „Wir“, also von DS und sich selbst, sondern nur von sich alleine – immer in London war. Zu dem Zeitpunkt hat sich WSc abermals gedacht: „Genau, so wie die möchte ich sein!“ (Zeile 147-148).

Die starke Orientierung am Aussehen bestimmter Musiker wird hier noch einmal deutlich gemacht. Wie er allerdings schon eingangs klar legte, mussten die Vorbilder „raue Hunde“ (Zeile 38) sein, denn „waches Herumtun“ (Zeile 39-40) lehnte er ab. „Weil ich eh schon eigentlich immer ein Proto-Punk war, hat das für mich ideal

gepasst“ (Zeile 151-152). Hier verwendet WSc einen Fachbegriff, nämlich Protopunk, der eine Reihe von Bands zusammenfasst, die als Wegbereiter des Punk gelten oder die von frühen Punkbands als großer Einfluss angeführt werden, wie beispielsweise die Stooges.⁶⁰

DS und WSc sind sich uneinig, wann sie Punk für sich entdeckten. DS meint, dass Punk 1979 in ihr Leben getreten ist. WSc sagt: „Das mit dem Punk hat sofort 76 eingeschlagen bei uns“ (Zeile 155). DS stimmt WSc dann wie selbstverständlich zu. So nach dem Motto: Er wird es schon (noch besser) wissen.

Musikzeitschriften

Die Informationen über Musik haben die beiden nicht über die Schwester von DS bekommen, sondern durch Musikzeitung. DS betont, dass sie sich das Wissen über Musik selbst angeeignet hat. Musikzeitschriften, die beide erwähnten, sind Musikexpress, Sounds, Underground, New Music Express, Trouser Press.

WSc hat diese Musikzeitungen über einen deutschen Versand bezogen. Er hat alles gekauft, was ihm H. – leider verrät WSc nicht, wer das ist – empfohlen hat und hat so sehr viel gekriegt, was es bei uns einfach nicht gegeben hat.

Die Zeitschrift Sounds wird von beiden als sehr gut beschrieben. Sie enthielt Rezensionen und Vergleiche. DS meint, dass es das Sounds heute noch gibt, woraufhin WSc sofort korrigierend eingreift und sagt, dass das Sounds aufgelöst wurde, es aber den Musikexpress noch gäbe. Nachdem sich WSc als Besserwisser inszeniert, fügt DS noch hinzu, dass er auch ein Sammler von Musikzeitschriften ist: Er „hat die alle noch heute Zuhause gesammelt“ (Zeile 188-189).

WSc ist also Besserwisser, Sammler von Musikzeitschriften und jetzt legt er noch eins drauf, indem er sich so darstellt, als hätte er manche Musik schon gekannt, bevor sie in der Zeitschrift Sounds vorgestellt wurde: „Na die haben alle, die haben den Kim Fowley schon vorgestellt, ich hab ihn schon gekannt die ‚I'm Bad‘, eine 72er-Jahr Proto-Punk Platte, Wahnsinn“ (Zeile 190-191).

WSc und DS machten Platteneinkäufe in Graz und Wien und bestellten viele Platten in Amerika und Deutschland. DS sagt über Musik: „Das war absolut unser Hobby. Damals schon ja“ (Zeile 195). Vielleicht deutet sie mit „absolut“ an, dass es damals

⁶⁰ vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Protopunk>

schon mehr als ein Hobby war. Auf meine Frage, ob Musik eigentlich eine der wichtigsten Sachen für die beiden war, antwortet DS mit „Das Wichtigste, sowieso, auf alle Fälle“ (Zeile 198-200). Das hat angefangen „bei mir schon wie ich ein Teenager war, wie ich, ich meine, ich war immer musikinteressiert. Ich hab als Kind, wie ich 8, 9 Jahre alt war, ich hab Volksmusik gehasst. Meine Eltern haben Volksmusik gespielt daheim und ich hab immer Ö3, wenn meine Eltern nicht daheim waren und dann hat es bei uns sowieso immer nur Ö3 gegeben, Musicbox usw. So hat sich das entwickelt, aber mein Hobby war eigentlich immer die Musik“ (Zeile 204-210). WSc unterstreicht das mit den Worten: „Du warst besessen von Musik“ (Zeile 212). Besessenheit wird normalerweise im Zusammenhang mit dem Teufel verwendet. Das passt vom Grad der Intensität in eine Reihe mit OB, der Musik als Virus bezeichnete, den er nie wieder loswurde und mit RK, der angibt mit Musik angefixt worden zu sein.

Plattenkäufe

DS hat ihr ganzes Taschengeld gespart und Platten gekauft. Eine Platte kostete damals 169 Schilling, bei WSc 159 Schilling. DS schätzt, dass sie monatlich ungefähr 200 Schilling Taschengeld erhielt, sparte das ganze Geld – auch das, das sie sonst noch gekriegt hat – zusammen und kaufte sich Musik.

Ältere Schwester von DS

DS hat eine Schwester, die 6 Jahre älter ist als sie und die hatte damals schon die ganzen Beat Sachen: Joe Cocker, Rolling Stones, White Noise. WSc erzählt, dass die Schwester von DS Can live in München gesehen hat, während er sie nur im Fernsehen sah. Die Schwester war auch immer musikinteressiert. Aber DS verallgemeinert an der Stelle und sagt: „das war eben damals, die Jugend war halt wirklich sehr sehr interessiert (...) in den 50er Jahren hat es schon eine gute Szene gegeben, aber nicht bei uns da drinnen“ (Zeile 228-230).

DS präsentiert das Interesse, das die damalige Jugend an Musik hatte, als nichts Besonderes, sondern eher als normal. Sie spricht auch von einer guten Szene in den 50er-Jahren, allerdings nicht in dem kleinen Ort, wo sie aufgewachsen ist.

In der größeren Stadt Mürzzuschlag gab es den Beat Club. DS hat das schon als kleines Kind „total getaugt“ (Zeile 237). Sie selbst war noch zu jung dafür, aber ihre Schwester ist dort hingegangen.

Als Interviewerin drängte sich mir an dieser Stelle die Frage auf, ob die ältere Schwester DS an diese Musik herangeführt hat. Meine Formulierung geht von einer passiven kleinen Schwester aus, aber DS grenzt sich bewusst von ihrer Schwester ab und stellt klar, dass sie selbst aktiv an die Musik herangegangen ist. „Meine Schwester hat da nichts dazu beigetragen. Das war eigentlich rein mein Interesse.“ (Zeile 241-242)

Die Schwester ist in den Beat Club gegangen, wo sie diese Musik gespielt haben, dann hat sie sich die Platten gekauft und DS hat das irgendwie aufgenommen, aber „Es war kein Impuls von ihr (der Schwester) da“ (Zeile 246). Aber DS dürfte gespürt haben, dass das etwas Spannendes, Aufregendes ist. Durch die Platten der Schwester und durch die Medien entwickelte DS ihren eigenen Musikgeschmack.

Was Medienformate betrifft, war die Sendung Musicbox für DS und WSc von zentraler Bedeutung. WSc: „Die Musicbox war damals sehr gut“ (Zeile 252). DS: „Die Musicbox war das Wichtigste“ (Zeile 253). DS spricht gern im Superlativ. Weiter oben sagte sie, dass Musik das Wichtigste war. Jetzt bezeichnet sie die Musicbox als „das Wichtigste“. WSc erwähnt in diesem Zusammenhang André Heller, der kurze Zeit Sprecher der Musicbox war: „Der Heller war ein Genie, ja. Den haben sie ja dann hinausgeworfen, weil die Novak's Kapelle hat man nicht spielen dürfen, weil da waren Texte drauf auf der zweiten Single (...) das haben sie nicht geschnupft bei uns und der hat das immer wieder gespielt, bis sie ihn rausgeworfen haben.“ (Zeile 254-258) Diese kurze Skizzierung der Person André Heller passt zu den bisherigen Erzählungen von WSc: Rebellion, sich an keine Regeln halten, schockieren. Auch die Tatsache, dass der Rauswurf Hellers von der Musicbox – ob sich die Geschichte wirklich so zugetragen hat oder nicht, ist sekundär – als Folge seiner konsequenten Unangepasstheit, WSc imponiert, passt in das Bild, das er von Anfang an von sich gezeichnet hat. Er orientiert sich eher an den „rauen Hunden“, Unangepasstheit und Rebellion, ob im Aussehen (Stooges, Punk) oder im Verhalten (Hellers provokantes Verhalten und sein Rauswurf aus der Musicbox) imponieren ihm. „So will er sein.“

Nachdem DS und WSc betont hatten wie wichtig die Musicbox für sie beide war, erwähnten sie noch andere Radiosendungen bei denen sie unterschiedlicher Meinung

waren. Als sie in die Hauptschule ging und obwohl – oder vielleicht sogar weil – sie kein Französisch konnte, fand DS die Radiosendung „La Chanson“ (Zeile 260) gut. Es wurden ausschließlich französische Chansons gespielt, eventuell ging es auch hier wieder um die Exotik und das begrenzte Verstehen der Sprache, wodurch sich ein Phantasieraum öffnete.

Walter Richard Langer hat in seiner Sendung „Vokal – Instrumental – International“ hauptsächlich Jazz gespielt, was DS nicht so gefallen hat. Laut WSc hat er aber auch ausgemachte Bands aus dem Beat Bereich gespielt, die eigentlich keine Beat Bands sondern Experimentalbands waren, wie zum Beispiel NICE.

Durch die ältere Schwester von DS, Medien und Freunde hat man von Musik erfahren. Man hat das „aufgenommen, was einem gefallen hat (und) sich halt weitergetastet“ (Zeile 278-279). Das Wort weitertasten lässt an einen Menschen im Dunkeln oder an einen blinden Menschen denken, man musste sich weitertasten, um interessante Musik zu finden.

Reisen nach England

WSc sagt, dass er seit 1976 gemeinsam mit DS reist. Er betont allerdings, dass er schon 1973, bevor er DS kannte, in ganz England war. Er muss also wieder zeigen, dass er schon früher dran war. Seit sie zusammen gereist sind, haben sie „immer Platten gekauft“ (Zeile 287), das war also ihre gemeinsame Leidenschaft.

Die Schwester von DS lebt seit 1974 in England, außerhalb von London und die beiden fuhren regelmäßig auf die Insel um sie zu besuchen. DS und WSc „sind immer in die City reingefahren und haben halt damals immer schon die ganzen Platten gekauft“ (Zeile 298-299).

Obwohl sie laut WSc von ihren Englandaufenthalten „schon Platten für manche“ (Zeile 303) mitbrachten, betont DS, dass das damals rein ihr Interesse war und sie andere Leute „nicht kommerziell“ (Zeile 304) mit Platten versorgten.

Punks fuhren schon damals nach London. „Der Punk Ferdl wahrscheinlich (...) Der Lörkers war immer drüben, weil das ist ein klassischer Punk“ (Zeile 319-323).

Punk: Haare

WSc sagt, dass er den Punk über das Fernsehen entdeckt hat. Das Fernsehen dürfte für ihn überhaupt eine wichtige Rolle gespielt haben, weil er es immer wieder erwähnt.

„Ich hab den Punk entdeckt über das Fernsehen, aber wie ich dort auf der Straße gegangen bin, bin ich mir momentan vorgekommen, obwohl ich ziemlich wow ausgeschaut habe, gegen die Punks bin ich mir vorgekommen wie ein Hippie, also wollte ich keine langen Haare mehr haben (...) Ich hab 1976 noch lange Haare gehabt. Ich hab sie mir dann schneiden lassen, wie ich zurückgekommen bin.“ (Zeile 327-333) Als WSc in London war und die Punks dort gesehen hat mit kurzen Haaren, überall gepierct und ganz arg, ist er sich vorgekommen wie ein Hippie und wollte dann die langen Haare, die anfangs ein so wichtiger visueller Code waren und so eine wichtige symbolische Abgrenzung von der konservativen Gesellschaft, in der er lebte, bedeuteten, nicht mehr haben.

Haare sind bei WSc eine Hauptkategorie, über die Haare drücken sich sowohl Distanz, als auch Zugehörigkeit zu Gesellschaftsgruppen aus.

Rauskommen

Erst 1979 sind wir da „rausgekommen“ (Zeile 348). WSc meint aus der Steiermark. Diese Formulierung wirkt wie eine Befreiung: Rauskommen aus dieser konservativen Gesellschaft, aber auch weg von den ganzen Freunden, die „eigentlich Hippies“ (Zeile 349) waren.

Als WSc in London war und Platten einkaufte und seinen Freunden dann diese Musik von Suicide oder Alan Vega vorspielte, haben die Freunde diese Musik mit dem Wort „psychedelisch“ (Zeile 351) beschrieben. WSc hat ihnen widersprochen und gesagt: „Das ist Elektropunk, das ist nicht psychedelisch. Die Zeit ist vergangen. Das ist fad. Das ist neu. Also du musst Gang of Four hören oder, irgendwas, aber irgendwas Anderes, es ist ja wurscht was, UK Subs von mir aus, ist ganz wurscht, was es ist“ (Zeile 351-354).

WSc forderte seine Freunde auf sich musikalisch zu verändern und weiterzuentwickeln. Er wollte die Leute, seine Freunde, die er als Hippies bezeichnet,

animieren oder fast dazu drängen oder zwingen etwas anderes zu hören. Er klingt wie ein Missionar. Was Musik betrifft, scheint sein Motto zu sein: Stillstand ist der Tod.

Pionier

Meine Frage, ob WSc ein Vorreiter in seinem Umfeld war, beantwortet er selbstsicher mit: „Ja, das kann man sagen.“ (Zeile 358)

OB bezeichnete sich im Interview selbst als Pionier, was seine frühen Reisen nach London betrifft. WSc reiste auch nach London und hat dort natürlich Dinge gesehen und gehört, die die Leute in der Steiermark nicht kannten. Er wollte sie zur Veränderung animieren.

Sowohl WSc als auch OB können als Pioniere oder Vorreiter bezeichnet werden, da sich in beiden Interviews zeigt, dass sie Dinge bereits vor Anderen kannten, machten oder ausprobierten.

Auch wenn die Freunde von WSc von den Platten begeistert waren und ein paar mitgegangen sind, sich also bei ihnen der Musikgeschmack ein bisschen verändert hat, sagt WSc: „Die meisten sind eigentlich hängen geblieben irgendwie.“ (Zeile 365-366)

Das Wort Hängenbleiben hat eine negative Konnotation, es wird auch im Zusammenhang mit Drogen verwendet. Auch wenn WSc und DS so tun als wäre es völlig in Ordnung, aber es bedeutet eine Stagnation – das hat DS schon zu Beginn des Interviews über die Steiermark gesagt – und keine Weiterentwicklung, was jetzt auch dieses „erst 79 da rausgekommen“ von WSc klarer macht, denn die Steiermark war für ihn ein Sumpf, wo nichts weitergegangen ist, die Freunde hängen und stecken geblieben sind und WSc wollte aus diesem Sumpf der Ewiggestrigen raus.

DS: „Die haben halt einfach keine Entwicklung gemacht in dieser Richtung.“ (Zeile 368-369)

WSc: „Also die hören heute zum Teil noch die Musik von früher und das ist ja auch nicht schlecht, weil ich mag ja das Zeug.“ (Zeile 372-373)

Von diesem Hängenbleiben erzählt auch OB und für ihn ist es ebenfalls negativ konnotiert.

Klare Abgrenzung von Hippie Musik

WSc nimmt eine klare Kategorisierung vor. Lee Hazelwood war für ihn kein Hippie, das ist ein guter Singer Songwriter, Edgar Broughton, Velvet Underground: eigentlich keine Hippie Musik. „Die Velvet Underground haben eigentlich mit den Stooges die New Wave vorbereitet.“ (Zeile 379-380)

WSc definiert Grateful Dead als Hippie Musik und Westcoast-Hörer als Hippies.

Von meinen Interviewpartner_innen würde ich MB in diese Kategorie einordnen.

WSc sagt, dass er viele Platten aus der Zeit (Hippiezeit) hat, sie aber eigentlich nicht mehr spielt.

Hier bekommen wir einen klaren Hinweis darauf, dass es ganz stark um die heutige Position geht und was heute noch hörbar ist und was nicht. Hippiemusik passt heute nicht mehr ins Schema von WSc. „Außer dem Hendrix hör ich mir da (heute) nicht viel an“ (Zeile 389). Er legt dann noch nach, dass er Van Morrison und Beefheart heute auch noch hört.

Freunde in Wien: politische Musik

Die Freunde in der Steiermark sind auf der Hippiemusik hängen geblieben, aber die Freunde, die in Wien studiert haben, waren politisch engagiert und an politischer Musik interessiert. WSc nennt die deutsche Polit-Punk-Band Ton, Steine, Scherben und ihr zweites Album „Keine Macht für Niemand“ und MC5 aus Detroit.

Alternativszene in Deutschland

Aus der Sicht von WSc hat es keine Zeit gegeben, wo deutschsprachige Musik Tabu war. Es hat viele deutsche Bands gegeben, die sehr beliebt waren: Can, Neu!, Gila, Krautrock Bands, Birth Control, Guru Guru.

„Die Deutschen haben eine eigene Alternativszene entwickelt, eine extreme wirklich. Das hat angefangen 1969 und ich war das erste Mal 72 in Köln und da hab ich wirklich was gesehen, das war unglaublich, das hätte ich mir nie gedacht, da hat sich wirklich was getan.“ (Zeile 418-423)

Im Gegensatz zu Deutschland hat es in Österreich für WSc folgendermaßen ausgeschaut: „In Wien war es super, am Land war es arg. Darum bin ich in Wien.“ (Zeile 427) 1979 sind DS und WSc nach Wien gezogen. WSc gibt an auch davor schon auf Konzerte nach Wien gefahren zu sein, „weil in der Steiermark war kaum ein Rockkonzert von einer guten Band, von einer englischen, die haben da nicht gespielt“ (Zeile 431-432).

WSc erzählt, dass DS ein paar Bands in Graz gesehen hat, Emerson, Lake & Palmer, er sagt, dass die zwar gut seien, aber sie für ihn keine 100 Kilometer weite Fahrt wert waren. Er sagt, dass die schon super waren, „aber es hat mich nicht richtig gefesselt“ (Zeile 438). Er wäre für die Bands, die sich DS in Graz angeschaut hat, keine 100 Kilometer gefahren. Die Bands, die WSc gefesselt haben, spielten nicht in der Steiermark, sondern in Wien.

Konzerte

Die ersten Rockkonzerte von WSc waren primär steirische Bands: Hide & Seek, Novak's Kapelle aus Wien, Slaves ganz jung, sehr hart, damals ein bisschen zu wild. Dann in Wien: Edgar Broughton Band, Groundhogs.

„Zu den Stones hab ich nicht fahren dürfen im 65er Jahr, weil da war ich erst 13“ (Zeile 449-450).

OB wurde 1952 geboren, war also nur ein Jahr älter als WSc, aber er wurde von den Eltern zum Rolling Stones Konzert gebracht.

Einfluss von der älteren Schwester und Freunden Musik betreffend

Für DS hatte die ältere Schwester einen Einfluss was Musik betrifft.

WSc gibt an parallel mit Jugendfreunden alles erfunden zu haben. Das Wort erfunden legt einen kreativen Akt nahe, da könnte er schon Bezug nehmen auf die eigene Band, denn streng genommen hat er die Dinge nicht erfunden, weil er ja immer wieder sagt: „so wie die will ich sein“ und wenn er das sagt, verwendet er immer die direkte Rede, was einen Bezug zu der damaligen Zeit stark nahe legt.

Im nächsten Satz spricht WSc von einem Kollektiv, wenn er sagt WIR. Er war also, was dieses Interesse für Musik betraf, nicht alleine, es gab ein Kollektiv, eine Gruppe

von Freunden, mit der er dieses Interesse teilte. Mit diesem Interesse an Musik, ging aber eine weitere Dimension einher, nämlich das Interesse an „Sachen, die andere Leute nicht so gern gehabt haben“ (Zeile 459). Was eine Abgrenzung von anderen bedeutet, einen Hang zur Provokation und eine Rebellion. Es war interessant, was der konservativen Gesellschaft missfallen hat: „schlimme Texte“ und „rauere Klänge“ (Zeile 460).

EW spricht in seinem Interview auch von Provokation.

Eine Bestätigung dafür, dass Jugendfreunde prägend waren, liefert die Aussage, dass Blues und Soul, die ein Freund, den er auch namentlich nennt, gern gehört hat, ihm anfangs nicht gefallen haben. Diese Stelle zeigt, dass er nicht nur am Kollektiv orientiert war, sondern auch seinen individuellen musikalischen Geschmack hatte. Am Anfang hat ihm diese Musik nicht gefallen, das kam dann erst mit der Zeit. WSc war also durchaus auch aufnahmebereit für andere Musikgenres und blieb nicht bei der „Hippiemusik“ (wie er sie nennt) stehen. Dies zeugt von Aufgeschlossenheit und auch davon, wie wichtig und prägend der Freundeskreis und die Peer Group in der Jugend sein kann.

„Wir sind drauf gekommen, wie gut das eigentlich ist“ (Zeile 464) impliziert, dass es mehrere Leute in dem Freundeskreis gab, die Blues und Soul anfangs nicht mochten, aber dann „drauf gekommen“ sind. Das heißt, dass sie offen waren und andere Musikgenres nicht kategorisch ablehnten. Dass man auf etwas draufkommen kann, setzt Offenheit und Bereitschaft voraus, sich damit auseinanderzusetzen. Dieser Freund dürfte auch ein gewisses Ansehen oder eine Credibility im Freundeskreis genossen haben.

Blues und Soul Hörer waren damals eine Minderheit, weil eigentlich jeder Hendrix oder etwas Anderes hören wollte. Für mich ist schwer vorstellbar, dass das jeder hören wollte. Es ist davon auszugehen, dass WSc von seinem Freundeskreis bzw. vom Mainstream innerhalb der Gruppe von Leuten, die sich für Rockmusik interessierten, spricht.

In seiner weiteren Erzählung macht WSc deutlich, dass es nicht ihr (Kollektiv: WIR) Anliegen war, sich bewusst abzugrenzen, aber dass sie von der Gesellschaft ausgegrenzt wurden. „Wir haben sehr viele Probleme gehabt“ (Zeile 473). Dieser Satz wirft die Frage auf, ob diese Probleme lediglich durch das Aussehen, oder durch unpassendes, provokantes Verhalten ausgelöst wurden.

Beschreibung des Aussehens

„Wir haben so arg ausgeschaut schon am Schluss“ (Zeile 474-475). Dieser Satz lässt an eine Person denken, die sterbenskrank ist oder kurz vor dem Tod steht. Arg klingt für mich nach ausgezerrt und abgemagert und auch nach Drogen. Durch diesen ganzen Lifestyle und im Verlauf der Zeit wurde das Aussehen immer ärger, was eine Steigerung impliziert.

Für mich klingt das ganze Verhalten, das Aussehen, der Habitus sehr nach gewollter Provokation. Interessant ist allerdings, dass WSc das nicht sehen kann, sondern so tut, als wäre das alles zufällig passiert. Aber unbewusst, oder vielleicht auch bewusst, muss es einen Willen zu Provokation, Rebellion, zum Infrage-stellen der Normen der konservativen steierischen Gesellschaft gegeben haben. Es kommt mir so vor als würde WSc während seiner Erzählung wirklich in die damalige Zeit zurückgehen, weil er die Reflexionsebene, den Blick vom Hier und Jetzt auf die damalige Zeit, nicht einnimmt.

Lederjacken waren ein wichtiges Zeichen einer Abgrenzung bzw. Zugehörigkeit. Die Gründung einer Band dürfte auch noch dazu beigetragen haben sich einen unverkennbaren Stil anzueignen, um sich visuell klar zu positionieren. Kleidung und Aussehen beinhalten viele Codes, die es mithilfe der Semiotik zu dekodieren gilt. Die Mehrheitsgesellschaft konnte diese Zeichen nicht dekodieren. Ich denke in diesem Zusammenhang an die Aussage der Mutter von WSc, die im Zusammenhang mit dem Kauf von Platten durch die Oma gesagt hat, „ja keine Rauschgift-LPs, sonst wird er mir noch rauschgiftsüchtig“ (Zeile 54-55). WSc sagt, dass dieser „Topfen“, was die Mutter gesagt hat, „damals so üblich war“ (Zeile 56). Diese Bands, diese Musik, dieses Aussehen wurde mit Drogenabhängigkeit in Verbindung gebracht. Das „arge“ Aussehen von WSc und anderen Mitgliedern der Band Kollaps ließ die Gesellschaft wahrscheinlich an Drogenabhängigkeit, deviantes Verhalten und damit verbundene Gefahren denken. Der Gitarrist trug Militärstiefel, eine Lederjacke und lange Haare. „Wir haben uns extra Wochen die Haare nicht gewaschen, dass sich die Leute auf der Straße aufregen“ (Zeile 477-478).

Hier wird nun ganz deutlich, dass diese Aktionen und das Aussehen einen Effekt haben sollten. Eine Reaktion von außen, von der Mehrheitsgesellschaft war also gewünscht. Es zeigt sich in diesem Absatz ein Widerspruch. WSc sagt eingangs, dass

ihnen, der Gruppe, eine Abgrenzung vom Mainstream vollkommen egal war, macht aber dann anhand des Beispiels mit den ungewaschenen Haaren die intendierte Provokation klar. Das Wort „extra“ ist zentral. Sie haben sich die Haare nicht gewaschen um zu provozieren. Es war nicht einfach aus Faulheit, eine unhinterfragte Handlung, sondern es gab eine dahinterstehende Intention und die hieß Provokation. „Schmale Gesichter, Vorstrafen wegen irgendwelchen Drogendelikten“ (Zeile 478-479). Hier zeigt sich, dass es nur über das Aussehen hinausging, dass Drogen eine Rolle spielten und dass es auch Vorstrafen gab, die Leute also erwischt wurden. Es stellt sich die Frage, ob das Aussehen so auffällig war, dass man verdächtigt und deshalb eher kontrolliert wurde.

Auch im Interview von EW und HZ geht es um Drogen. Es stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Vorliebe für ein bestimmtes härteres Musikgenre [z.B. Rockmusik: Stooges (WSc), Frank Zappa (HZ)], einer gewollten Provokation der Gesellschaft und einem Experimentieren mit Drogen. Inwieweit waren die Musiker, die Vorbilder waren, auch in Bezug auf Drogen Vorbilder? Welche Musiker nahmen Drogen und inwieweit gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Drogenkonsum eines Vorbilds und eigenen Drogenerfahrungen der Interviewpartner_innen?

Die Unbeliebtheit durch die initiierte Provokation veranlasste WSc zum Wegzug (nach Wien). „Da waren wir halt nicht besonders beliebt, darum bin ich dann auch weggegangen“ (Zeile 479-480). Also eigentlich wollte WSc auffallen, aus dem Schema fallen, provozieren, aber der Status, den ihm das in der Gesellschaft einbrachte, bewog ihn dann zum Wegzug.

WSc war es egal, dass er und die anderen Mitglieder der Band in der Gesellschaft nicht beliebt waren. „Das war uns vollkommen wurscht. Es hat so viele Leute gegeben, die uns mögen haben.“ (Zeile 484-485) Er erzählt, dass viele Leute extra zu Konzerten der Band angereist gekommen sind.

Eigene Band

WSc betont, dass die Band Kollaps, in der er gesungen hat, „harte, extrem harte Musik“ (Zeile 489) spielte. WSc beschreibt die Band als anders, ihrer Zeit voraus, weil damals lange Nummern bekannt waren und ihre nur 5 Minuten dauerten. „Kill, Fuck, Destroy“ (Zeile 490) war ein Lied der Band, was ganz klare Bezüge zu Punk und

Destruktion herstellt. Es ging nicht um „Love & Peace“ und auch nicht um lange Gitarrensoli des irrsinnig talentierten Gitarristen der Band, sondern man hat sich darauf geeinigt so zu klingen wie die Stooges. WSc hat dem Gitarristen die erste, zweite und dritte LP der Stooges geborgt und ihm quasi den Auftrag gegeben, dass er in der Band so spielen und seine „Hendrix Ambitionen“ (Zeile 495) außen vor lassen solle. Er hat sein Talent dem Wunsch so zu klingen wie die Stooges untergeordnet.

Englische Texte

Alle Lieder der Band waren auf Englisch, nur „Kriminaltango“ wurde als Rocknummer auf Deutsch gespielt.

„Die (Band spielt) heute noch ab und zu, aber ich war vor 10, 11 Jahren bei einer Reunion und die sind mir zu hippie-esque geworden“ (Zeile 512-513).

WSc bedauert, dass der Gitarrist nach seinem Abgang wieder in das alte, fade Gitarrengejaule zurückgefallen ist. WSc sieht sich also für den Klang der damaligen Band verantwortlich. Er hatte klare Vorstellungen, wie die Band klingen sollte, nämlich wie die Stooges, was er auch durchsetzen konnte. Nach seinem Ausstieg wurde der Gitarrist allerdings „rückfällig“. Er spielte wieder Gitarre wie Hendrix und Co und die Band klang für WSc zu hippie-esque.

Hippiemusik war WSc immer zu fad. Auch wenn er sagt, dass er diese Vorliebe seiner Freunde zur Kenntnis nimmt, klingt doch in seiner Erzählung immer wieder ein Unverständnis durch. Er höre sich lieber eine Rock'n'Roll Platte aus den 1950er-Jahren an. Also mit diesen Westcoast-Geschichten kann er sich nicht identifizieren.

Vielleicht weil sie zu wenig mit seiner Lebenswelt zu tun hatten? WSc schien nicht aus einer Familie zu kommen, wo Bildung eine Rolle spielte. Viele Hippies waren aber Studenten. Vielleicht gibt es da einen intellektuellen Konflikt bzw. ein ideologisches Gefälle? Vielleicht brachten die rauen, harten, wilden Klänge der Stooges WScs Lebenswelt eher auf den Punkt? Oft lässt sich eine Verbindung zu Musik bzw. eine Vorliebe für gewisse Klänge nicht in Worte fassen. Sie sprechen die Hörerin/den Hörer auf einer sehr intuitiven, emotionalen Ebene an. Sie lösen Gefühle aus oder docken an vorhandene Gefühle an. Was hat ein junger Arbeiter aus der Steiermark mit dem Westcoast-Sound der Hippies gemein? Natürlich könnte sie, dem Escapismus dienlich, einen Phantasieraum eröffnen, in den man sich flüchten kann. Aber rau und

wild wurde weich, harmonisch und betulich vorgezogen. Es sollten Dinge kurz und prägnant auf den Punkt gebracht werden und nicht ein virtuoses Können durch lange Gitarrensoli zur Schau gestellt werden. Es ging um rohe Emotionen, die nach außen drängten und rau, direkt, knapp auf den Punkt gebracht werden sollten. Es ging darum sich etwas vom Leib zu spielen, sich abzureagieren, nicht sein musikalisches Können unter Beweis zu stellen.

Wenn die Musik, die WSc gerne hört, nicht aus den 50er-Jahren ist „dann gleich den Punk“ (Zeile 525).

Auch das Plattengeschäft von WSc und DS ist „sehr gut mit Punk“ (Zeile 527). Die Stooges sind die Lieblingsband von WSc und er meint, dass ihr Plattengeschäft die meisten CDs und LPs von den Stooges hat. „Es vergeht kein Tag, wo ich nicht irgendeine CD oder LP verkaufe von denen oder was irgendwie danach klingt“ (Zeile 531-532).

DS erkundigt sich, ob ich für sie jetzt noch spezielle Fragen habe oder ob mir eh eigentlich reicht, was der WSc alles sagt. DS möchte WSc reden lassen und das Interview ihrerseits beenden, sagt das aber nicht direkt, sondern legt mir die Worte in den Mund, dass mir reicht was WSc zu sagen hat. Er/Der Mann hat das Knowhow und zeigt, was er zu sagen hat, sie ist die „schöne Frau“, die im Hintergrund die Fäden zieht.

Wie DS die Frage formuliert, merkt man, dass sie eigentlich keine Lust hat mir noch weiter zur Verfügung zu stehen. Scheinbar ist die Rollenaufteilung für die beiden eine klare: Sie wollten das Interview zu zweit geben, aber reden tut eigentlich nur er.

Mit dem Satz „Nur wenn du jetzt ganz explizit etwas hättest, was dir noch einfällt, oder so?“ (Zeile 538-539) macht sie klar, dass sie nur bereit ist mir Zeit für eine ganz gezielte Frage zu schenken. Für einen offenen, ungeplanten Interviewverlauf hingegen hat sie weder Zeit noch Nerven.

Ich fühle mich genötigt eine Frage zu stellen, die sie beantworten kann um sie im Interviewverlauf zu halten und stelle die unverfängliche Frage, in welchem Jahr sie mit dem Plattengeschäft angefangen haben.

WSc und DS kamen 1979 nach Wien und haben das Geschäft 1987 aufgesperrt.

Mit WSc fühlte ich mich im Interview auf Anhieb wohl. Er war freundlich und erzählte begeistert aus seinem Leben und von seiner Jugend. Bei DS merkte man von Anfang

an, dass sie eigentlich keine Lust hatte ein Interview zu geben und aus diesem Grund nicht sehr kooperativ war.

WSc wollte die Hippiesachen nicht abwerten, fand sie aber irgendwann zu fad:

„Sachen, die sich wiederholen, werden irgendwann einmal boring“ (Zeile 551). An dieser Stelle verwendet WSc sogar das englische Wort um seinem Argument noch einmal Nachdruck zu verleihen. Gewisse Bands, wie die Stooges oder so wurden nie langweilig, sondern sind bis heute geblieben. „Das ist bis heute geblieben. Das sind so Fixmuster (...) ich mag den Iggy Pop heute noch immer, obwohl er heute französische Chanson CDs macht. Aber ich mag das natürlich“ (Zeile 553-555). WSc verfolgt die Stooges noch immer und ist davon überzeugt, dass es sie auch weiterhin geben wird: „Die Band hat sich vor vier Jahren reformiert und die wird wieder eine neue LP machen“ (Zeile 557-558).

WSc war 1976 in London und schaute sich Bands wie die Damned und so an, das hat man dort live gesehen an jeder Ecke. Im Vergleich zur Steiermark sicherlich ein beeindruckendes Erlebnis. „Jeder wollte damals Punk hören“ (Zeile 563). In Wien gab es dann ein Konzert von den Dead Kennedys. „Das war dann ein unglaublicher dimensionaler Sprung woandershin“ (Zeile 566-567). Diesen Sprung woandershin haben aber viele seiner Freunde nicht gewagt. Sondern sind bei den altbekannten Bands (hängen)geblieben. In Wien hat es laut WSc „eine große Szene gegeben“ (Zeile 569).

Lokale

Das Ring war ein Lokal, das laut WSc „totale New Wave“ (Zeile 579) war. Dort haben sie nicht nur Punk, sondern auch Magazine gespielt und Wire. Bands, die WSc posthum nach dem Punk gefallen haben, waren diese New Wave Bands, wie Joy Division und Andere. „Das haben sie dort immer gespielt, laut, dröhnend, so dass du dein Wort nicht verstanden hast. Das hat uns halt als, damals waren wir jung, das hat uns gefallen“ (Zeile 583-585). Das Flex war damals ganz klein.

Für WSc war Wien „auf keinen Fall fad“ (Zeile 589). Er idealisiert Wien.

Wahrscheinlich hängt das damit zusammen, dass es in der steirischen Provinz noch schlimmer war. WSc wurde in Wien „kaum angestänkert“ (Zeile 592) und schildert

Wien in Retrospektive als sehr toleranten Ort. „Die Wiener gehen nicht nach dem Äußeren“ (Zeile 591).

Vielleicht ist das eine Idealisierung Wiens oder heißt soviel wie, zumindest ist Wien nicht die konservative Steiermark, keine Kleinstadt, in der jeder jeden kennt und wo dir dein schlechter Ruf vorauseilt.

Schöne Frau: männlicher Beschützer und Held

WSc gibt an in Wien nie angestänkert worden zu sein. „Am Land war das ganz anders. Sie haben sie (DS) oft angestänkert, weil sie immer fesch war als Junge. Da habe ich gesagt, pass auf, wenn du noch einmal goschert bist, leg ich dir eine auf. Und dann war eine Ruhe (lacht)“ (Zeile 595-597).

WSc zeigt einen deutlichen Unterschied zwischen Stadt und Land auf. Die Stadt ist in dieser Gegenüberstellung das Paradies. Aber dann weicht er auf DS ab und spricht über sie, nennt sie aber nicht beim Namen. Er hätte auch sagen können, die D haben sie oft angestänkert, aber das „sie“ wirkt als wär sie ein Objekt, was sie in der Beschreibung auch ist. Sie wurde angestänkert, sagt WSc, vielleicht hat sie das gar nicht so empfunden. Außerdem ist irgendwie naheliegend, dass er vielleicht das falsche Wort verwendet, denn wahrscheinlich wurde sie angemacht. Wenn eine Frau „immer fesch“ ist, dann wird sie höchstwahrscheinlich, wenn auch primitiv und dumm, wahrscheinlich eher angebaggert oder angemacht. Aber WSc hat sich selbst wahrscheinlich angesprochen und angestänkert gefühlt und Gewalt angedroht, für den Fall, dass das Gegenüber nicht aufhört. Er sagt „dann war eine Ruhe“ (Zeile 597), was bedeutet, wenn er seine Freundin DS beschützt hat, war er auch erfolgreich. WSc inszeniert hier seine Männlichkeit, indem er in die Rolle des Beschützers schlüpft und auf seinen Besitz aufpasst und Gewalt androht, wenn keine Ruhe ist. Das heißt, irgendwie war die Schönheit seiner Freundin und die damit einhergehende Werbung anderer Männer um sie eine gute Gelegenheit für WSc den Habitus der Musiker, die er als „raue Hunde“ bezeichnete und die er, wahrscheinlich durch ihre äußeren Codes, lange Haare, Lederjacken, etc. und ihre Musik, so phantasierte, zu imitieren.

In dieser kurzen Passage wird deutlich, dass DS der Köder für die folgende Zurechtweisung war. Man merkt, dass sich WSc als Beschützer, als männlicher Held inszenieren wollte.

In der folgenden Passage gerät WSc ins Schwärmen vom Aussehen der jungen DS. Wenn sie blöd angemacht wurde – hat das nur er so empfunden oder sie auch? – und er dabei war, hat er Klarheit geschaffen. So als wäre er der Anstandswauwau gewesen, der raue Hund, der seine schöne Freundin vor den Anmachsprüchen anderer Männer schützen musste. Man merkt, dass er sich gern in Szene setzte. Dass er sich bewusst war, Welch schöne Frau seine Freundin war und dass auch andere sie schön gefunden haben. Er wertet sich mit dieser Erzählung auch selbst auf, weil sie seine Freundin war. Es klingt fast so, als hätte er Angst gehabt, dass er durch einen anderen Mann ersetzt werden könnte. Wenn WSc sagt, dass er Klarheit geschaffen hat, stellt sich die Frage, wie er das gemacht hat – wurde Gewalt nur angedroht, oder auch eingesetzt?

Auf meine Frage hin, wie DS aussah, beschreibt sie WSc ganz sehnsgütig und sehr idealisierend. Sie hatte rote, hennarote Haare und ihre Kleidung: „sie hat immer so Latexhosen angehabt oder irgendwelche Sachen“ (Zeile 606-607).

Im Rückblick auf diese Zeit erinnert sich WSc daran, dass DS immer Latexhosen angehabt hat. Zuerst stimmt sie ihm zu und sagt „zu Punkzeiten, ja klar, sicher“ (Zeile 608), muss also seinem Porträt von ihr zustimmen und identifiziert sich mit der Rolle, die er ihr gibt. Sie trug Lack, Glitter, Tigerjacken. DS spricht von den Cramps, „die haben uns natürlich total getaugt und so mit dem ganzen Glitter hab ich natürlich auch angezogen, so mit Tigerjacke und so“ (Zeile 613-614).

Das heißt, wie auch bei WSc gab es für DS eine Band, die als visuelles Vorbild diente. Die Frage ist wer „uns“ ist. Meint sie sich selbst und WSc oder meint sie sich selbst und Freundinnen? Es ist nicht ganz klar, aber es wird auch automatisch im Plural gesprochen. Ein Grund, warum sie die Cramps nannte, könnte sein, dass es da eine Frau gab. Am Anfang waren ja die meisten Bands reine Männerbands. Auch wenn Frauen als Akteurinnen zu Punkzeiten noch immer deutlich in der Minderheit waren, dürfte es zumindest ein paar gegeben haben.

Darüber ob man in Wien mit dieser Kleidung auffiel, sind sich die beiden nicht einig. WSc meint „nein“ (Zeile 616), DS widerspricht ihm mit den Worten „Sicher. Geh bitte!“ (Zeile 617) heftig. WSc kontert: „Du vielleicht eher, aber ich bin nie aufgefallen“ (Zeile 618).

WSc meint, dass er in Wien – im Vergleich zur Steiermark, wo er „sehr viele Probleme“ hatte, die ihn unter anderem auch zu seinem Umzug nach Wien bewogen

haben – nie aufgefallen sei. Es wird immer klarer, dass seine Wahl so zu sein wie die Stooges mit einer konservativen Gesellschaft wie der steirischen nicht vereinbar war. Aber das Aussehen war ganz eng mit Rebellion und Provokation verknüpft. Bereits das Aussehen, lange ungewaschene Haare, Lederjacken, schmale Gesichter, stellt einen Menschen in eine gewisse Ecke. Dann kamen zum Aussehen noch Handlungen hinzu: Vorstrafen wegen Drogendelikten und obwohl körperliche Auseinandersetzungen nicht ausformuliert werden, werden sie doch mit diesen Drohgebärden angedeutet.

In Wien war es „wurscht, wie du ausschaust“ (Zeile 589), weil „die Wiener gehen nicht nach dem Äußeren“ (Zeile 591). WSc hatte in Wien weniger Probleme. Wahrscheinlich auch einfach, weil er in Wien ein unbeschriebenes Blatt war, weil Wien größer und anonymer ist und er zu der Zeit (1979) schon kürzere Haare hatte, auch wenn er das nicht sagt, aber er sagt, dass er sich nach seinem Aufenthalt in London 1976 sofort die Haare schneiden ließ, das heißt, es ist davon auszugehen, dass er 1979 kurze Haare hatte. Sicher wissen wir das aber nicht.

Vom Aussehen von DS in der Steiermark wird nicht gesprochen, aber als sie in Wien war, fiel sie auf. Sie war „eine der einzigen, die ein bisschen einen kürzeren Rock angehabt hat mit einem Schlitz“ (Zeile 619-620). Sie war also nicht nur schön, wie es WSc vorher gesagt hat, sondern durch ihre Kleidung auch sehr sexy. Das heißt, ihre Schönheit wurde durch Kleidung unterstrichen und stark in Szene gesetzt. Sie hat also auch Reaktionen provoziert. DS trug einen kürzeren Rock mit einem Schlitz, grüne Stiefletten, ganz gespitzte Schuhe. Diese Art sich zu kleiden kann man auch als Provokation verstehen. Eine der Einzigen ist eine interessante Formulierung, also nicht die Einzige, sondern es braucht schon wieder ein Kollektiv, aber eine ganz kleine besondere Gruppe muss das gewesen sein. „Das hat es in Wien damals ja alles nicht gegeben“ (Zeile 621-622), deshalb wurde die ganze Mode in London eingekauft. „Von Europa ist London der Schmelzpunkt für Musik und auch für Mode“ (Zeile 629-630).

WSc und DS waren in einer privilegierten Situation, weil die Schwester von DS in London wohnte. So konnten sie regelmäßig hinfahren und sich dort Musik und Kleidung kaufen. In Wien hat es diese Dinge damals ja alle nicht gegeben.

In Wien gab es nur das Geschäft Lord Rieger und ein paar ganz Gute am Judenplatz. Ganz gut bedeutet okay, aber nicht toll. Es gab also keine tollen Geschäfte in Wien, wo man Kleidung kaufen konnte.

Jetzt stellt sich natürlich die Frage, ob Kleidung eigentlich für Frauen mehr Relevanz hatte als für Männer. An einem Punkt sagt WSc, dass sich DS heute um sein Aussehen kümmert, sonst wäre er noch immer so angezogen wie früher.

Das Thema Aussehen und Kleidung kommt im Interview mit WSc und DS zur Sprache, ohne dass ich explizit danach fragen muss.

Im Interview mit OB frage ich nach Kleidung, auch MB frage ich, ob er sich auch Kleidung im Ausland gekauft hat. Ich bringe also die Frage nach Kleidungskauf ins Interview. Hat sich das Thema Kleidung und Aussehen auch in Interviews von selbst ergeben? Wurde es von den Interviewten selbst als Thema ins Interview gebracht, also als wichtig angesehen, oder frage ich danach und die Interviewten beschreiben dann die Kleidung? Detailliert oder nur ganz allgemein: Hosen und Hemden, wie ich das bei MB in Erinnerung habe. Obwohl MB davon spricht, dass er auf der Suche nach der Pop- und Rockmusik war, ging es ihm vielleicht wirklich nicht in erster Linie um Äußerlichkeiten. OB sprach vom „Gesamtpacket“, wo einige Dinge reinspielen, also Musik, genauso wie Aussehen, Image, Kleidung, Haare, etc. War das Gesamtpacket für alle wichtig? Hat sich zum Beispiel MB jemals auf das Aussehen oder die Mode von irgendwelchen Musikern/Bands bezogen und auch über sein eigenes Aussehen gesprochen? Ich habe den Eindruck, dass MB die Essenz der Musik wichtiger war. Er beschreibt sich auch als Einzelgänger, nun wäre natürlich spannend zu sehen, ob auch er im kollektiven WIR spricht, oder ob er Dinge in der ersten Person Einzahl erzählt, also ICH sagt. Von einem Einzelgänger würde man das irgendwie erwarten. Auch CZ ordnete ich so ein. Er hat sich selbst als Außenseiter beschrieben.

Idealisierung Londons: „Da hast du alles gekriegt“

„Von Europa ist London der Schmelzpunkt für Musik und auch für Mode“ (Zeile 629-630).

Das sagt DS, aber was ist mit Paris und Mode? Wahrscheinlich spricht sie von einer ganz bestimmten Mode, von einer subkulturell geprägten Mode, die eng mit Musik zusammenhängt bzw. verknüpft ist. In diesem Zusammenhang fällt einem Vivienne

Westwood ein, eine bekannte Modedesignerin, die im Punkumfeld anzusiedeln ist. Hier kommen getrennte Welten zusammen, denn Haute Couture hat sich wahrscheinlich zu dieser Zeit nicht an Modestilen oder Trends von der Straße orientiert, sondern wie in einem Elfenbeinturm von oben herab Mode für ein elitäres, kleines gesellschaftliches Segment hergestellt/geschaffen. Bei Vivienne Westwood war das anders. Sie war im Punkumfeld sozialisiert und Mode war da viel unmittelbarer mit der Musiksubkultur des Punks verwoben. Da gab es eine Beziehung, einen Austausch, einen Blick auf die Straße und auf Bühnen. Eigentlich ein Vorbote für das, was wir heute kennen, wo viele Modedesigner Ideen von der Straße und aus Subkulturen bzw. der Musikkultur aufgreifen. Hedi Slimane entwarf beispielsweise eine Kollektion für Dior Homme, die ganz eindeutig von Musikern wie Pete Doherty und anderen „rauen Hunden“ – um mit den Worten von WSc zu sprechen – inspiriert war, die der Designer auch als Referenz angegeben hat. Der anfängliche Eindruck, der sich mir vermittelt hat, war, dass DS immer so angezogen war. Also dass das ihr tagtägliches Outfit war. Aber jetzt kommt das Thema Arbeit ins Spiel. Sie sagt, dass sie damals bei der OMV gearbeitet und da ihre normale Kleidung angehabt hat. Das heißt, die Arbeit erforderte es sich „normal“ anzuziehen. Sie lacht, während sie sagt, dass sie nicht mit der Lackhose in die Arbeit gehen konnte, was zeigt, dass ihr diese Vorstellung völlig unmöglich erscheint. In der Arbeit war DS also „normal“ gekleidet, „ein bisschen anders angezogen“ hat sie sich beim Fortgehen, „aber jetzt auch nicht so, dass (sie) total aufgefallen wäre, aber mit Stil halt“ (Zeile 637-638).

Hier scheint sie widerlegen oder korrigieren zu wollen, wie sie WSc beschrieben hat. Er hat gemeint, dass sie immer so auffällig angezogen war und immer Latexhosen – wobei sie dann auf Lack korrigiert – getragen hätte. Er wollte sie als seine sexy Freundin darstellen, die oft angemacht wurde und wo er sich dann als Beschützer inszenieren konnte. DS relativiert das aber, indem sie sagt, dass sie sich nicht so angezogen hat „dass sie total aufgefallen wäre“ und sich WSc da falsch erinnert oder sie in Retrospektive, in seiner Erinnerung idealisiert und sexualisiert. Das ist insofern spannend, weil er das nicht mit einer Frau macht, die in einer Band spielte, sondern mit seiner eigenen Freundin. Er dürfte noch immer gerne daran denken, dass er als junger Mann so eine schöne Freundin hatte, die von vielen anderen Männern begehrt wurde.

Weggehen in Wien: Lokale

Das Exil in der Währinger Straße war eine Diskothek. „Da haben sie eben die Musik gespielt, die wir gehört haben auch, unter anderem“ (Zeile 646-647). „Wir“ könnte für WSc und DS stehen, aber auch für eine größere Gruppe. Im Exil wurde Punk, Police, New Wave als Überbegriff gespielt. „Zappa schon auch (...) das war verschmelzend halt irgendwie“ (Zeile 652-653). Das heißt, es kam nicht darauf an, aus welcher Zeit die Musik stammte, sondern ob sie noch hörbar war. Die Frage ist natürlich, was das ausmachte. Aber es ist anzunehmen, dass „Hippiemusik und Westcoast Geschichten“ dort eher nicht zu hören waren.

Mit den Worten „So, ich muss jetzt gehen“ (Zeile 655) verabschiedet sich DS nun endgültig vom Interview. WSc war nicht anwesend als ich gerade mit DS gesprochen hatte, darum die folgende Bemerkung um ihn wieder ins Gespräch zu holen und damit er andocken kann. DS hat mir gerade gesagt, dass sie schon eher aufgefallen ist. WSc fügt hinzu, dass ihr Aussehen schon alleine außergewöhnlich war, was sie aber durch die Wahl ihrer extravaganten Haarfarbe und Frisur und durch sexy Kleidung unterstrich. Wenn andere Männer irgendwelche sexuellen Andeutungen ihr gegenüber machten, fühlte er sich provoziert und drohte mit einer aggressiven Handlung. Der Satz „Ich war ein bisschen ein rauer Knecht, wie ich jung war“ (Zeile 663-664) ist nun der Beweis für die Identifikation mit seinen Vorbildern. Die Musiker, die er verehrte, bezeichnete er schon im Laufe des Interviews als „raue Hunde“ und er war auch einer von denen. Er stilisiert sich als Beschützer von DS, ob sie einen wollte oder gebraucht hat, wissen wir nicht. Er zeigt sich als halbstarker Macho.

Seine Freunde fanden WSc und sein Verhalten lustig, da wurde sein Verhalten offensichtlich goutiert. Für andere Leute war er nicht lustig, die mussten sich vor ihm fürchten. Das heißt, es gab eine starke Abgrenzung von der „Außenwelt“: wir gegen die Anderen, wir gegen den Rest der Welt. Das Kollektiv.

Jetzt bestätigt WSc meine schon vorhandene, aber von ihm bisher immer nur angedeutete Vermutung, dass er auch körperliche Gewalt angewendet hat. Und dann wird abermals das Kollektiv erwähnt. Für seine Freunde, in seiner Gruppe war er lustig, weil die dieses Verhalten auch lustig fanden und sich vielleicht selbst so verhielten. Nicht nur WSc hatte Vorstrafen, sondern seine Freunde auch. Es gab also

nicht nur, wie er es ein paar Seiten vorher gesagt hatte, Vorstrafen für Drogendelikte, sondern jetzt spricht er schon von Vorstrafen in Verbindung mit Schlägereien oder aggressivem, gewalttätigem Verhalten. Dass diese Erzählung jetzt in einem Kontext auftaucht, wo vom Aussehen von DS die Rede war, lässt darauf schließen, dass es da eine Verbindung gab, dass er sich leicht provozieren ließ, dass sie vielleicht in seinen Augen auch irgendwie mit Schuld für seine Vorstrafen ist, weil sie so wunderschön war und sich so sexy anzog und weil er sie beschützen wollte, oder das Gefühl hatte, sie beschützen zu müssen, ließ er sich provozieren und griff dann auch zu Gewalt. Irgendwie scheint er sehr stolz auf seine Freundin gewesen zu sein, aber irgendwie scheint er sie auch dafür verantwortlich zu machen, dass er Vorstrafen hat. Wenn sie nicht so ausgesehen hätte, hätten sie andere Männer nicht angemacht und er hätte sie dann nicht verteidigen oder die Anderen zu Recht weisen müssen. Diese Provokation durch Andere ist natürlich eine willkommene Legitimation für das eigene gewalttätige Verhalten, denn so kann WSc es als Reaktion auf die Aktion der Anderen sehen. WSc hätte auch in die andere Richtung schauen oder wegsehen oder stolz darauf sein und genießen können, dass er so eine schöne Freundin hat. Aber er fühlte sich sofort provoziert und herausgefordert und musste reagieren, musste verteidigen, was seines war, was auf eine innere Unsicherheit schließen lässt. Er scheint eine schwache Impulskontrolle gehabt zu haben.

Aussehen 1979

WSc beschreibt sich selbst als sehr mager, blass, meistens mit roten kurzen oder schwarzen kurzen Haaren, immer nach hinten frisiert, eingefettet und nach hinten gehaut. Was Kleidung betrifft, war sein Motto: „Nur nichts kaufen (...) einfach so lange tragen bis alles hin ist“ (Zeile 685 und Zeile 690).

Er beschreibt seine Kleidung „naja, zerrissen. So wie früher, eigentlich eh wie in den 70er Jahren schon. Lederhosen, Jean mit Löchern, wo möglich alte Klamotten. Nur nichts kaufen“ (Zeile 684-685).

WSc sagt dann noch, dass er heute noch so aussehen würde, wenn DS nicht auf seine Kleidung schauen würde. Das klingt fast wie eine Rechtfertigung seines Aussehens bzw. seiner relativ ordentlichen Kleidung heute. Er will mir vielleicht damit sagen,

dass sich in seinem Herzen die Identifikation mit dieser Musik überhaupt nicht geändert hat, auch wenn sein Aussehen jetzt, wegen DS, anders und angepasster ist.

Medien

Von den Themen Aussehen und Kleidung kommen wir auf das Thema Medien. Mich interessiert welche Medien für WSc als Jugendlicher in Bezug auf Musik eine Rolle gespielt haben. WSc antwortet mit einem „Pfff“. Er durfte bei seiner Großmutter fernsehen. „Ja, das war das einzige, was da ab und zu gebracht haben, dass sie irgendwas gebracht haben“ (Zeile 700-701).

Dieser Kommentar lässt uns nicht wissen von welcher Sendung WSc spricht, legt allerdings klar, dass es nicht viel Angebot gab. „Das war das einzige“, wir wissen zwar nicht was „das“ war, aber das es nur eins gab, also nicht mehrere Sendungen. Nun stellt sich schon die Frage, ob es für den Geschmack von WSc die einzige Sendung war, oder überhaupt im Fernsehen? „Ab und zu“ lässt auch darauf schließen, dass es selten war und „irgendwas“ klingt nach etwas sehr Unspezifischem, so als hätten sie nicht gewusst, was sie da bringen, so als wäre es ein kläglicher Versuch gewesen dem jungen Publikum etwas anzubieten, aber da es von Erwachsenen ausgesucht wurde, war es nicht ansprechend, weit entfernt von der Lebenswelt und den Interessen der Jugendlichen.

TV: Beat Club

„Dann haben wir den Beat Club immer geschaut, da hat man dann gesehen, was weiß ich, Hendrix, Arthur Brown, schlimme Leute, also das hat man dann auch daheim schauen dürfen, weil vier Jahre später hat meine Mutter gekneist, dass das mit mir nicht anders geht, dass es mit mir bergab geht, wie sie das gesehen hat.“ (Zeile 701-705)

„Wir“ deutet wieder auf ein Kollektiv hin, wobei wir noch immer nicht wissen, wer dieses „Wir“ ist, sind es WSc und sein Cousin, sind es er und seine Freunde, ist es eine spezifische Gruppe? Wir = die Musikinteressierten? Es wird nicht aufgelöst, aber es ist wieder ein Kollektiv. Ob man das nun gemeinsam gesehen hat, oder alleine, wird nicht klar. Den Beat Club haben sie immer geschaut. Das war ein Fixpunkt, in

Verbindung mit der Aussage davor und dem „pfff“ ist davon auszugehen, dass es eine der wenigen Sendungen im Fernsehen war, die ernst zunehmend mit Musik umging. Es ist außerdem davon auszugehen, dass es faszinierend gewesen sein muss, diese Musiker einmal in bewegten Bildern zu sehen, denn damals hörte man sie entweder im Radio oder auf Platte oder man sah sie auf Plattencovern oder in Printmedien. Sie im Fernsehen „live“ also bewegt zu sehen, muss immens aufregend gewesen sein. Die Betonung den Beat Club betreffend liegt auf „schlimme Leute“ (Zeile 702), nun ist die Frage, ob da nur „schlimme Leute“ aufgetreten sind, wovon ich nicht ausgehe, oder ob sich WSc nur die „schlimmen Leute“ („rauen Hunde“) gemerkt hat? „Das hat man dann auch daheim schauen dürfen“ (Zeile 702-703) legt nah, dass es zu einem späteren Zeitpunkt war. WSc sagt dann auch, dass seine Mutter „vier Jahre später“ begriffen hat, dass er nun mal so ist, was eher nach Resignation als nach Akzeptanz klingt. Er blieb so, das war keine Phase. Dann durfte er die Dinge auch zu Hause sehen. Die Mutter hatte den Eindruck, dass es mit ihm „bergab“ ging.

Prägung des Musikgeschmacks des jüngeren Bruders

„Aber meine Brüder sind, also mein größerer Bruder, der ist 10 Jahre jünger als ich, der hat so einen Brachialgeschmack, dass ich sogar eine Erholung bin für den (lacht). Der ist noch viel ärger als ich.“ (Zeile 705-707)

An dieser Stelle spricht WSc zum ersten Mal von seinen Brüdern. Bisher konnte man annehmen, dass er ein Einzelkind ist. Er hat noch nie den Vater erwähnt, sondern nur die Mutter (als die Strenge) und die Großmutter (als die Verwöhnende). Wir erfahren also, dass WSc mehrere Brüder hat. Irgendwie vermischen sich aber dann in seiner Erzählung die Brüder. Er spricht von seinem „größeren Bruder“, sagt aber dann „der ist 10 Jahre jünger als ich“. Meint er mit „größer“ vielleicht wirklich die Körpergröße, oder wirkt der Bruder wegen seines „Brachialgeschmacks“ größer, ärger? Er führt seinen Bruder als Vergleichsebene ein, um sich selbst als „Erholung“ darzustellen. Er rechtfertigt sich vor der Mutter und sagt ihr in der direkten Rede und in der Gegenwartsform: „Der ist noch viel ärger als ich.“ Dieser Satz klingt so, als würde er direkt mit seiner Mutter sprechen und sich verteidigen.

Der Bruder von WSc hört „ganz harte Musik. Der ist jetzt, der hat den Punk wiederentdeckt. Der ist jetzt 50, oder 48, 49 und der hat lange nicht viel gehört, weil

der ist Elektrotechniker in einer gehobenen Position, der hat Kraftwerke gebaut auf der ganzen Welt von Laos bis Portugal bis Panama und der war jetzt 11 Jahre gar nicht da und jetzt holt er das alles nach. Jetzt hat er sich eine neue Anlage gekauft und kauft die ganzen Platten nach, die er schon einmal gehabt hat, kauft er jetzt wieder von mir oder. Er kauft nur von mir, weil er kriegt es günstig.“ (Zeile 709-715)

Meine Frage nach dem Geschmack führt zur allgemein gehaltenen Antwort „ganz harte Musik“, das Genre ist also sekundär, primär ist der Härtegrad. WSc spezifiziert dann aber seine Antwort und sagt, dass sein Bruder „den Punk wiederentdeckt“ hat, was darauf schließen lässt, dass er ihn früher schon einmal entdeckt, aber dann aus den Augen verloren hat. Erst jetzt stellt sich heraus, dass der Bruder jünger ist, weil WSc sein Alter sagt, davor hat er von seinem „größeren Bruder“ gesprochen. Der Bruder hat einen Beruf, der auch beim Namen genannt wird. Er ist nicht nur einfach „Elektrotechniker“, sondern in einer gehobenen Position, der auf der ganzen Welt unterwegs war und Kraftwerke gebaut hat. WSc scheint stolz auf seinen Bruder zu sein. Aber er sagt auch, „jetzt holt er das alles nach“ (Zeile 713), so als hätte er in den 11 Jahren, in denen er im Ausland war und hart gearbeitet hat, viel versäumt. Er kehrt jetzt wieder zu den musikalischen Wurzeln zurück. Er hat sich eine neue Anlage gekauft und kauft die ganzen Platten nach, hier wird nicht deutlich, ob es die Platten sind, die er in den letzten 11 Jahren versäumt hat, also neuere Musik, oder alte Platten.

„Ja, er kauft sich natürlich neue Sachen auch, aber er hat sehr viel, jetzt ein halbes Jahr lang nur Punk gekauft, jetzt kauft er halt wieder so Woven Hand und das ganze neue Zeug, es gibt ja so viel punk-ähnliche Sachen, so wie das (unverständlich) Label oder Beast Records, das kauft er sich jetzt alles zusammen. Er kauft sich kaum CDs, er kauft LPs, CDs nur, wenn es die LP nicht gibt.“ (Zeile 718-723)

Da habe ich WSc falsch verstanden, ich habe gehört, dass sich sein Bruder alte Platten kauft, aber er differenziert gleich und sagt, „natürlich neue Sachen auch“, also nicht nur alte, sondern auch neue. Er ist also auch keiner, der auf dem alten Zeug hängen geblieben ist, wie einige Freunde, die davor schon erwähnt wurden, er kauft auch neue Musik. Aber er kauft „kaum CDs, er kauft LPs, CDs nur, wenn es die LP nicht gibt“. WSc stilisiert seinen Bruder als Sammler.

Außerdem zeigt er jetzt, dass er in der Familie nicht der Einzige war, der sich für Musik interessiert hat. Vielleicht ist mit dem „Wir“ manchmal auch sein Bruder

gemeint, obwohl ich das bezweifle, weil der Bruder ca. 10 Jahre jünger ist, das heißt, als WSc Jugendlicher war, war der Bruder ein Kleinkind, was auch zeigt, dass es der Mutter wenig bringt, dass er einen Brachialgeschmack hatte, weil er ja als Kind noch gar nicht Musik hörte. Was allerdings schon interessant ist, ist dass WSc in diesem Fall der ältere Bruder war, der den Musikgeschmack seines jüngeren Bruders geprägt haben dürfte. Eine Prägung, die bis heute aufrecht zu sein scheint, kaufte doch der jüngere Bruder im letzten halben Jahr nur Punk – und keine Westcoast Hippiemusik – worauf WSc stolz zu sein scheint. WSc hat den Musikgeschmack seines jüngeren Bruders massiv geprägt, dessen Musikgeschmack sogar noch brachialer ist als sein eigener, worauf WSc sichtlich stolz ist, da er es war, der das Fundament dafür gelegt hat.

TV: Beat Club

Der Beat Club war zwar eine deutsche Sendung, wurde aber im österreichischen Fernsehen auch ausgestrahlt und „von der Uschi Nerke produziert“ (Zeile 726). In der letzten Passage hat WSc nur den Beat Club als TV-Sendung erwähnt, deshalb frage ich nach, ob es noch andere relevante Musikprogramme im Fernsehen gab.
 „Nein, also wir haben dann mit dem Fernsehen aufgehört, weil wir waren lieber unter uns und haben geprobt und ja, sich immer mit Gleichgesinnten unterhalten.“ (Zeile 734-736)

Das Fernsehen war nicht mehr so wichtig, das scheint eher in die Phase des Fernsehens bei der Oma zu fallen. „Wir waren lieber unter uns“ ist interessant, weil es darauf hindeutet, dass man beim Fernsehen nicht unter sich sein konnte, vielleicht weil der Fernseher im Wohnzimmer stand und es da keine Privatsphäre gab. Dieser Gedanke ist auch naheliegend, weil WSc weiter oben im Zusammenhang mit seiner Mutter gleich auf den Beat Club zu sprechen kommt, was nahelegt, dass sie ihm erlauben musste sich dieses Programm anzusehen, weil der Fernseher im Wohnzimmer stand. Er durfte erst dann zu Hause fernsehen, als die Mutter vier Jahre später gemerkt hat, dass das „mit mir nicht anders geht“.

Das Fernsehen war nicht mehr wichtig, sondern wichtig war es „unter sich“, also „mit Gleichgesinnten“ zu sein und zu proben, also sich den Vorbildern auch produktiv anzunähern. Sie nicht nur zu bewundern und Fans zu sein, sondern auch selbst Musik

zu machen. Die Band wurde 1971 gegründet als WSc 18 Jahre alt war. „Die Band gibt es heute noch, aber sie spielt fade Musik“ (Zeile 738). Fade Musik lässt gleich wieder an Hippiemusik denken, die ja im Interview schon des Öfteren negativ dargestellt wurde. Es kommt auch der Gedanke auf, dass die Band heute fad spielt, weil WSc nicht mehr dabei ist. Er ist also davon überzeugt, dass er die Band geprägt hat und sie jetzt, nachdem er nicht mehr dabei ist, fade Musik spielt.

„Der Schlagzeuger ist leider an Lungenkrebs gestorben vor acht Jahren, wer jetzt spielt, aber der Hufschmied, der Gitarrist, der spielt heute noch, aber der war Hufschmied von Beruf und der hat zwar als Junger nie was gearbeitet, ist aber später Hufschmied geworden, sehr erfolgreich, der hat ganz Österreich und Süddeutschland und Ungarn mit, und den kennt jeder Bauer, der Pferde hat oder jeder Pferdehalter, der hat die Österreicher alle gehabt, wie heißt das, die Nationalmannschaft im Pferderennen, der hat die alle beschlagen. Der kann heute fast nur mehr mit Mühe und Not spielen, weil seine Hände kaputt sind vom arbeiten. Der hat so viel gearbeitet.“ (Zeile 740-748)

Hier kommen jetzt die Gründe, warum es die Band heute zwar noch gibt, sie aber fade Musik spielt. Der Schlagzeuger dürfte auch eine wichtige Position inne gehabt haben, ist aber bereits gestorben. „Lungenkrebs“ lässt an die Folgen dieses rauen und wilden Lebens denken. Karriere und Arbeit haben dem „Hufschmied“ die Umsetzung seines musikalischen Talents verunmöglicht, wie sie auch dem Bruder von WSc keine Zeit für Musik gelassen haben. Jetzt muss der Bruder von WSc das alles nachholen und kann es glücklicherweise auch. Der Gitarrist hingegen „kann heute fast nur mehr mit Mühe und Not spielen“. Es zeigt sich wirklich ganz klar, wie zentral Musik im Leben von WSc ist.

„Er (der Hufschmied) hat zwar als Junger nie was gearbeitet“ hat sich dann aber um 180 Grad gedreht und er wurde „sehr erfolgreich“. Dieser Erfolg und die harte Arbeit haben ihn kaputt gemacht. „Der kann heute fast nur mehr mit Mühe und Not spielen“. Der berufliche Erfolg hat das musikalische Interesse des Bruders und das Talent des Gitarristen negativ beeinflusst bzw. ruiniert.

In den Beispielen des jüngeren Bruders und des Gitarristen ging es sehr stark um den Gegensatz bzw. Widerspruch von Karriere/beruflichem Erfolg und ernsthafter Auseinandersetzung mit Musik bzw. der Umsetzung des musikalischen Potenzials.

Aus dem Gitarristen, der „als Junger nie was gearbeitet“ hat, wurde ein sehr erfolgreicher Hufschmied. Früher war er ein Gitarrist mit großem Potenzial und heute kann er fast nicht mehr spielen. Er hat also die früheren Ideale – nicht arbeiten, Musik machen – zu einem sehr hohen Preis aufgegeben.

Die Texte der eigenen Band Kollaps wurden von WSc und dem Gitarristen gemeinsam geschrieben. „Er war ziemlich ein rauer Knecht“ (Zeile 754-755), also nicht ein voll oder ein total rauer Knecht, sondern ein ziemlich rauer Knecht. Da wurde zusammengearbeitet und WSc bezeichnet die Texte als „recht lustig“ (Zeile 756). Die Themen der Texte decken sich – bis auf töten – mit dem, was WSc aus seinem Leben erzählt hat: „hauen, töten, Provokation, Revolution, nicht angepasst sein“ (Zeile 759-760).

Musik aus den USA und Großbritannien

Meiner Frage nach dem Stellenwert englischer Punkbands weicht WSc geschickt aus: „Ja, wir haben uns damals auch schon für die Amerikaner interessiert, so New York Dolls, Stooges, dann kurz drauf Social Distortion ist dann gekommen und dann Minute Man und die ganzen Bands, die aus Amerika gekommen sind, das hat uns, Gun Club hat uns interessiert, das war halt Country Punk, das hat mir besonders gut gefallen, so ein bisschen depro, aber war schon okay.“ (Zeile 765-769)

WSc schließt zwar englische Bands nicht aus, macht aber schon deutlich, dass sie sich – er spricht auch an dieser Stelle wieder von einem Kollektiv – „damals auch schon (nicht erst jetzt) für die Amerikaner interessiert“ haben. Dieses „so ein bisschen depro“ dürfte ein Kommentar sein, der aus heutiger Sicht abgegeben wird. Damals hat WSc „das besonders gut gefallen“, wie er sagt. Aber alle Bands, die er hier aufzählt, sind Amerikaner. Es macht den Anschein als müsse WSc die Amerikaner betonen, weil ich so explizit nach englischen Punkbands frage. Er muss klarstellen, dass es nicht nur die englischen Bands waren, sondern „damals auch schon“ und vor allem die amerikanischen. Er weiß zwar, woher welche Band kommt, es stellt sich aber die Frage, ob das eine künstliche von mir eingeführte Trennung zwischen den Ländern ist, die eigentlich keine Relevanz hatte. In den meisten Interviews zeigt sich, dass die Herkunft einer Band keine vordergründige Rolle spielte.

Laut WSc „haben sich (die Engländer) dann ein bisschen in den Britpop entwickelt mehr und die Amerikaner sind desperate geblieben irgendwie bis heute, die haben kaum irgendwelche Popbands, die poppigste ist Nirvana und das war keine Popband, das sind die bekanntesten, also die sind schon okay gewesen.“ (Zeile 771-774)

Hier macht WSc klar, dass es einen Unterschied zwischen den beiden Ländern gab, vor allem in Hinblick auf die Entwicklung. Eine Entwicklung „in den Britpop“ dürfte für WSc nicht positiv besetzt sein. Die Amerikaner hingegen „sind desperate geblieben irgendwie bis heute“, was ein wichtiges Charakteristikum für WSc zu sein scheint. Mainstream-Pop ist der negative Gegenhorizont für ihn. Er zieht harte und raue Musik dem Pop vor. Sogar die poppigste amerikanische Band Nirvana, war laut WSc keine Popband, sondern okay. Hier kommen wir auf den „Underground“ zurück, den WSc schon am Anfang des Interviews klar herausgestrichen hat. Ihn habe der Underground interessiert. Und scheinbar gibt es in den USA mehr Underground. Popbands sind vielleicht nie Underground, sondern Mainstream und deshalb nicht interessant. Auch die Themen für die sich WSc interessierte – hauen, töten, Provokation, Revolution, nicht angepasst sein –, kamen höchstwahrscheinlich im Mainstream kaum vor. WSc verwendet das Wort Mainstream nie, DS verwendet es einmal.

Die englischen Bands Sex Pistols und Clash „haben sich ja dann alle aufgelöst irgendwann und es gibt in England heute fast keine englischen Punkbands mehr, aber amerikanische, die Social Distortion gibt es noch, die haben jetzt erst in Wiesen gespielt, die gibt es noch diese Bands oder sie reformieren sich und spielen noch, die haben das irgendwie aufrecht erhalten, klingen heute zwar nicht mehr punkig, aber sehr hart und sehr rau und haben halt auch keine besonders lustigen Texte.“ (Zeile 776-781)

Was seine eigene Band nicht geschafft hat, ist das Ideal für WSc. Die Band spielt zwar heute noch, aber nicht mehr so, wie er sich das vorstellt. Die sind heute „fad“.

Englische Punkbands, haben sich „ja dann alle aufgelöst irgendwann“, die gibt es also in seiner Wahrnehmung gar nicht mehr. „Aber“ die Amerikaner spielen noch immer und vor allem noch immer so, wie es WSc immer gefallen hat, nämlich „sehr hart und sehr rau und haben halt auch keine besonders lustigen Texte“. Die amerikanischen Bands kann er also immer noch hören, erstens, weil es sie noch gibt, sie „jetzt“ noch

spielen und weil sie die Charakteristika auf die WSc großen Wert legt, immer noch aufweisen. Die Band, in der er war, ist jetzt fad für ihn.

In diesen amerikanischen Bands, die noch immer spielen und noch immer so spielen, wie WSc mit seiner Band gespielt hat und spielen wollte, lebt seine eigene Banderfahrung weiter. Diese Bands leben seine jugendliche Ambition und seinen damaligen Traum bis heute. Auch wenn sie jetzt älter sind, haben sie sich weder aufgelöst, noch sind sie fad geworden. Es scheint eine starke Identifikation mit diesen Bands zu geben, weil sie die Ideale von WSc heute noch repräsentieren.

Wenn WSc davon spricht, dass er die Stooges/Iggy Pop und auch andere amerikanische Bands, die noch immer spielen, bis heute verfolgt, dann wird klar, wie stark die jugendliche Prägung war. Er grenzt sich von englischen Punkbands ab, weil sich die irgendwann aufgelöst haben und es zeigt sich, dass Beständigkeit und Kontinuität auf der einen und Kompromisslosigkeit auf der anderen Seite für WSc essentielle Qualitäten einer Band sind.

Ich möchte von WSc wissen, ob es für ihn einen bewussten Unterschied zwischen amerikanischen und englischen Bands gab und ob er schon damals in seiner Jugendzeit Musik aus dem einen oder anderen Land präferierte.

„Ja, es war, Britannien war Ende der 70er durch so Bands wie Fall oder was, die bis heute spielen, exzellent, aber die Amerikaner haben halt dann diese Experimentalbands wie (unverständlich) oder so was gehabt, die gibt es ja auch schon seit 74 oder Residents, die haben so ein experimental, das nenne ich Post-Punk im frühesten Sinne, die haben schon bessere Bands gehabt irgendwie, weil das Land ist halt so groß. Das Land ist so groß und den ganzen Wahnsinn hervorgebracht, der in England nur zum Teil passieren hat können, weil das Land war zu klein, da gibt es so viele Millionen Menschen mehr und dadurch dass dort drüben diese Ähnlichkeiten, wie der weiße, ah der schwarze Mann darf nicht pissem, wo der weiße Mann pisst, dadurch hat sich dann der Rap entwickelt oder Hip Hop. Wie unangenehm ist das, wenn du als Neger aufs Klo gehst und darfst nicht einmal pinkeln gehen, weil der weiße Mann dort steht und pinkelt.“ (Zeile 787-798)

WSc fand die amerikanischen Bands besser und führt das auf die Größe des Landes und die höhere Einwohnerzahl zurück, aber auch auf Rassenkonflikte und was sich musikalisch aus ihnen entwickelte.

Musik wichtiger als Text

Die Texte spielten für WSc zwar eine Rolle, „aber die Musik war uns wichtiger. Je schneller, je härter, desto besser“ (Zeile 803-804). Hier zeigt WSc ganz klar, dass die Musik für ihn – wie für die meisten Interviewpartner_innen – gegenüber den Texten im Vordergrund stand. Tempo und Härte entschieden bei WSc über die Qualität der Musik.

Spüren, nicht verstehen & gewisse Bands haben nichts Schlechtes gemacht

Mich interessiert, ob DS gut genug Englisch konnte, um zu verstehen, was die Bands singen.

„Ja, die Texte hat man schon verstanden, aber natürlich nicht so, wie wenn du jetzt ein Engländer bist. Das ist ja generell jetzt noch immer so. Oder man geht da mehr nach dem, das spürst du einfach, nach der Intuition oder eben nach, ja, gewissen Richtlinien, wenn ich das jetzt sage, Velvet Underground da kann nichts schlecht sein. Das ist eine Band gewesen, die hat wirklich also höchste Qualität, die haben nichts Schlechtes gemacht eigentlich. Da hat es etliche Bands gegeben und gibt es heute auch noch, da kannst du wirklich davon ausgehen, dass die Musik sehr gut ist. Wenn das jetzt wirklich so ein totaler Break ist zum Beispiel, dass jetzt da eine CD gut ist oder eine LP gut ist und dann ganz schlecht.“ (Zeile 809-821)

DS sagt, dass man die Texte verstanden hat, aber natürlich nicht wie eine Muttersprachlerin. Im nächsten Satz wird aber gleich deutlich, dass das Spüren der Musik, die Intuition im Vordergrund standen, nicht die Texte. Sie sagt das nicht explizit, aber sie sagt „man geht da mehr nach dem, das spürst du einfach, nach der Intuition“. „Gewisse Richtlinien“ waren auch wichtig. Von gewissen Bands kann nichts schlecht sein. Hier spricht DS in der Gegenwart. Das heißt, es gab eine unhinterfragte, automatische Annahme, dass die Musik gewisser Bands gut sein musste. Diese Aussage lässt auf eine blinde Idealisierung schließen. Gewisse Bands standen und stehen auch heute noch für Qualität. Auf ihre Musik kann man sich verlassen, da muss man nicht kritisch hinterfragen.

Mainstream vs. Underground: Unterschied englische und amerikanische Bands

Auf meine Frage, ob DS einen Unterschied zwischen amerikanischer und englischer Musik sehen würde, sagt sie Folgendes:

„Na die Engländer waren eigentlich immer ein bisschen braver, würde ich einmal sagen. Die Amerikaner haben den Blues und den Jazz irgendwie mehr als Roots und die Engländer die haben halt, ja, ich weiß es nicht, das ganze Beat und so, das war halt natürlich auch sehr verbunden mit vielen Drogen usw., aber die Amerikaner waren halt immer, wie sie halt auch als Völker sind, nicht, waren halt immer wilder und auch ein bisschen rougher. Mir haben englische Bands auch ganz gut gefallen, aber dem WSc mehr (die amerikanischen).“ (Zeile 826-831)

Interessant wird es als ich DS frage, welche englischen Bands ihr gefallen haben.

„Warte mal, jetzt muss ich nachdenken, wer Engländer war. So von den 60er Jahre Bands meinst du? Na die Punk Bands alle. Der ganze Punk ist ja von England ausgegangen, obwohl ganz früh Punksachen in Amerika entstanden sind, eben in New York in diesem GBCS (eigentlich CBGBs) und ja mir hat eigentlich das immer gefallen, solche Sachen, ja und dann von den frühen 60s Yardbirds, Animals, Deviants, aber schon auch wirklich ein bisschen so ausgefallene Sachen, also der Mainstream hat mir nicht so gefallen.“ (Zeile 835-843)

Die Engländer waren laut DS braver, was ihrer Ansicht nach an den Roots liegt. Die Amerikaner haben Blues und Jazz als Roots und die Engländer die Beat Musik. Von den musikalischen Unterschieden geht DS dann auf die Unterschiede zwischen den Nationalitäten bzw. Völkern. Die Amerikaner waren „halt immer wilder und auch ein bisschen rougher“. DS sagt von sich, dass ihr englische Bands auch ganz gut gefallen haben, aber WSc mehr die Amerikaner. Sie spricht von ihm und seinem Musikgeschmack, also für ihn.

Der Satz „warte mal, jetzt muss ich nachdenken, wer Engländer war“, zeigt, dass es nicht im Vordergrund stand zu wissen, wo die Bands herkamen. Das Wichtigste, also wichtiger als die Nationalität bzw. Herkunft der Band, war, dass die Sachen „auch wirklich ein bisschen so ausgefallen“ (Zeile 842) waren. Der Mainstream hat DS „nicht so gefallen“, sie sagt aber auch nicht, dass er ihr gar nicht gefallen hat, aber nicht so, wie die ausgefallenen Sachen. Das heißt, Abgrenzung vom Mainstream stand im Vordergrund und nicht die Nationalität der Band, allerdings sieht DS die Amerikaner

„wilder und rougher“, was dazu führt, dass man von denen eher ausgefallenere Sachen erwarten kann. Also die Kategorie Nationalität ist eine, die nicht im Zentrum steht, sondern eher eine Einteilung in Mainstream versus Ausgefallen, also das, was WSc und DS als Underground bezeichnen.

Ausgefallene Sachen waren positiv besetzt, Mainstream negativ. Das deckt sich mit dem, was WSc gesagt hat. Er mag den Underground. Der Underground ist das Gegenstück zum Mainstream.

Sagen WSc und DS also, dass englische Musik poppiger und mainstreamiger war als amerikanische? Wenn ich auf das Beispiel Nirvana zurückkomme, das WSc erwähnte, um zu illustrieren, dass Nirvana das Poppigste war, es aber kein Pop war. Amerika wird also stark idealisiert.

Mir war das egal, wo die Band her ist

Ob die Band englisch oder amerikanisch war, „das war sekundär, also für mich schon. Mir war das egal, wo die Band her ist. Es hat auch damals sicher schon gute australische Bands gegeben, das ist ganz egal, Musik ist ja irgendwie nicht an Länder gebunden, sondern das ist international.“ (Zeile 848-851)

Nationalität war für DS nicht zentral, wenn es um Musik ging. Texte standen nicht im Vordergrund. Es ging um das Spüren der Musik und die Intuition. Das Rezipieren von Musik bewegt sich auf einer anderen Ebene, auf einer nonverbalen, emotionalen und nicht intellektuellen Ebene. Natürlich kann man Musik, wie alles andere auch, intellektualisieren, aber vielen der Interviewten ging es beim Hören von Musik stark um Emotionen und Intuitionen und nicht primär um Ratio und Intellekt. Auch wenn sich manche Personen in der Interviewsituation in der Rolle von Expert_innen sahen, die ihr Wissen über Rock- und Popmusik unter Beweis stellen müssen.

„Mir war das egal, wo die Band her ist“ (Zeile 848-849), sagt DS und sie meint damit, dass Nationalität oder Herkunft der Band in den Hintergrund treten, wenn es um Musik geht. „Musik ist ja irgendwie nicht an Länder gebunden, sondern das ist international“ (Zeile 850-851).

RK sagt in seinem Interview an einer Stelle, dass Musiker aus verschiedenen Ländern, die keine gemeinsame Sprache haben, miteinander musizieren und somit

kommunizieren können. Musik ist also ein von Sprachen und Nationalitäten unabhängiges Kommunikationsmittel.

Zugehörigkeit zum Underground: „Nichts Kommerzielles halt“

Auf die Frage, ob sich DS in ihrer Jugendzeit einer Subkultur zugehörig fühlte, fällt die Antwort wenig überraschend aus. „Ja, schon immer zum Underground. Underground kann man sagen als Übergenre bis jetzt auch. Jetzt sagt man halt Independent, früher war das eben Underground Musik. Nichts Kommerzielles halt.“ (Zeile 855-859)

Wie WSc fühlte sich auch DS zum Underground hingezogen. Dieses „Übergenre“ scheint sehr offen zu sein, nur ein Kriterium gibt es und das lautet „nichts Kommerzielles halt“. Allerdings scheinen die Grenzen dann doch genauer abgesteckt zu sein. Wenn wieder auf die alten Freunde aus der Steiermark zurückgekommen wird, mit denen die beiden auch „nicht mehr so viel Kontakt“ haben, was letztlich wahrscheinlich auch damit zu tun hat, dass „sich die nicht sehr weiterentwickelt (haben) und heute noch immer das Gleiche“ (Zeile 866-867) hören, dann merkt man, dass „West-Coast Sachen“ für die beiden nicht zum Underground gehören.

Konzertbesuche von DS

Auf die Frage hin, ob DS auf Konzerte gegangen ist, als sie jung war, antwortet sie überschwänglich mit „Ja, natürlich, 100e, 1000e“ (Zeile 874). Als wäre das klar, als wäre diese Frage überflüssig. DS zählt gleich einige der Konzerte auf. „Also eines meiner ersten Konzerte war Emerson, Lake & Palmer, da war ich 15, da bin ich nach Graz gefahren. Dann Patti Smith hab ich 79 gesehen, Roxy Music 78, David Bowie 79, dann Novalis, das war so eine deutsche Band, das hab ich auch noch in der Steiermark gesehen, die haben so Krautrock gemacht.“ (Zeile 876-879)

DS beginnt mit Emerson, Lake & Palmer. Ein Konzert, das WSc bereits erwähnt hat und erklärte, dass er nicht hingefahren sei, weil ihm diese Band nicht so viel bedeutet habe. DS dürfte sie viel bedeutet haben, weil sie mit 15 Jahren in die steirische Hauptstadt Graz gefahren ist und sich das Konzert angesehen hat. Für ein 15-jähriges Mädchen aus der Provinz muss das damals etwas Besonderes gewesen sein, gerade

deshalb gibt es zu denken, dass WSc dieses Konzert so kleinredet, als wäre ihm diese Band zu minder gewesen.

Auch in London sind die beiden „immer“ auf Konzerte gegangen. Anfangs sind DS und WSc mit dem Auto nach London gefahren, nicht zuletzt um immer sehr viele Platten nach Österreich mitzunehmen und später mit dem Flugzeug. DS und WSc konnten es sich leisten nach London zu fahren, weil die „Schwester (von DS) drüben gelebt hat, hat uns der Aufenthalt drüben nie was gekostet und wir haben immer geschaut, dass wir billige Flüge kriegen“ (Zeile 893-895).

In London sind sie viel auf Konzerte gegangen, weil „früher war in Wien, da hast du wenige Konzerte gesehen, da waren ja im Jahr ein paar gute Konzerte und in London hast du die täglich. Ich meine, das kann man nicht damit vergleichen, wie es jetzt ist. Wir haben ja eine sehr gute Kultur-, Musikszene, jetzt ist fast kein Unterschied mehr“ (Zeile 885-889).

DS wird im Laufe des Interviews immer ungeduldiger. Mit der Frage „brauchen wir noch lange?“ (Zeile 902) macht sie deutlich, dass sie nicht mehr weitermachen will. Es ist aus ihrer Sicht auch verständlich, weil immer wieder Themen auftauchen, die schon angestreift wurden, da es diese Art des Interviews und auch die Begleitumstände – wir sind während der Öffnungszeiten hinten im Plattengeschäft gestanden, wo anfangs beide Interviewpartner_innen bei mir standen und mit mir redeten, DS zwischenzeitlich weg war, dann WSc mit mir redete und dann WSc ging und DS redete und sie auch das Interview mit dieser Frage, die Ungeduld ausdrückt, beendet – nicht ermöglicht haben entspannt eine Erzählung entstehen zu lassen und da ich immer wieder Zwischenfragen stellen musste, damit beide am Interview beteiligt bleiben konnten, weil das Angebot eines Interviews an die Bedingungen, im Geschäft während der Arbeitszeit und gemeinsam, geknüpft war. Es war eine herausfordernde Interviewsituation und meine Kompromissbereitschaft war dem Umstand geschuldet, dass ich gerne ein Interview mit DS und WSc führen wollte, weil ich der Überzeugung war, dass ich im Gespräch mit ihnen wichtiges Material für meine Forschung generieren würde, was sich letzten Endes auch bewahrheitet hat.

4.2 EW (männlich, geboren 1956, Oberösterreich)

EW wurde 1956 in Linz geboren und wuchs in einem kleinen Dorf im oberösterreichischen Mühlviertel auf, wo er von 1956 bis 1977 lebte. Von 1977 bis 1986 lebte er in Linz und ab 1986 in Wien.

Sein Bildungsweg führte ihn von der Volksschule in die Hauptschule, dann in die Berufsschule, die er besuchte während er eine Lehre zum „Zimmerer“ machte.

EW hat drei Geschwister. Seine Schwester wurde 1954 geboren, seine zwei Brüder 1960 und 1963. Die Beziehung zur Schwester beschreibt EW als gut, zu den Brüdern „solala“. Seine Mutter wurde 1926 geboren und sein Vater 1928. Beide waren Landwirte. Die Beziehung zu den Eltern wird als durchwachsen beschrieben. Allerdings hatte EW zur Mutter eine bessere Beziehung, weil sie nachgiebiger war. Der Vater war konsequenter und hat Grenzen gesetzt.

Aufbruchsstimmung

Sein Leben als Jugendlicher in einem kleinen Ort im oberösterreichischen Mühlviertel war für EW von einer Aufbruchsstimmung gekennzeichnet.

„Irgendwie war es sehr interessant, weil ja irgendwie so eine Aufbruchsstimmung war, die verspäteten 68er irgendwie. (...) Das sogar (im Mühlviertel), ja, weil es eine Disko gegeben hat, die was ja doch sehr alternativ war im Vergleich zum normalen Lebensumfeld mehr oder minder. Naja und das war halt natürlich, hat es einfach, ich weiß auch nicht, wie ich das ausdrücken soll, auf der einen Seite der Humtata und auf der anderen Seite die Alter-, die Hippies, die Langzotterten und ja.“ (Zeile 76-80)

Disko: englischsprachige Musik

Die besagte Disko gab es zirka ab dem Jahr 1971. EW hat die Disko schon mit 15, 16 besucht, als er noch Schüler war. Die Disko war modern eingerichtet, es gab einen DJ und eine kleine Tanzfläche. Von einem Einzugsgebiet von ungefähr 40 Kilometern kamen Jugendliche dort hin. Das Publikum war zwischen 15 und 25 Jahre alt. Es wurde alternative Musik gespielt. „Naja, für die damalige Zeit waren Beatles, Rolling Stones, alles war eigentlich alternativ zum Mühlviertler Jazz.“ (Zeile 122-123)

Entdeckung von englischsprachiger Musik – „Teufelsmusik“ – durch das Radio

Unter Mühlviertler Jazz versteht EW Hausmusik, Humtata und Volksmusik. Von diesen Musikstilen grenzt er sich deutlich ab. In der Disko wurde hauptsächlich englischsprachige Musik gespielt. EW entdeckte englischsprachige Musik beim Wechsel von der Volksschule in die Hauptschule, also im Alter von ungefähr zehn Jahren durch das Radio.

„Wo eben die Teufelsmusik gekommen ist (...) Das haben die Eltern und Großeltern so bezeichnet (...) Musik wie die Rolling Stones war schon, Beatles oder Bee Gees, etc. das war alles, was einmal Englisch, was man nicht verstanden hat.“ (Zeile 146-156) Alles, was die älteren Generationen nicht verstehen konnten, war Teufelsmusik. Man kann hier von einem Generationenkonflikt sprechen. Die Großeltern waren der Kurz- oder UK-Welle gegenüber sehr skeptisch, „(...) bzw. hat der Opa ja sowieso überhaupt geglaubt, durch die Strahlen, was aus dem Radio rauskommen, wird man ja deppert.“ (Zeile 160-161)

Auflehnung gegen die konservative Gesellschaft: Hippies: visuelle Codes zentral

EW erwähnt zwar die Musicbox, gibt aber an, dass er kein regelmäßiger Hörer war: „(...)wie oft hab ich das gehört? Immer wieder einmal, also nicht so ganz fix, wenn ich Zeit gehabt habe und ich glaub, das war eine Nachmittagsendung, wenn das am Nachmittag gelaufen ist, hab ich es halt einmal aufgedreht. Natürlich auch zu laut (...) und mit Fight mit der Mutter, also: dreh ab den Scheißdreck!“ (Zeile 181-186) Auf die Frage hin, was an der Musicbox so besonders war, sagt EW Folgendes: „Dass es mir eigentlich gefallen hat, dass mich die Musik eigentlich angesprochen hat und ein gewisser Teil war natürlich auch wichtig, Auflehnung gegen die konservative Gesellschaft.“ (Zeile 189-191)

EW bezeichnet diese Gruppe von jungen Menschen, die sich gegen die konservative Gesellschaft auflehnte, als Hippies. „Die Hippies sind bis ins Mühlviertel gekommen (...) das war einfach eine Bewegung, die nicht mehr zum Aufhalten war, die auch ins kleinste, war zwar ganz vereinzelt, es war keine große Bewegung, aber was weiß ich, in jedem Dorf mit 2000 Einwohnern, hat es wenigstens 2-3 so, ich sag halt immer Hippies dazu, gegeben.“ (Zeile 204-217) EW definiert Hippies folgendermaßen: „(...)

die sich einfach *puncto*, die sich nach dem äußereren Erscheinungsbild einfach von der konservativen Mühlviertler Gesellschaft einfach total sichtbar abgehoben haben (...) durch Kleidung, durch langen Bart, speziell durchs Äußerliche, durch Kleidung und Haare und Bart.“ (Zeile 219-224)

Ein Hippie musste laut EW ungepflegt sein, die Haare mindestens schulterlang oder halt lang tragen ohne eigentlich einen Haarschnitt drinnen zu haben. Der Bart war gewachsen, wie er halt gewachsen war. Damals trugen auch Männer Plateauschuhe, vorne 4 Zentimeter, hinten 6 bis 8 Zentimeter hoch. Afghanen-Mäntel waren bunt bestickte Lammfelle, die von den ersten Reisenden, die den Orient schon besucht hatten, mitgenommen wurden. „Und hat zu der damaligen Zeit einfach schon einen Preis gekostet, wo man, ja sicher zwei ordentliche Anzüge oder einen Anzug und einen Mantel hätte bekommen können. Also es war ein teurer Spaß, das hab ich aber gebraucht.“ (Zeile 260-263)

Im Vergleich zu KS, der nicht in Frage stellte, dass man am Sonntag in die Kirche geht und einen Anzug trägt, rechnet EW den Wert seines Afghanen-Mantels zwar in die gängige Währung der konservativen Mühlviertler Bevölkerung – nämlich Anzüge – um und streicht damit heraus wie hoch der materielle Wert des Mantels war. Der immaterielle, ideologische Wert für den Mantel stand – nämlich anders zu sein, sich abzuheben und von der Mehrheitsgesellschaft zu distanzieren – war für EW aber im Vordergrund. Damals gab es nicht viele, die weitere Fernreisen gemacht haben.

Provokation durch Aussehen

EW wollte mit seinem Aussehen provozieren. Die heftigen und abfälligen Reaktionen der Mühlviertler Gesellschaft empfand er als Kompliment, seine Provokation war gewollt. „Schau wie er ausschaut der Trottel! Wiest du ausschaust mit dem Mantel!“ (Zeile 284-286) Für EW war das ein Kompliment, denn er „wollte ja nicht so ausschauen wie die“ (Zeile 290) Mehrheitsbevölkerung. Das Aussehen – Kleidung, Haare, Bart – spielte also als visueller Code, mit dem man sich von der konservativen Gesellschaft abgrenzen konnte, eine wesentliche Rolle. EW hatte zum Beispiel ein sehr buntes Hemd mit roten Schneckenmustern, das nicht alltäglich war und Keilhosen, Schachthosen und Jeans. „Hosen oft sehr, himmelblaue Hose mit einem Zwickl drinnen, unten die Hose noch aufgetrennt und einem bunten Keil oder

überhaupt Schachtelhosen“ (Zeile 314-316) (...) weil so eine Jean hast du wirklich eintragen müssen, da hast du eigentlich, wenn die gut war, weil das Material noch so zäh oder steif war, da hast du eigentlich oft fast kleine Entzündungen gehabt davon, bis du sie eingetragen gehabt hast.“ (Zeile 335-338) Eine zumindest temporäre Schädigung der Gesundheit wurde dafür in Kauf genommen, dass man sich von der Mehrheitsgesellschaft abhebt. Die Provokation hatte einen hohen Preis, der aber offensichtlich von EW gerne in Kauf genommen wurde. Die Gestaltung der Hosen wurde sehr ernst genommen. EW beschreibt, dass sie oben hauteng waren und unten war dieser Keil reingenäht. Die Farbe des Keils hat nicht zur Farbe der Hose passen dürfen, sondern musste ganz konträr sein. Bei der himmelblauen Hose von EW war der Keil rot und links und rechts waren noch zwei Knöpfe mit zwei Kettchen als Dekoration angebracht.

Jugendzeitschrift Bravo und diverse Musikzeitschriften

Die Inspiration für Kleidung kam ein bisschen aus der Jugendzeitschrift Bravo und aus diversen Musikzeitschriften: „(...) ein bisschen was Bravo zu der damaligen Zeit (...) und so Musikzeitschriften hab ich natürlich auch oft angeschaut ja und da hat man eben auch gesehen wie die Verrückten sich anziehen.“ (Zeile 377-381)

EW verwendet im Laufe des Gesprächs mehrmals abwertende Begriffe für Mitglieder der Gruppe, der er sich zugehörig fühlte und deren Vorbilder: die Alter-, die Hippies, die Langzotterten (Zeile 80), die Verrückten (Zeile 381). Es scheint als würde er an diesen Stellen die Termini der Mehrheitsgesellschaft verwenden, was nicht zuletzt die offenbar gelungene Provokation akzentuiert. Im Gespräch mit KS hat sich etwas Ähnliches gezeigt. Er drückt mit dem Satz, „weil die Jungen haben ein bisschen einen Vogel“ (Zeile 755) deutlich aus, was die ältere Generation über die Jugend dachte. Allerdings wirkt die Aussage „ein bisschen einen Vogel haben“ zurückhaltend und harmlos, wenn man sie mit den Aussagen der Mühlviertler Bevölkerung über EW vergleicht: „Schau, wie er ausschaut, der Trottel!“.

Was Printmedien betrifft, kannte EW zwar den Rennbahn Express, hat ihn aber nicht gelesen. Bravo war ein sogenanntes „Schundheftl“ und wurde unter der Hand weitergegeben. Die Zeitschrift war wegen der Aufklärung und der Musik interessant.

„Musik, weil das ja zur damaligen Zeit einen relativ hohen Stellenwert gehabt hat, dass man einfach auch mitdiskutieren können hat, dass man nicht der komplette Trottel war.“ (Zeile 401-403)

Bravo war also wichtig um bei Musik mitreden zu können, was wiederum eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe möglich machte. Phänomene, die auch CZ mit Bravo in Verbindung brachte. Fotos, die zeigten, wie Musiker aussahen, waren eine Inspiration. EW hatte zwar, was Kleidung betraf, keine Vorbilder, aber es haben ihm sehr wohl Musiker gefallen. „Mir hat zum Beispiel der Tom Jones, der war immer sehr, der hat weiße Anzüge getragen, das hat mir einfach gefallen, weil im Mühlviertel war der Anzug, entweder ein Steireranzug also ein Trachtenanzug oder ein dunkler Anzug. Der hat weiße Anzüge, also das hat mir gefallen. Es hat mir natürlich auch gefallen, wie sich die Stones oder Beatles gekleidet haben, ja. (...) ganz einfach gesagt, abgehoben von dem Bild, was ich jeden Tag vor den Augen gehabt habe.“ (Zeile 417-424)

EW bezeichnet die Beatles und die Rolling Stones als zwei der wichtigeren und einflussreicheren Bands. Außerdem mochte er die Bee Gees, Who und Pink Floyd und ein wenig später liebte er Daliah Lavi.

Platten wurden gekauft und für die Beschaffung von Drogen wieder verkauft

EW kaufte sich zwar Platten, aber die hielten sich nie lange, weil er das Geld für Drogen brauchte und sie so immer wieder verkaufte. Er kaufte sich Platten in Schwerberg, wo eigentlich die alternative Szene eher zu Hause war. Schwerberg war zirka 50 Kilometer von der Heimatgemeinde EWs entfernt. Er gelangte per Autostopp oder mit Bekannten hin. Dort gab es ein Kleidergeschäft und ein Gasthaus mit einer Musikbox.

Verstehen der Sprache war nicht im Vordergrund

Was Musik betrifft, stand „(...) also das Englischsprachige im Vordergrund, also, ob man es verstanden hat oder nicht, war nicht das Wichtige, aber, ja, also ich weiß nichts Deutschsprachiges, was wirklich so topaktuell gewesen wäre.“ (Zeile 474-477)

Gespaltene Gesellschaft

Laut EW hat sich die Gesellschaft irgendwie gespalten: „Die, die die alternativere Geschichte gehört haben und die, die im Alten festgehängt sind mehr oder minder und die keine Veränderung, da ist es um Veränderung eigentlich gegangen, die einfach keine Veränderung wollten und Veränderung war aber angesagt. Und Veränderung war eben auch, dass englischsprachige Musik rausdröhnt und nicht mehr die deutsche Schnulze.“ (Zeile 487-492)

Pubertät: Respekt vor der Obrigkeit hinterfragt

Mit Beginn der Pubertät, also mit zirka 12, wurde, laut EW, der Respekt vor der Obrigkeit hinterfragt.

Zuerst sind die Eltern zum Wirt fernsehen gegangen und EW zum Nachbarn. Anfang der 1970er-Jahre haben sich dann die Eltern von EW einen Fernseher angeschafft. Es gab nicht viele Sendungen. EW erinnert sich an Lassie und Turnierreiten. Am Abend durfte man von den Eltern aus nicht mehr Fernsehen.

Die Sendung Ohne Maulkorb fand EW zur damaligen Zeit okay und gibt an, sie geschaut zu haben, wenn er zufällig darüber gezappt hat.

Der Reiz des Verbotenen

Allerdings hatte die Musicbox für EW einen wichtigeren Stellenwert als Ohne Maulkorb.

„Ohne Maulkorb hab ich halt geschaut, wenn es zufällig, wenn ich halt gerade darüber gezappt habe sozusagen und bei der Musicbox, da kann ich mich, wenn ich so hinspüre, da kann ich mich schon erinnern, das hat mich oft interessiert also hab ich gewusst, da muss ich wieder einschalten. Ja und auch, es war auch dazu, wir haben ja etwas Verbotenes getan. Die Eltern waren ja eigentlich eher dagegen.“ (Zeile 560-565)

Es gab also zwei Gründe, warum EW die Musicbox gerne, wenn auch nicht regelmäßig, hörte. Der eine Grund war das persönliche Interesse und das Gefühl

angesprochen zu sein. Der andere Grund war die Provokation der Eltern und das Übertreten eines Verbots.

Der Rhythmus stand im Vordergrund, nicht der Text

EW hat englischsprachige Musik gehört, aber nur das wenigste verstanden, es war auch nicht wichtig den Text zu verstehen. „Es war der Rhythmus, es war das, ja. (...) Es war ganz was anderes wie der Humtata.“ (Zeile 582-584)

Kino

EW ist nicht regelmäßig ins Kino gegangen, weil sie dort das Elternprogramm gespielt haben. Es gab in der Region kein alternatives Kino oder ein Jugendkino, sondern „(...) da war der Humtata daheim“ (Zeile 596) und folglich war Kino für EW in seiner Jugend wenig relevant.

EW erinnert sich zirka 1975, 1976 für kurze Zeit eine deutschsprachige Musikzeitschrift gekauft zu haben und glaubt, dass sie Rolling Stones hieß: „(...) eine kurze Zeit hab ich mal eine Musikzeitschrift gekauft (...) Rolling Stones oder irgendwie so hat das geheißen. Es war jedenfalls zur damaligen Zeit (...) ein sehr teures Blatt.“ (Zeile 610-612)

EW fand, dass der Rolling Stone alternativer war als das Bravo. Man konnte den Rolling Stone in Schwertberg kaufen, aber nicht im Heimatort von EW. Der Grund für den Kauf war, dass „es alternativer war wie das Bravo. Das Bravo hat ja eh jeder gelesen“ (Zeile 644-645).

Es zeigt sich also auch hier wieder, dass es EW darum ging besonders zu sein – wie er bereits weiter oben deutlich machte, dass er sich durch Kleidung abheben und distanzieren wollte – und nicht das zu lesen, was jeder liest. Der Rolling Stone war also eine Alternative zum Mainstream, zu dem Bravo gehörte, „weil Bravo hast du in jeder Trafik oder in fast jeder Trafik gekriegt und (der Rolling Stone) war halt nicht so leicht zu (kriegen)“ (Zeile 654-655). Im Rolling Stone „ist hauptsächlich über Musik was drinnen gestanden. Musikanla-, Musik, was halt gerade am Musikmarkt aktuell ist, welche Verstärker, Gitarren, also so breit gefächert eher“ (Zeile 661-663).

Kein Instrument, keine eigene Band, aber Konzerte

EW war in keiner Band und spielte auch kein Instrument. Ab in der Zeit, wo er in Linz wohnte (1977), ging er vereinzelt auf Konzerte, die in den 1970er-Jahren in Linz oder Wien stattfanden. Er hat Frank Zappa in Linz und Passau gesehen, Pink Floyd in Wien, Lou Reed, Wishbone Ash und Earth, Wind & Fire ebenso. EW fuhr mit dem Zug zu Konzerten nach Wien. EW hat über Mundpropaganda von Freunden und Bekannten und Medien, zum Beispiel Ö3, von Konzerten erfahren. Er erinnert sich, dass die Konzertkarten für Pink Floyd in der Wiener Stadthalle 350 Schilling gekostet haben. EW beschreibt ein Konzert mit afrikanischer Musik im Brucknerhaus als Topkonzert. Alle im Publikum waren sehr gestriegelt, also gut gekleidet mit Anzug und Krawatte, während EW leger gekleidet war. „Und das war sehr rhythmisch und da haben die Gutgekleideten auch nicht mehr sitzen können so wirklich. Das war ein gutes Konzert“ (Zeile 729-731). Dieses Konzert scheint für EW besonders zu sein, weil verschiedene Menschengruppen vom Rhythmus mitgerissen wurden.

EW haben damals Pink Floyd sehr gut gefallen, zu den Konzerten von Pink Floyd und Lou Reed in Wien ist EW mit ein paar Leuten mit dem Zug gefahren. Sein erster Wienbesuch war 1972 mit der Schule mit Besuch des Musicals Hair, was für EW etwas sehr Alternatives war. Es war etwas Besonderes für den 16-jährigen EW, „allein, dass man solche Gestalten auf einer Bühne sieht, war ja nicht, hab ich nicht erwartet“ (Zeile 785-786).

Keine Reisen

Als EW noch im Mühlviertel wohnte, ist er eher selten nach Linz gefahren. Er zog 1976 aus beruflichen Gründen nach Linz. Anfangs pendelte er und war unter der Woche in Linz und am Wochenende im Mühlviertel. EW hat damals nie weitere Reisen unternommen.

Alkohol- und Drogenkonsum

Die Freizeit in Linz war von Alkohol- und Drogenkonsum geprägt. EW erwähnt folgende Lokale und Plätze, an denen er sich aufhielt: Kasperlkeller, Landstraße, Armer Mann, Berger Mami, Bad Café Altstadt und die Donaulände.

Es wurden Joints geraucht und man hat sich unterhalten, aber zu lange konnte man ohnehin nicht ausbleiben, „wenn man gearbeitet hat, hat man ja eh wieder zu einer gewissen Zeit ins Bett gehen müssen, damit du nächsten Tag fit warst“ (Zeile 897-899), weil der Arbeitstag oft bis zu 12 Stunden hatte und um 7 Uhr Arbeitsbeginn war.

Verrückte Zeit, Aufbruchsstimmung, alte Strukturen brechen, optimistisch

EW beschreibt die 1960er und 1970er-Jahre folgendermaßen:

„Ja, dass es einfach eine verrückte Zeit, irgendwie eine verrückte Zeit war, dass es einfach so eine, dass es irrsinnig was positives eigentlich irgendwie gehabt hat, weil irgendwie so eine Aufbruchsstimmung war einfach. Veränderung, die man gespürt hat, die nicht zum auf-, also es verändert sich, also dieses Kleinbürgerliche das bricht irgendwie, das Konservative, die alten Strukturen brechen und keiner hat gewusst wohin. Ja, das war irgendwie, das hat einen sehr, man war trotzdem irgendwie optimistisch, es hat so ein, das fehlt mir in der Jetzzeit sozusagen. Also da war man noch viel optimistischer.“ (Zeile 937-944)

Eigene Entwurzelung: Zuhause bei den alternativen Hippies

Laut EW waren alternative Jugendliche eine Minderheit. Er sieht seine Entwurzelung als Grund, warum diese Gruppe so einen Reiz auf ihn ausgeübt hat:

„Ja, dass ich eigentlich mit Leib und Seele ein Bauernbub war, am Land aufgewachsen bin und immer als Bub schon gut angepackt habe auch bei der Landwirtschaft und für mich eigentlich klar war, ich werde den väterlichen Hof einmal übernehmen, bis dass man mir einmal mitgeteilt hat, dass ich den väterlichen Hof nicht übernehmen werde. Ja und dann war ich irgendwie, aus heutiger Sicht betrachtet, bin ich mir halt irgendwo entwurzelt vorgekommen bzw. war es ja in (meiner Heimatgemeinde) so,

dass es ja sehr strikt getrennt war, die Bauernkinder und die Marktkinder, also die Kinder von Selbstständigen und so. Und auf einmal wollte ich dort nicht mehr dazugehören, weil es ja geheißen hat, der Vater hat ja gesagt, nein Bauer wirst du keiner und dort habe ich nicht dazugehört.“ (Zeile 960-970)

Nun gehörte EW weder zu den Bauernkindern, noch zu den Marktkindern, was in ihm ein Gefühl der Entwurzelung hervorrief. „Dann hat es die dritte Schiene, diese alternativen Hippies noch gegeben und dort habe ich wieder ein Zuhause gefunden (...) Probleme haben (in dieser Gruppe) alle mit den Eltern gehabt (...) eben weil gutbürgerlich oder eben das Anderssein oder das sichtbar-sich-abgrenzen-wollen von der Masse.“ (Zeile 980-988)

EW war Teil einer Subkultur, bei der es friedlich zog. Auf dem Land gab es Raufhandel zwischen verschiedenen Dörfern, nach dem Motto ein Dorf schlägt das andere Dorf. Die Dorfjugendlichen, die sich der volkstümlichen Musik zugewandt haben, sind auf Kommerzveranstaltungen gefahren und dann gab es Schlägereien. „(...) irgendein Tanz mit irgend, eine volkstümliche Geschichte und sobald mehr oder minder Jugendliche oder junge Burschen aus meiner Heimatgemeinde in eine andere Gemeinde im Umfeld von 15-20 Kilometer eingedrungen sind und vielleicht ein Mädchen angesprochen haben, ist es im Endeffekt dann zu einem Raufhandel gekommen. Ich war Gott sei Dank da eigentlich nie dabei. Und ich hab eher die Schiene gewählt gehabt, wir haben uns auch getroffen im Umfeld von was weiß ich wie vielen Kilometern und das ist friedlich (stark betont) gewesen, also da hat es keinen und wir haben uns alle verstanden. Wir haben vielleicht einmal einen Joint geraucht gemeinsam, aber das war es.“ (Zeile 1014-1024)

EW betont den Kontrast zwischen den traditionellen Dorfjugendlichen, die volkstümliche Musik hörten und in Schlägereien verwickelt waren, und der Gruppe von Jugendlichen, der er angehörte, wo das friedliche Zusammentreffen im Vordergrund stand. „Die Erwachsenen haben einfach gesagt so abfällig, das sind die Hippies“ (Zeile 1031). EW hat sich nicht als Hippie gesehen, sondern „als ganz ein normal-, also als Jugendlicher, der sich gegen die Eltern und Gesellschaft auflehnt“ (Zeile 1035-1036). Dieses Auflehnen gegen die Obrigkeit und die Mehrheitsgesellschaft und das damit einhergehende Infragestellen und

Unterwandern von Traditionen dürften aber gerade die Punkte gewesen sein, die der Elterngeneration nicht recht waren.

Obwohl EW von den Erwachsenen Hippie genannt wurde, beschreibt er deren Aussehen – wie auch HL – viel extremer. „Die Hippies, die waren noch, die haben ja wesentlich anders ausgeschaut wie ich. Die haben die Haare sicher um 15 Zentimeter länger getragen oder ja.“ (Zeile 1038-1041)

Die alternative Szene mit ihrem friedlichen Beisammensein und der anderen Musik stellt EW als totalen Gegensatz zur Dorfjugend dar, von der er sich abgrenzt. Beim Raufhandel ging es „um ein Kräftemessen eigentlich im Großen und Ganzen mehr oder minder, wo eben ein Mädchen als Vorwand, so stell ich es mir jetzt einfach vor, sie waren Eindringlinge, also sie waren nicht gebetene Gäste für die Veranstaltung, sondern sie sind in diese Veranstaltung irgendwie eingedrungen und man muss sie ja, das hat dazugehört, das war einfach so“ (Zeile 1063-1067). Was man mit den Eindringlingen machen muss, erwähnt EW interesserweise nicht, aber da er von einem Raufhandel, von Kräftemessen und weiter oben von Schlägereien spricht, ist davon auszugehen, dass es Raufereien und Schlägereien zwischen Jugendlichen verschiedener Dörfer – den Ortsansässigen und den Eindringlingen – gab.

Lokale

Die Lokale, die für EW im Mühlviertel relevant waren, waren eine Disko in seiner Heimatgemeinde, ein Gasthaus mit einer Musikbox in Schwertberg, ein alternatives Kaffeehaus in Mauthausen und die Bachschmiede im oberen Mühlviertel. Ab der Übersiedelung nach Linz 1976 war die Bachschmiede für EW „fast ein Wochenendpflichtprogramm“ (Zeile 1100). „Also man hat sich getroffen in Linz in einem der Lokale, hat dort noch etwas konsumiert (...) Alkohol. Ist dann irgendwann um 6 oder 7 Uhr spätestens weggefahren und ist dann so um 8 Uhr in die Disko gekommen.“ (Zeile 1121-1125) EW war samstags dort und kam mit dem öffentlichen Verkehr hin oder ist mit jemandem mit dem Auto mitgefahren. Die Bachschmiede war, obwohl sie ganz abgelegen war, ein außergewöhnlich populäres Lokal, das von Oberösterreichern, Salzburgern, Niederösterreichern und Deutschen besucht wurde. An guten Wochenenden waren, laut EW, bis zu 1000 Leute dort. Die Diskothek wurde auch in den Gesprächen mit HL, HZ, KS und HR erwähnt.

Die Bachschmiede war für EW so besonders, wegen der „Menschenansammlungen, dass man noch mehr Kontakt zu, also dass die Leute noch verschiedener waren, dass der Wirt sehr liberal war und dass sie eine gute Musik gespielt haben“ (Zeile 1164-1166). EW hat nicht getanzt. Auch wenn er die gute Musik, die in der Bachschmiede gespielt wurde, erwähnt, war sie für ihn sekundär. Andere Dinge standen im Vordergrund. Das wichtigste war, „dass man einfach Leute, dass man sich amüsiert und dass man verschiedene Leute trifft. Ja und es war auch, hat auch mit Drogen zu tun gehabt. Marihuana, LSD, Heroin, Aufputschmittel ja und Kokain war zu der Zeit noch nicht so wirklich üblich. (...) Da hat es eher Aufputschtabletten gegeben oder eben viel Hasch oder Opiate“ (Zeile 1183-1197). Es gab für EW verschiedene Gründe für den Drogenkonsum, „dazugehören und natürlich auch, wenn man Opiate nimmt, dann ist es ein Todmachen, also ein Ruhigstellen. Das ist ja nichts anderes dann. Ja, dass man mit seiner Lebenssituation irgendwie nicht ganz zurechtkommt. Da muss man sich ruhigstellen“ (Zeile 1231-1239). Drogen verschafften auch eine Zugehörigkeit zu einer Clique. „Ja, wenn du Drogen weitergibst, bist du ja, hat man ja einen Status. Na logisch. (...) Wenn ich es mit dem nötigen Abstand betrachte, wahrscheinlich hat das sicher mitgespielt, Anerkennung, Wow, Schulterklopfen, ganz sicher mitgespielt“ (Zeile 1255-1263).

Frauenanteil

EW beschreibt, dass in der Subkultur, in der er sich bewegte, „vereinzelt (betont) auch Frauen dabei (waren). Es hat natürlich immer Zierfische gegeben. Ein Zierfisch ist ein Beiwerk bei einem Burschen, wo halt ein schönes Mädel dabei ist“ (Zeile 1285-1289). In der Bachschmiede „waren mehr Männer als Frauen (...) 60 zu 40“ (Zeile 1295-1299) Prozent, was HL mit den Worten „ich würde jetzt sagen das Verhältnis, Frauen schon auch sehr stark vertreten, vielleicht 70 zu 30“ (Zeile 149-150) beinahe bestätigt.

In der Alternativgruppe im Mühlviertel „da hat es natürlich auch Mädels gegeben, aber was weiß ich, wenn man es, da war es eher so, wenn man es jetzt so 4 zu 1“ (Zeile 1303-1304). EW unterteilt Frauen, in solche, die integriert waren und Zierfische.

Musik stand im Vordergrund, nicht Herkunft der Musiker

EW unterschied nicht zwischen Musik aus Großbritannien und den USA. Er wusste zwar teilweise woher die Musiker kamen, aber das war für ihn nicht wichtig. Wichtig war, ob ihm die Musik gefallen hat, oder nicht.

EW besuchte die Bachschmiede bis gut 1980. In Linz gab es später ein Lokal, das Zoom hieß, ein Tanzlokal mit DJ. EW besuchte es zwischen 1980 und 1984, 1985 und sagt, dass es „auch wieder eher so eine alternative Geschichte, mehr oder minder, wo sie gute Musik gespielt haben, (war). Der Besitzer war Mühlviertler“ (Zeile 1344-1345). Abgesehen vom Mühlviertler Lokalpatriotismus fällt an dieser Stelle auf, dass EW das Lokal als „alternativ“ beschreibt und dass „gute Musik“ gespielt wurde, zwei Aspekte, die für ihn dauerhaft von Bedeutung waren.

Nicht politisch aktiv

EW war zwar politisch interessiert, aber nicht aktiv. Hauptsache für ihn war es gegen Dinge zu sein. „Dass man eben einmal gegen Atomenergie war, also das war ganz was Wichtiges mehr oder minder (...) und dass man gegen die konservative ÖVP war. Das hat schon genügt“ (Zeile 1372-1375).

EW hatte zu Hause Ö3-Verbot. Er sollte in der Zeit zwischen 12 und 14 Uhr nicht Ö3 hören, hat es aber trotzdem gehört. Das Verbot machte es noch interessanter. Die Eltern wollten nicht, dass man so eine Musik hört. „Wovor sie Angst hatten, weiß ich nicht. Vorm Anderssein.“ (Zeile 1441)

Eine andere Uniform

EW bezeichnet am Ende des Gesprächs die Kleidung der Jugend, oder dieser Minderheit, dieser Alternativen mit den Worten: „Es war eine andere Uniform“ (Zeile 1481), aber offensichtlich eine, die er damals brauchte um sich von der konservativen Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen und anders zu sein.

4.3 OB (männlich, geboren 1952, Burgenland)

OB verbrachte seine Kindheit und Jugend im Burgenland und zog nach der Matura 1970 nach Wien. Seine Begeisterung und Leidenschaft für Musik hat sich im Alter von 13 Jahren entwickelt, als er ein Teenager war.

Kauf der ersten Platte

OB kommt dann gleich von der Begeisterung und Leidenschaft für Musik zum Konsum selbiger. Er beginnt mit dem Kauf der ersten Platte. Diese Themenwahl deutet darauf hin, dass für OB der Besitz von Musik sehr wichtig war. In einigen anderen Interviews wird der Besitz von Musik auch erwähnt. Es ist allerdings zwischen dem Besitz durch Kauf von Tonträgern und der Aufnahme von Radiosendungen zu unterscheiden. VK wollte die Hitparade aufnehmen, damit sie die Musik besaß. Auch CZ erwähnt das Aufnehmen der Hitparade.

OB betont, dass er diese erste Platte „natürlich“ (Zeile 16) noch zu Hause habe. Natürlich ist ein wichtiges Wort, denn für ihn scheint es selbstverständlich zu sein, dass er die Platte noch hat, er hätte sie aber in der Zwischenzeit genauso gut auch weggeben oder verkaufen können, so wie MB viele seiner Platten verkauft hat.

OB erinnert sich, dass er damals nur eine Single zu Hause hatte und diese immer wieder spielte. Zuerst sagt er, dass er sich die erste Platte mit 14 gekauft hat. Ein paar Zeilen weiter unten macht er dann – abermals mit einem „natürlich“ (Zeile 20) – deutlich, dass sein Vater damals immer die Platten bezahlt hat. Für OB scheint es natürlich gewesen zu sein, dass ihm der Vater die Platten kaufte. Es stellt sich aber die Frage, warum der Vater das gemacht hat.

Musik als Belohnung für schulische Leistungen

Wir erfahren, dass OB unter der Woche in einem Konvikt war und ihn der Vater immer am Wochenende abholte. Er bekam immer eine Single, „wenn nichts zu beanstanden war“ (Zeile 22). Musik war also eine Belohnung für gutes Verhalten beziehungsweise eine Aufforderung zu gutem Verhalten.

Wenn OB sagt, dass er jede Woche eine Single gekriegt hat, macht er deutlich, dass es selten etwas zu beanstanden gab. Ob das nun an der Belohnung lag oder ob OB ohnehin ein folgsamer Konvikt-Schüler war, lässt sich an dieser Stelle nicht sagen. Musik war eine Belohnung für schulische Leistungen, das heißt OB hat von klein auf gelernt, dass Leistung belohnt wird. An dieser Stelle wird deutlich, dass es nicht ausschließlich um die Belohnung guten Verhaltens ging – was die Wortwahl „nichts zu beanstanden“ nahe legen würde – sondern um Noten, weil OB dann von „schulischen Leistungen“ (Zeile 28) spricht. Das Interesse für Musik war allerdings schon gegeben und wurde nicht vom Vater ausgelöst. Wenn OB andere Interessen gehabt hätte, hätte ihn der Vater mit etwas Anderem belohnt.

Eltern und Musik

„Die Eltern waren nicht musikinteressiert, sie haben aber einen Plattenspieler zu Hause gehabt.“ (Zeile 35-36) Das Geständnis, dass die Eltern nicht musikinteressiert waren, wird von OB sofort mit einem „aber“ fortgesetzt. Auch wenn die Eltern von OB kein Interesse an Musik hatten – im Vergleich zu RK, der immer wieder betonte: „Musik war immer da“ (Zeile 21) – gab es im Haushalt einen Plattenspieler. Hier stellt sich die Frage, warum jemand einen Plattenspieler hat, wenn er sich nicht für Musik interessiert? Legt OB hier die Latte sehr hoch und zählen für ihn nur Personen als musikinteressiert, die ein sehr ausgeprägtes Interesse an Musik hatten? Er sagt auch nicht, dass sie sich für ein anderes Musikgenre, wie zum Beispiel Klassik, Volksmusik oder Schlager interessierten, sondern er bezeichnet sie verallgemeinernd als „nicht musikinteressiert“.

Interesse an Musik = Sammeln von Musik

Nun erfahren wir, dass der Plattenspieler aus den 1950er-Jahren war und dass die Eltern ein paar Platten hatten. Es musste also einmal, wenn auch nur das geringste Interesse an Musik vorhanden gewesen sein, aber OB sagt gleich, dass sie im Prinzip – also vielleicht zu lesen als ‚seiner strengen Beurteilung nach‘ – keine Musikinteressierten waren und er konkludiert mit „keine Sammler“ (Zeile 41), was so viel heißt wie, jemand der sich für Musik interessiert muss Musik auch sammeln,

sonst ist er/sie nicht musikinteressiert. Wahres Interesse an Musik zeigt sich daran, dass man sie sammelt, also besitzt. OB sagt also, dass er nur Personen als musikinteressiert gelten lässt, die Musik auf Tonträgern kaufen. Das setzt allerdings finanzielle Möglichkeiten voraus und viele Interviewpartner_innen gaben an, dass sie nicht das nötige Geld hatten um Platten zu kaufen.

Radio

Auf die Frage, wie er auf Musik gekommen sei, antwortet OB mit „durch den Äther“ (Zeile 44) und will mit dem Nachtrag „Radio“ (Zeile 46) sichergehen, dass ich ihn auch verstehe.

Radio Luxemburg, Radio Saarland

Er bezeichnet das Radio als „die einzige Möglichkeit“ (Zeile 48), was klar zeigt, dass es damals für ihn schwierig war an Musik zu gelangen. Aber auch diese einzige Möglichkeit war eine begrenzte Möglichkeit, weil es „nicht viele Radiosendungen gegeben hat“ (Zeile 49). Hier meint OB offensichtlich, dass es in Österreich nicht viele Radiosendungen gegeben hat, weil er gleich im Anschluss die ausländischen Sender „Radio Luxemburg auf der Mittelwelle“ (Zeile 50) und „Radio Saarland“ (Zeile 50) erwähnt. Erst nach diesen zwei ausländischen Sendern kommt er auf österreichische Musiksendungen „wo zwischendurch immer so englische Songs gespielt wurden“ (Zeile 51-52). Durch die Aufzählung zuerst von Radio Luxemburg, dann von Radio Saarland und erst dann von österreichischen Musiksendungen entsteht der Eindruck, dass die ausländischen Sender eine größere Relevanz hatten. Bei den österreichischen Musiksendungen gab es nur zwischendurch englische Songs, das heißt, es gab keine Sendung, die sich ausschließlich darauf konzentrierte und spezialisierte, daher musste man auf ausländische Radiosender ausweichen.

Als ich frage, um welchen österreichischen Radiosender es sich handelte, kann OB zwar den Sender nicht nennen, macht aber gleich deutlich, dass es nicht Ö3 war. Ö3 dürfte aber eine Relevanz gehabt haben, weil der Sender an dieser Stelle erwähnt wird und OB betont, dass der erst 1968, als er schon 16 Jahre alt war, gegründet wurde und ihm folglich in seiner frühen Jugend nichts gebracht hat. OB musste sich

mit einer Sendung begnügen, die auf einem Sender lief, den er nicht erwähnt, wo deutsche Schlager gespielt wurden und zwischendurch englische Beatnummern. Es war das Zwischendurch, für das er sich interessierte.

„So bin ich auch quasi mit dem Virus infiziert worden durch das Radio“ (Zeile 65), sagt OB. RK spricht in diesem Zusammenhang von „angefixt“ (Zeile 39) worden sein. Beide setzen also Musik mit einer Krankheit oder einer Sucht gleich. Für OB ist Musik ein Virus, für RK eine Sucht. Das heißt, das Radio ist Schuld daran bzw. verantwortlich dafür, dass OB an dieser Krankheit leidet, die er nicht mehr los wird. OB gibt an, dass er nicht permanent Radio gehört habe, sondern hin und wieder.

Platten sammeln und tauschen

Ab dem Alter von 14, 15 Jahren war sowohl das Sammeln als auch das Tauschen von Platten wichtig.

Musikinteressierte waren deutliche Minderheit

In der Klasse von OB waren 30 Leute und davon waren nicht mehr als 2-3 Musikinteressierte. „Ich kann das nur so beschreiben, dass das einfach, wenn dich ein Virus erwischt, du ihn nie wieder loswirst. Du kannst gar nichts dafür, das heißt, keiner hat mich darauf gebracht, keiner hat mir irgendwelche Anleitungen gegeben, ich hab kein Vorbild gehabt, keinen größeren Bruder oder irgendwas, das ist einfach aus der Luft gekommen, also über den Äther, über das Radio.“ (Zeile 82-88)

Das Radio war zentral

Hier zeigt sich, dass jene Faktoren, die für andere Leute für die Entdeckung englischsprachiger Popmusik relevant gewesen sein könnten – wie Vorbilder, oder ein größerer Bruder – bei OB nicht vorhanden waren. Die Tatsache, dass er diese Faktoren ausschließt, macht deutlich, dass OB weiß, dass es in vielen Biografien von Musikinteressierten größere Brüder oder andere Informanten gab, die einflussreich waren. Er selbst bringt allerdings die Entdeckung von englischsprachiger Musik ausschließlich mit dem Radio in Verbindung.

Nun grenzt sich OB von Leuten ab, die nur in der Zeit, wo diese Musik sehr populär war, dabei waren und dann wieder weggefallen sind. OB hingegen hat das Virus erwischt und er wird es – im Vergleich zu anderen – nicht mehr los.

Ö3: „sehr schwach und ohne Format“, Musicbox: „Insel beim Musikhören“

Ö3 bezeichnete sich zwar als „der erste Musiksieder, der 24 Stunden Musik sendet“ (Zeile 101), aber OB fand die meisten Sendungen „sehr schwach und ohne Format“ (Zeile 102). Mit dem Wort „allerdings“ hebt er eine Sendung klar davon ab und das war die Musicbox. Es stellt sich die Frage, ob die Musicbox diesen mythischen Status im Nachhinein bekommen hat oder ob sie tatsächlich damals schon so populär war. Es gab ein paar Interviewpartner_innen, die sie nicht kannten und auch solche, die nichts mit ihr anfangen konnten. SH zum Beispiel fühlte sich ausgeschlossen und ausgegrenzt. Aber die Personen, in deren Jugend Musik das Hauptinteresse war, erwähnten alle die Musicbox.

Musicbox: kein elterlicher Widerstand

OB hat die Musicbox bewusst gehört. Er fand den Sendetermin 15 Uhr am Nachmittag „sehr schülerfreundlich“ (Zeile 107-108). Vielleicht ist der Sendetermin mitunter ein Grund, warum sie EW nur manchmal hören konnte und KS sie nicht kannte, denn die beiden begannen sehr jung zu arbeiten. Andere Sendungen waren für OB beliebig und Mainstream. Es gab laut OB keinen elterlichen Widerstand gegen die Musicbox. Im Vergleich dazu gab es bei EW großen Widerstand von den Eltern, was für ihn auch reizvoll war. EW durfte die Musicbox nicht hören. Die Musik, die in der Sendung gespielt wurde, bezeichneten die Eltern als „Teufelsmusik“ (Zeile 146).

In der siebten und achten Klasse Gymnasium war OB nicht mehr im Konvikt sondern zu Hause, weil es dann schon Schulbusse gab. OB hatte null Interesse an deutschsprachiger Musik.

Das Gesamtpacket: Musiker waren Vorbilder

Auf meine Frage, was an der Musik so wichtig oder so ansprechend für OB war, sagte er, das Gesamtpacket und meint rebellische Musik, andere Kleidung der Musiker und andere Frisuren. Außerdem wird eine sehr starke Identifikation mit den Worten „Ich wollte genau so sein wie die“ (Zeile 151) zum Ausdruck gebracht. Dieses Phänomen kommt auch im Interview mit RK vor, der so sein wollte wie Joe Strummer von The Clash. WSc wollte genau so sein wie die Stooges.

Für OB steht außer Frage, dass Musiker Vorbilder waren und „Leute wie ich, die Fans haben das natürlich kopiert, das ist ja logisch“ (Zeile 157-158). OB erwähnt die Rolling Stones – sie kommen im Interview mit OB noch sehr oft vor, weshalb sie einen besonderen Stellenwert gehabt haben dürften und noch immer haben –, die Beatles, John Lennon, die Small Faces und The Who.

Generationenkonflikt: lange Haare bei Burschen führten zu Problemen mit den Professoren

Laut OB hatte man als männlicher Jugendlicher in Österreich die Möglichkeit sich durch längere Haare von der Mehrheitsgesellschaft abheben zu können. Wenn man als junger Mann längere Haare hatte, hatte man aber automatisch viele Probleme mit den Professoren. „Also das hat man versucht total zu unterdrücken“ (Zeile 175). Auch in den Gesprächen mit WSc, MB und KS kommen lange Haare bei jungen Männern als wichtiges Distinktionsmerkmal vor. Es entsteht allerdings in den verschiedenen Gesprächen der Eindruck, dass die verschiedenen Haarlängen den Schweregrad der Rebellion symbolisierten. OB und MB hatten Schulterlanges Haar. WSc hingegen trug seine Haare ganz lang. „Und die Musik war auch schnell, hart, also das war mit einer gewissen inneren Rebellion verbunden.“ (Zeile 177-178) „Naja, wie ich noch im Gymnasium unten war in Oberschützen immer nur ein paar Zentimeter länger und so, da ist es um jeden Zentimeter gegangen, nicht, aber nach der Matura hab ich sie mir natürlich lang wachsen lassen, Schulterlang und so.“ (Zeile 185-188) Jeder Zentimeter Haarlänge, den OB „erkämpfen“ konnte, war für ihn „als Teenager eine Notwendigkeit, oder schon ein kleiner Sieg“ (Zeile 193-194).

WSC beschreibt sehr schön, wie schnell sich visuelle Codes ändern können: Anfangs hatte er lange Haare, aber als er dann Punk für sich entdeckte, ließ er sich die Haare sofort ganz kurz schneiden. Er hat in London gesehen, dass er der Einzige mit langen Haaren war.

Kleidung

Was Kleidung betraf, sagt OB „(...) mit 13 hat man noch nicht so viel gemacht, da war man noch angepasst, aber dann immer mehr, naja, man hat die T-Shirts, die bunten T-Shirts kopiert und angezogen. Ich war zum ersten Mal 69 in London und hab dort mächtig eingekauft.“ (Zeile 206-210)

Reisen: Erster Aufenthalt in London

1969 mit 17 war OB mit einem Freund 4 Wochen im Sommer in London. Die Zugfahrt dauerte 24 Stunden. Die Eltern haben das finanziert. Sie dachten, dass er einen Sprachkurs machen würde. Die Tatsache, dass OB 1969 als Schüler nach London reisen und dort für 4 Wochen bleiben konnte, zeigt, dass es in der Familie finanzielle Mittel gegeben haben muss. OBs Vater arbeitete bei der Gemeinde, was genau er dort machte, erfahren wir nicht. MB hingegen nennt die Berufe seiner Eltern.

MB war auch während der Schulzeit in London. Im Gegensatz dazu war KS im Alter von 38 Jahren zum ersten Mal in London. Diese Möglichkeit bot sich ihm davor nicht. OB hinterfragt die Finanzierung durch die Eltern nicht, die ist für ihn – ähnlich wie auch für MB – selbstverständlich. Bei TE und KS war die Situation anders.

OB und MB erzählen von der Hippiebewegung am Piccadilly Circus in London. Auch PW reiste nach London, allerdings auch erst später und geschäftlich. Seine Reisen hatten immer etwas mit Arbeit zu tun.

Pionier

In OBs Klasse ist nur er nach London gefahren: „Ich war natürlich schon ein Pionier.“ (Zeile 235) Als Motivation für den vierwöchigen Aufenthalt in London gibt OB folgende Faktoren an: „Die Motivation war in erster Linie die Musik, die Kultur, die

englische Musik und alles, was damit in Verbindung ist, die ganze Kultur, alles, Carnaby Street und die Mode, also die ganze Geschichte halt.“ (Zeile 245-248) OB sah einen großer Unterschied zu Österreich, „weil wir waren ja immer quasi ein bisschen später dran, die Epigone, nicht. Das, was die dort entwickelt haben, ist hier nachgemacht worden“. (Zeile 251-254) Auch RK und TE betonen, dass Österreich immer später dran war.

Einkauf von Kleidung und Platten und Konzertbesuche in London

„Ich hab mir gekauft eine Schnürlsammtjacke in einer poppigen Farbe, T-Shirts, Hemden oder Hosen, die man da nicht gekriegt hat mit irgendetinem, was weiß ich, was das für ein Stoff war, alles mögliche, nicht. Viel Kleidung und ein paar Platten und Konzertbesuche.“ (Zeile 259-264)

OB sagt, dass er mit 16,5 Jahren bei einem Meilenstein der Rockgeschichte dabei war. Man merkt, dass er noch immer stolz ist, dabei gewesen zu sein und noch dazu in so jungen Jahren. „Ich war dabei beim legendären Hyde Park Konzert der Rolling Stones, das war am, ich glaube am 3. Juli 1969, da war ich eben einer von diesen 300 oder 400 000 Menschen, war ein Free Concert. Ein Meilenstein überhaupt der Rockgeschichte (lacht), wo ich mit 16,5 Jahren dort war. (...) Das war ein Highlight.“ (Zeile 266-276)

Erstes Konzert: Rolling Stones

Von dieser Erzählung über das Rolling Stones Konzert in London kommt OB dann auf sein erstes Konzert mit 15, das er am 2. April 1967 in Wien besucht hat und das auch ein Konzert der Rolling Stones war.

Für mich bedeutet das, dass die Rolling Stones eine zentrale Band für OB waren, auch wenn er sie nicht als besonders herausstreckt, aber die Tatsache, dass es sein erstes Konzert war und dass er die Rolling Stones sehr oft live gesehen hat, legt diesen Schluss nahe. Das erste Konzert sah OB also mit 15, auf Musik ist er mit 13 durch das Radio aufmerksam geworden und mit 16,5 Jahren ist er nach London gereist und hat sich dort, unter dem Vorwand eine Sprachreise zu machen, das Gratiskonzert der Rolling Stones angeschaut.

Ich stelle OB die Frage, ob er regelmäßig zu Konzerten nach Wien gefahren ist. Woraufhin die Unterstützung der Eltern erwähnt wird, die ihn nach Wien gebracht haben. Es wird nicht ganz klar, ob die Eltern ohnehin nach Wien gefahren wären, oder ob sie wegen OB und seinem Wunsch Konzerte zu besuchen nach Wien gefahren sind. Er sagt, dass sie Erledigungen und Einkäufe in Wien machten.

Die Unterstützung der Eltern war bei OB sehr ausgeprägt. Sein Vater hat ihm Singles gekauft, die Eltern haben die Reise nach London 1969 finanziert und sie haben ihn auch zu Konzerten nach Wien gebracht.

Welche anderen Eltern haben das Interesse ihrer Kinder an Rock- und Popmusik auch so, oder ähnlich, unterstützt und (direkt/indirekt) gefördert wie die von OB?

Die Großmutter von RK hat ihm Geld für Platten gegeben. MB wurde von seinem Vater finanziell unterstützt. Auch wenn er Nachhilfe gegeben und sich während seines USA-Aufenthalts Gelegenheitsjobs gesucht hat, wäre es für einen Jugendlichen wohl schwer möglich gewesen die große Zahl an Platten, die er sich in Wien kaufte und auch aus den USA importierte, zu finanzieren. Er ging auch auf sehr viele Konzerte und für die meisten Interviewpartner_innen war das in diesem Alter nicht oder nur schwer leistbar. KS wurde von seinen Eltern finanziell gar nicht unterstützt, sondern musste sich alles selbst erarbeiten und finanzieren.

OB kommt auf sehr gute Konzerte zu sprechen, die er damals im Wiener Konzerthaus gesehen hat. Er nennt dann allerdings nur Led Zeppelin.

Auf die Frage, ob Konzerte finanziert waren, antwortete OB ohne nachzudenken mit: „Ja sicher“ (Zeile 300). Für ihn gab es also offensichtlich die finanzielle Barriere nicht. Er spricht davon, dass die Konzerte heute in Relation viel teurer sind. Was schon sein mag, allerdings war er in seinen Teenagerjahren finanziell von seinen Eltern abhängig, zumindest nennt er keine anderen Einkommensquellen, Nachhilfe oder ähnliches, es dürfte so gewesen sein, dass ihm die Eltern das ohne große Diskussionen finanzierten. Auf die Frage hin, ob es leistbar war, sagt OB „ja sicher“, was bedeutet, dass es kein Thema war.

OBs Vater bezahlte ihm Singles, Konzertkarten und brachte seinen Sohn zum Konzert nach Wien und holte ihn danach wieder ab. OB hatte also das Privileg finanziell und auch anders (zum Beispiel mit Fahrtendiensten) von seinen Eltern unterstützt zu werden.

Musik und Fußball

OB erzählt mir, dass Musik und Fußball in seiner Jugend gleich wichtig waren. Er fügt dann noch „hauptsächlich britische Musik“ (Zeile 330) hinzu. OB bringt das ganz klar mit den Protagonisten in Verbindung. Die britischen Bands „haben mir auch immer besser gefallen als die amerikanischen Bands“ (Zeile 333-334). Das heißt, OB führt hier eine Unterscheidung ein. Er hat in seiner Sammlung „sicher mindestens drei Viertel britische Platten und ein Viertel aus Amerika“ (Zeile 337-338). Die ursprüngliche musikalische Prägung OBs war eine britische. OB war in der Zeit der sogenannten British Invasion Jugendlicher, wo Großbritannien mehr namhafte Bands – Beatles, Rolling Stones, Who, Led Zeppelin, etc. – hervorbrachte, als die USA. Im Vergleich dazu gab es bei HR, DK und WSc eine starke Orientierung an amerikanischen Bands (Proto-Punk-Bands wie sie – die Insider – sie nennen). Wieder andere sagen, dass es ihnen egal war, woher die Bands kamen. Womit hängt das zusammen? Kann das auch mit der Zeit zu tun haben, in der die Personen geboren wurden und aufgewachsen sind? Natürlich hängt es auch mit dem Milieu zusammen, in dem man aufwächst. DK hatte zum Beispiel einen älteren Bruder (RK), der sich sehr für Musik interessierte und sich dann auch viel mit Punk und Hardcore auseinandersetzte und immer mehr vom Mainstream abkam und zu Fanzines griff.

Wenn ich OB nach dem Unterschied zwischen englischer und amerikanischer Musik frage, antwortet er folgendermaßen: „Man kann nicht immer alles so in Worten beschreiben die Musik.“ (Zeile 347)

OB stellt mir die direkte Frage: „Kennst du dich aus in der Musik?“ (Zeile 363)

Er erklärt mir, dass alles auf den amerikanischen Blues der Schwarzen zurückgeht und dass englische Bands daraus eine „weiße Rockmusik gemacht“ haben.

Ich bekomme den Eindruck, dass OB hier ungeduldig wird. Es ist auffällig, wie wissend ich mich darstelle, als müsste ich ihm etwas beweisen. Er schafft es mich in eine Rolle zu drängen, in der ich mich unwohl fühle und das Gefühl bekomme meine Kompetenz unter Beweis stellen zu müssen. Aber warum? Eigentlich wäre es für mich und meine Studie besser und zielführender gewesen mir das alles erklären zu lassen, was ich nicht getan habe. Es wäre notwendig und wichtig gewesen „nein“ zu sagen

um zu erfahren, wie es OB erlebt hat. Durch mein Verhalten ist mir ein Nachteil entstanden, weil OB sich so nicht veranlasst fühlte weiterzuerzählen.

Rhythmus stand im Vordergrund

Zu Texten und Rhythmus englischsprachiger Rock- und Popmusik sagt OB: „Es ist um, man hat im Prinzip gar keinen Text gebraucht, es ist um die Kraft der Musik gegangen und was da rausgekommen ist. Es ist nicht primär um die Aussage gegangen. Das ist bis heute so im Prinzip. Ich mein, sicher werden Gefühle ausgedrückt oder politische Statements hin und wieder abgegeben und so weiter, aber das war nicht das Primäre, nein. (Es ging um) das Gesamtpacket. Und der Bob Dylan sagt ja schon seit Jahrzehnten, dass er nie irgendeine Revolution quasi (lacht) oder Teil dieser Bewegung sein wollte, er wollte immer nur Musik machen und gerade seine Texte haben sie immer so zerfetzt, wie wenn er irgendwas Staatstragendes aussagen wollte, nicht, und er hat das dann Jahre später immer dementiert und so, es interessiert mich gar nicht, was ihr da glaubt, dass ich da jetzt was gemacht habe für euch, und man kann auch, mit 14, 15 sitzt man nicht dort und tut Text interpretieren. Da hört man einen Riff aus dem Radio, dann die Stimme und dann geht es dahin, also das berührt einen emotional als Musikfan und, wie soll ich sagen, das macht ein gutes Gefühl. Natürlich kriegt man die Texte auch mit, also schon alleine der Song von den Who damals My Generation und so, sicher. Du wirst überhaupt niemanden finden, der in den 60er Jahren wegen den Texten sich mit Musik beschäftigt hat, das glaub ich nicht. Außer er will sich selber wichtig machen (lacht).“ (Zeile 385-426)

Reisen als Jugendlicher: London und Amsterdam

OB ist als Jugendlicher regelmäßig mit dem Zug weggefahren. 1969 und 1970 nach London, dann nach Amsterdam, das „war auch so eine Metropole für Popkultur“ (Zeile 436). OB fuhr in den 70er-Jahren mit dem Zug, „dann später natürlich mit dem Flieger“ (Zeile 439) und auch im Jahr des Interviews war er bereits „zwei Mal in London“ (Zeile 439-440) gewesen. Damit wird deutlich gemacht, dass OB auch heute noch regelmäßig nach London fährt, diese Reisen also kein Phänomen der Jugend und der Vergangenheit waren. Am Anfang des Interviews (Zeile 90-91) zeigte er etwas

Ähnliches, als er darüber sprach, dass sich viele damals, in ihrer Jugend, für Musik interessierten, als sie sehr populär war, aber dann wieder weggefallen sind, im Gegensatz zu ihm. Er ist dabei geblieben, sowohl beim Interesse für Musik, als auch bei den Reisen nach London. Unter anderem sicherlich auch, weil OB von sich sagt, dass ihn deutschsprachige Musik „null“ (Zeile 135) interessiert hat.

„Ich war in meinem ganzen Leben 3, 4 Mal in New York, aber ich war 30 Mal in London oder so und einmal in Paris.“ (Zeile 445-446) Auch in New York war OB auf einem Konzert der Rolling Stones. Sie sind also eine Konstante in seinem Leben. Für OB war der erste Aufenthalt in London „prägend“ (Zeile 464). Damals wohnte er in Bayswater. „Die ganzen Eindrücke, Architektur, Gerüche, die Parks, alles, Pubs schon, Konzerte eben, Fußball damals nicht, weil es ein Sommer war und da haben sie ja Pause gehabt, aber später bin ich dann immer zu Fußballspielen dann.“ (Zeile 466-471)

Über den ersten Aufenthalt in London erzählt OB: „(...) also von Bayswater (sind wir) immer zu Fuß rauf gegangen die Oxford Street, dann Regent's zu Piccadilly Circus, weil da war immer der Treffpunkt der Jugendlichen von ganz Europa (lacht) so quasi, nicht, daneben ist ja gleich Soho. Das weiß ich heute noch und wenn ich mir das so überlege, dann war das ein ganz ein schöner Spaziergang, wenn ich das heute mach, wir haben das jeden Tag gemacht quasi. Die schönen Stufen zum Sitzen und damals sind ja die Jungen, Jugendlichen, Hippies und so weiter alle auf Stufen gesessen. In Wien am Theseustempel, in Amsterdam am Dam und in London am Piccadilly Circus (...) Das war ein Abenteuer.“ (Zeile 491-515)

Musikinteressierte Frauen

Laut OB gab es auch musikinteressierte Frauen, auch wenn prozentuell mehr Burschen Fans gewesen sein dürften. „Das erste Konzert in Wien (Rolling Stones), ja, im 67er Jahr, das hat ein Mädchen organisiert, die eine Klasse ober mir war oder zwei, die hat einen Bus gemietet und Karten besorgt. Also es hat schon auch Mädchen gegeben, die Fans waren, aber es war, ah, Prozentsatz war sicher mehr bei den Burschen. Aber das ist ein Beispiel, dass es das auch gegeben hat, also dass die, dass ein Mädchen damals in unserem Gymnasium die Initiative ergriffen hat. (...) Es hat

durchaus auch Mädchen gegeben, also das möchte ich jetzt nicht anders darstellen.“ (Zeile 524-539)

Eine Sprachreise nach England hat OB nicht gemacht. „Nein, viel hat es nicht gegeben. Ich glaub, das war den meisten Eltern zu teuer dann, schätze ich einmal, ja. Einige haben es halt gemacht.“ (Zeile 549-556)

Printmedien: Zeitungen und Jugendzeitschriften

Was musikalische Berichterstattung in den Printmedien betrifft, gab es laut OB Konzertberichte. Glattauer schrieb im Kurier. Wolfgang Kos hat in der Presse geschrieben und jahrelang bei der Musicbox mitgemacht. OBs Vater war Gemeindebeamter und hat die Presse abonniert gehabt. Es gab im Kurier und in der Presse manchmal Berichterstattung über Konzerte, „(...) also wenn, ich kann mich erinnern Fleetwood Mac Konzert im Konzerthaus, wo ich dabei war, und da hat es nachher einen Bericht gegeben“ (Zeile 601-603).

OB gibt an als „ganz Junger“ – so mit 12, 13, 14 – Bravo gelesen zu haben, „da hab ich noch immer so alte Exemplare zu Hause, schon alleine wegen den Fotos“ (Zeile 620-621), das heißt, dass die Jugendzeitschrift Bravo relevant war, weil es Fotos gab, auf denen das Aussehen und die Kleidung diverser Musiker zu sehen war. OB nennt auch das Schweizer Magazin Pop, das auch WSm erwähnte. Dann zählt er noch Musikexpress, Sounds und Spex auf. Was österreichische Jugendzeitschriften betrifft, „da hat es gar nichts gegeben“ (Zeile 660). Aber konkludierend gibt OB an, dass das Radio für ihn „100 prozentig“ (Zeile 663) am prägendsten war.

Fernsehen: Beat Club

Anschließend spricht OB von einer Fernsehsendung aus Bremen, wo „auch die ganzen englischen Bands gespielt“ (Zeile 667) haben. „Das haben wir immer geschaut mit Begeisterung“ (Zeile 676). Es zeigt sich auch an dieser Stelle wieder das Kollektiv. Aber wer „wir“ ist, bleibt undefiniert.

OB beschreibt den Beat Club: „Ganz einfach, da haben, die haben Bands aus England eingeflogen und die haben ihre neue Single gespielt. Ich glaube am Anfang play back und dann live. Bands aus England, hin und wieder deutsche Bands auch später dann

und so, die halt Hits gehabt haben. (...) Also wie die Stones Jumpin' Jack Flash herausgebracht haben, 1968, dann war das im Beat Club.“ (Zeile 698-705) OB erwähnt hier abermals die Rolling Stones. Sein erstes Konzert war von den Rolling Stones. Er hat das Konzert in London gesehen. Er hat sie in New York gesehen. Im Zusammenhang mit dem Beat Club bringt er auch wieder die Rolling Stones als Beispiel.

Spotlight

In den 1960er-Jahren hat es laut OB keine interessanten österreichischen Sendungen für Jugendliche gegeben. „Dann hat es das uninteressante mit dem Peter Rapp gegeben, dieses Spotlight oder wie? Aber das war komplett uninteressant für mich, weil das gescherte Sendungen waren. Peter Rapp, der hat das nur gemacht, weil er einen Job beim ORF gehabt hat. Denk ich mir einmal. Und nicht weil er von der Musik inspiriert war. (...) Der hat auch keine gescheite Frisur gehabt, gar nichts. So geht es nicht.“ (Zeile 708-724)

Das Aussehen und die Frisur des Moderators wurde sofort als nicht authentisch interpretiert, was zur Folge hatte, dass die Sendung nicht ernst genommen wurde. Aber „auch der Inhalt der Sendung, der war, das war dann natürlich eine österreichische Sendung, österreichische Leute sind da vorgekommen, wie Ambros, Fendrich und so weiter, alles Leute, die mich eigentlich nicht interessiert haben“ (Zeile 735-739).

Novak's Kapelle

Die österreichischen Musiker, die in Spotlight vorkamen, interessierten OB nicht, allerdings gab es schon eine Band aus Österreich, die ihm – wie auch WSc – gefiel: „Novak's Kapelle war eine gute Band in den 60er Jahren. (...) Weil sie wild, exzessiv, aggressiv waren, wie die Stones, ich glaube, die haben die Stones eh kopiert. Haben super gut ausgeschaut und ja“ (Zeile 742-748).

Hier bezieht sich OB wieder auf die Rolling Stones. Das waren die Originale. Novak's Kapelle haben die Rolling Stones, die für OB so unvergleichlich waren, kopiert. Das hat er zuvor schon einmal gesagt: „Das, was die dort entwickelt haben, ist hier

nachgemacht worden“ (Zeile 254). OB geht also nicht von einem kreativen Potenzial aus, dass es in Österreich gab, sondern die Sachen entstanden woanders und wurden dann kopiert beziehungsweise nachgemacht. Andere Bands haben Coverversionen gespielt, wie die Steirer namens Magic, die auch im Burgenland gespielt haben. OB findet diese anderen österreichischen Bands nicht „erwähnenswert“, was nun verschiedene Interpretationen zulässt: sie haben ihm nicht gefallen, oder er schämt sich dafür. Vielleicht will er im Nachhinein Dinge von seiner Musikbiographie entfernen, die ihm nicht so angenehm sind bzw. für die er sich schämt, oder weil sie keine große Relevanz hatten, muss man sie nicht erwähnen.

Meine Frage, ob sich OB als Teil einer Jugendsubkultur verstand, beantwortet er mit einem eindeutigen „Absolut (...) Die Musik hat ja Beatmusik geheißen, es war einfach diese Kultur. Die Sendung Beat Club hat ja nicht umsonst so geheißen und alles, was ich schon vorher gesagt habe, fällt unter den Sammelbegriff. Und später hat sich das dann natürlich mit den Hippies vermischt, nicht, also, weil das war ja dann, das ist dann von Amerika gekommen, nicht, also die haben ja, glaube ich, 66 angefangen, da sind die Haare immer länger geworden und dieser ganze indische Einfluss, das hab ich aber nicht mitgemacht, obwohl zum Beispiel die Beatles haben das mitgemacht, die dann mit indischer Kleidung zurückgekommen sind und so weiter, nicht“ (Zeile 778-794).

OB bringt seine Prägung mit Beat und Großbritannien in Verbindung. Er grenzt sich vom indischen Einfluss, den auch die Beatles mitgemacht haben, ab. Die Musik hat sich weiterentwickelt. Es gab längere Sessions, die Bands sind zum Teil progressiv geworden, „weil es (...) ja dann progressive Rockmusik geheißen“ (Zeile 801) hat. OB nennt Jimi Hendrix, Eric Clapton, Cream, Fleetwood Mac, Led Zeppelin.

Als ich OB darauf aufmerksam mache, dass Jimi Hendrix Amerikaner war, tut er das mit folgenden Worten ab: „hat aber seinen Durchbruch in England gehabt“ (Zeile 817). Der Musikgeschmack von OB hat sich dann hin zu David Bowie, Roxy Music und Punk Rock weiterentwickelt. OB betont, dass er auch mit 25 Jahren bei Punk Rock noch „voll dabei“ (Zeile 826) war, denn „das war auch eine aggressive super englische Rockmusik, das ist auch alles aus England gekommen“ (Zeile 836-837).

Obwohl er immer englische Rockmusik hervorhebt, frage ich OB, ob ihm auch amerikanische Bands wie die Stooges gefallen haben. Er erwähnt daraufhin

„Ramones“ und „Talking Heads“ und macht das Zugeständnis „da waren einige gute amerikanische Bands dabei“ (Zeile 846-848).

Offenheit ist für OB kein Widerspruch. Er hat angefangen sich für Musik zu interessieren als Beat gerade aufgekommen ist. Aber hat sich dann musikalisch weiterentwickelt. Beatmusik „war der Beginn, bis heute interessiert sie mich“ (Zeile 862). Die Hippies waren für OB „quasi eine Weiterentwicklung von dem Ganzen“ (Zeile 864). Diese Weiterentwicklung betrifft sowohl die Musik als auch das Aussehen der Musiker. „Also dann ist auch John Lennon ein Hippie geworden quasi“ (Zeile 866). Es ist also sogar ein Mitglied der Beatband, die das Wort Beat im Namen trägt – nämlich Beatles – ein Hippie geworden. Irgendwie ist das fast als Legitimation zu lesen, denn wenn John Lennon ein Hippie wird, ist es okay Hippie zu werden.

Permanente musikalische Weiterentwicklung

„Es war kein Feindbild oder was, überhaupt nicht, ich bin ja nicht stecken geblieben, sondern voll mitgegangen, also die Musik hat sich auch weiterentwickelt, nicht, von, wie gesagt, es hat dann längere Gitarrensoli gegeben und so weiter, Improvisation“ (868-871).

Auch DS + WSc betonen, dass sich ihr Musikgeschmack stets weiterentwickelt hat und grenzen sich auch ganz stark von den Freunden ab, bei denen das nicht der Fall war, ähnlich wie das auch OB macht.

Der persönliche Musikgeschmack und Stil haben sich bei OB auch weiterentwickelt. Auf meine Frage, ob er auch Punk war, sagt er mit einer Selbstverständlichkeit: „Punk war ich später. Joe Strummer ist mein Jahrgang, das heißt, der hat denselben Hintergrund wie ich musikmäßig“ (Zeile 876-880).

OB sagt, dass er nicht nur mit der Musik, sondern auch modemäßig mitgegangen ist. Allerdings wird durch den Satz „dann ist der Britpop gekommen in den 90er Jahren und das war wieder ein totales Heimatgefühl“ (Zeile 889-890) deutlich, dass sich OB mit Punk nicht völlig identifizieren konnte. Heimatgefühl wahrscheinlich, weil Britpop wieder eher klingt wie die Beatmusik aus den 60er-Jahren, die OB prägte. Punk dürfte für OB, auch wenn er so tut als wäre er überall dabei gewesen, nicht so

relevant gewesen sein. Das wird erst deutlich als er von einem Heimatgefühl im Zusammenhang mit Britpop spricht.

Die 1980er-Jahre

„In den 80er-Jahren hab ich das Lokal gegründet.“ (Zeile 892)

OB hat Musik vom Mittelpunkt seines Privatlebens zum Beruf gemacht.

Er eröffnete ein Lokal, wo Musik und Live-Konzerte eine große Rolle spielen.

In den 80er-Jahren „da hat man alles mitgenommen, was von den 70ern und Punkrock war ja noch da und dann was Neues halt dazu gekommen ist, die ganze Gothic Sache. Dann ist eh schon der Grunge gekommen mit Nirvana. Es gibt immer was, was in gute Richtungen sich entwickelt, nicht“ (Zeile 894-898).

Hier stellt sich die Frage, ob es um das private Interesse an Musik geht, oder um Musik, mit der man sich auseinandersetzen musste, weil man der Betreiber eines Musiklokals war. OB betont dennoch sein langfristiges Interesse an Musik:

„musikmäßig immer dabei, weil ich ja interessiert bin“ (Zeile 900). Kurz gesagt, machte OB sein Hobby – nämlich die Musik – zu seinem Beruf. Er grenzt sich vehement von den Leuten ab, die musikalisch stehen geblieben sind. Es scheint ihm unglaublich wichtig zu sein sich als Person zu präsentieren, deren Musikgeschmack sich immer weiterentwickelt hat und die nie stehen geblieben ist, was natürlich auch seine Rolle als Lokalbetreiber erfordert. OB wurde nicht als Privatperson interviewt, sondern mit dem Wissen, dass er der Eigentümer eines Musiklokals ist.

4.4 PV (männlich, geboren 1955 in Ungarn, kam 1956 nach Wien)

Im Gegensatz zur Mehrheit der Interviewten war PV sehr an Politik interessiert. PV wurde im Juni 1955 in Sopron geboren und kam im November 1956 mit seiner Familie nach Wien. Er hat drei Geschwister, die in den Jahren 1942, 1947 und 1952 in Ungarn geboren wurden. Der Vater war Lehrer, die Mutter Kellnerin und Hutmacherin. PV beschreibt die Beziehung zu seinen Eltern und Geschwistern als „eng, herzlich, dennoch nicht konfliktfrei, solidarisch, loyal“ (Zeile 1549-1550). Seinen Bildungsweg beschreibt PV als „verheerend“ (Zeile 15). Er besuchte die Volksschule, dann drei Klassen Gymnasium in einem katholischen Internat – wo er angibt „ein bisschen ausgebrochen“ (Zeile 16-17) zu sein – ein Jahr Gymnasium in der Stubenbastei und „den Rest der Zeit bis zur gescheiterten Mittelschule Zwischenkarriere im Akademischen Gymnasium“ (Zeile 18-19). PV maturierte erst Jahrzehnte später auf dem zweiten Bildungsweg. Als er mit 16 Jahren die Schule verließ, versuchte er von Anfang an bei Profil, Wiener Zeitung und Rennbahn Express journalistisch tätig zu sein. Beim Rennbahn Express, der damals eine „Schülerzeitung“ (Zeile 35) war, begann er „noch in der Mittelschule als 15-jähriger“ (Zeile 34).

Der Rennbahn Express

Der Rennbahn Express war „ursprünglich in Salzburg beheimatet, von den Brüdern Fellner gegründet in der sogenannten Rennbahnsiedlung, daher Rennbahn Express und mit dem Aufkeimen einer ersten Art von Schülerbewegung wurde das Modell quasi exportiert“ und PV war „der Verbindungsman nach Wien“ und hat hier „die Wiener Redaktion aufgebaut und die Brüder Fellner waren noch in Salzburg sogar und erst als die die Schule fertig gemacht haben, sind sie nach Wien gekommen und dann hat der Rennbahn Express, der ein kritisches Schülermagazin war, erst seinen kommerziellen Umbau bekommen“ (Zeile 37-44). „Mit dem Export nach Wien, also mit dem Verlassen von Salzburg begann (1972) der österreichweite Aufbau und Wien war der Brückenkopf“ (Zeile 72-73) und PV Leiter der Wiener Redaktion. Am Anfang war der Rennbahn Express laut PV „ein kritisches Schülermagazin, das sozusagen als 68er-Ausläufer da in Fortsetzung dieses Gedankenguts in Österreich,

halt im wesentlichen berichtet hat über den Versuch eine überregionale Schülervertretung in Österreich zu etablieren, aber auch über alles, was damals an Jugendkultur rundherum um diese Prozesse passiert ist“ (Zeile 82-87). PV erinnert sich die Fellners im Jahr 1972 – also mit 17 Jahren – auf einer Schülersprecherbundeskonferenz kennengelernt zu haben. Er war damals vom akademischen Gymnasium Schülersprecher und die Schülersprecher trafen sich überregional und der Rennbahn Express hat dann eine publizistische Plattform angeboten und PV hat dann „in Wien die Redaktion aufgebaut und später kamen die Fellners nach Wien“ (Zeile 104-105).

PV sieht Politik als Basis auf der andere gesellschaftliche Phänomene entstehen können. Jugendkultur ist für ihn „jene Stimmung, wo Kreisky Bundeskanzler wird und wo so eine Art Demokratie- und Reformschub durch das Land geht und Dinge, die sich vorher schon im Ausland in Richtung Universitäten getan haben, sozusagen auch nach Österreich hineinschwappen und all diese Faktoren zusammen haben halt hier auch Bewegungen ausgelöst. Wer in welchem Maß ist dabei nicht so wichtig, aber das waren die Faktoren, die eine Rolle gespielt haben. Das war einmal ein politischer Impuls, der Dinge in Gang gesetzt hat und es wurden auch von der damals sozialistischen Alleinregierung solche Impulse eher gefördert. Da waren der Bundeskanzler Kreisky und sein Unterrichtsminister Fred Sinowatz, dem das gut gefallen hat dieses österreichweite Projekt. Ausschließlich politisch initiiert ja. Ich mein, natürlich kamen dann diese ganzen Dinge dazu, die will ich ja jetzt nicht herunterspielen, vor allem Musik halt und dieses Hippietum und so, also alles, was da hineingeschwappt hat. Aber das war ja alles erst möglich, indem ein bestimmtes politisches Klima war. Also, was da zuerst war, die Henne oder das Ei, ist schwer zu sagen“ (Zeile 112-137.)

Durch diese Aussage ist klar festgelegt, dass für PV Politik die Basis ist und Musik und Jugendkultur betreffende Phänomene hinzukommen. PV ist der Einzige meiner Gesprächspartner_innen für den Politik schon in so frühen Jahren eine so große Bedeutung hatte. Für die Mehrheit der Interviewten war Politik in ihrer Jugend kaum bis gar nicht relevant.

PV war von 1972 bis 1974 Leiter der Wiener Redaktion des Rennbahn Express. Als die Fellners 1974 entschieden, dass sich der Rennbahn Express weg von dieser kritischen, emanzipatorischen Schülerzeitung hin zu einer „Popzeitung“ (Zeile 153)

mit dem Fokus auf Musik und auf Popstars entwickeln sollte, schied PV aus. „Ich hab gefunden, das ist nicht meines und die Fellners haben einfach recht behalten, sie waren kommerziell erfolgreich und ich hab versucht halt meinem Anspruch treu zu bleiben“, der „politisch, emanzipatorisch, demokratieorientiert“ (Zeile 156-163) war. PV arbeitete später wieder mit den Fellners zusammen, als er 1988 „den Rennbahn Express als erstes Medien Joint-Venture zwischen Ost und West, die ungarische Ausgabe des Rennbahn Express gemacht und vorbereitet“ (Zeile 173-174) hat. Er „hätte Chefredakteur von diesem ungarischen Rennbahn Express werden sollen“ (Zeile 184-185), entschied sich aber dann dieses Angebot abzulehnen und stattdessen als Journalist für Oscar Bronners Tageszeitung Der Standard – der Projekttitel war für die ersten zwei Monate Wirtschaftsblatt – zu arbeiten, wo er dann fünf Jahre tätig war.

Für den Rennbahn Express schrieb PV Artikel über Schul- und Jugendpolitik. „Ich hab nicht über Pop geschrieben. Das war nicht mein Interesse, das war nicht meine Fähigkeit und in einer Zeitung schreibt ja nicht jeder, sondern ich hab halt mehr die politischeren Dinge bedient“ (Zeile 235-241).

Bei der Frage, ob er sich als Jugendlicher für Musik interessierte, antwortet PV überzeugt mit „Ja, selbstverständlich“ (Zeile 244) um gleich im Anschluss auf seinen Schulkollegen im Akademischen Gymnasium MB zu sprechen zu kommen, mit dem ich ebenfalls ein Gespräch führte:

„Ich war zum Beispiel nicht annähernd so gut wie der MB, den ich übrigens auch damals zum Rennbahn Express geholt habe für ein paar Plattenkritiken, glaube ich, weil ich das nicht so gut konnte und ich hab mir gedacht, der M, der versteht was, der kann über was schreiben, weil ich war nicht so up to date wie der. Der war sozusagen immer früher dran, ich war einer von den leidenschaftlichen Musicbox-Hörern (...) und die waren immer auf der Höhe der Zeit und der MB war immer noch einen Meter vorher, vor der Musicbox. Also wenn der mal was erzählt hat, habe ich es eine Woche später in der Musicbox gehört, da hab ich mir gedacht, der ist wirklich top.“ (Zeile 244-255)

Ö3 Musicbox

PV outet sich an dieser Stelle als leidenschaftlicher Musicbox-Hörer. Wenn es ging hörte er die Radiosendung jeden Tag um 15 Uhr. Für ihn wurde in der Musicbox „dieser Lebensstilanspruch quasi verbreitet und auch dort wurden ja nicht nur diese Platten gespielt, sondern da waren ja auch Beiträge über die Themen, die uns interessiert haben, also Schuldemokratie, Studentenkultur“ (Zeile 261-265). PV erinnert sich als Jugendlicher 1974 oder 1976 selber irgendeine Anti-Bundesheer-Demo für den zweigeteilten Präsenzdienst organisiert zu haben. Er war also politisch nicht nur interessiert, sondern auch engagiert.

Antimilitarismusfragen in der Folge des Vietnamkrieges und der ersten Friedensbewegung all das hat sich laut PV in der Musicbox abgespielt und im Rennbahn Express ein bisschen. Für ihn waren offensichtlich als Jugendlicher diese beiden Medien von großer Relevanz.

Den Umstand, dass Wolfgang Fellner kurz bei der Musicbox Redakteur war, hat PV zu verantworten, denn er hat ihn 1974 oder 1975 vermittelt. „In der Zeit wo er (Wolfgang Fellner) den Rennbahn Express umpolt, hat er dort noch kritische Berichte gemacht über Zivildienst und so, kann ich mich erinnern. Den hab ich dorthin vermittelt“ (Zeile 276-278).

PV beschreibt die Musicbox im Vergleich zum Rennbahn Express als „viel viel viel breiter, viel progressiver, viel anspruchsvoller und viel tiefer“ (Zeile 283-284). Der Rennbahn Express hingegen war „eine ambitionierte Jugendzeitung, die wesentlich mehr war als eine vielleicht herkömmliche Schülerzeitung, insofern hat der Rennbahn Express seine Bedeutung gehabt, aber war eigentlich auf Mittelschulen zunächst beschränkt und die Musicbox hatte wirklich die Breite, die halt eine Spezialsendung in Ö3 damals hatte“ (Zeile 284-288).

Auf meine Frage, ob es auch andere progressive Jugendsendungen auf Ö3 gab, antwortet PV gleich entschuldigend: „Ich möchte jetzt niemandem Unrecht tun, weil vielleicht hab ich was vergessen, aber es war ein Flaggenschiff. Also wenn es noch was anderes gab, dann ist es in meinem Gedächtnis ein bisschen hinter das zurückgetreten und vielleicht wenn ich noch ein bisschen nachdenke, fällt mir noch was ein, aber spontan fällt mir die Musicbox ein als DAS“ (Zeile 292-296). Für PV – wie übrigens auch für viele andere Interviewte – war die Musicbox ein Unikat.

PV findet es witzig, dass sehr viele frühere Musicboxmacher jetzt bei Ö1 sind und hochqualitative Sendungen machen, die seiner Ansicht nach alle eine Auszeichnung verdient hätten. Er erwähnt Michael Schrott, der bei Ö1 die Sendereihe Diagonal macht. Wolfgang Kos, der heute Chef vom Wien Museum ist, aber früher auch lange bei der Musicbox war. PV selbst siedelt sich nur am Rande der Musicbox an: „Ich glaub, ich hab ein oder zwei Beiträge gemacht. Aber zum Beispiel als einmal der Michael Schrott abgeschossen wurde und die Musicbox kurz eingestellt wurde so Mitte der 1970er-Jahre da haben wir publizistisch einen Aufstand geführt und das ist ja ganz schnell dann Gott sei Dank wieder zurückgenommen worden. Aber ich kann mich erinnern, wir haben ein Rennbahn Express Cover gemacht „Das Ende der Musicbox“ oder „Die Wiederauferstehung der Musicbox“ und da war genau der Druck dahinter, dass man so eine Sendung nicht verbieten darf“ (Zeile 305-314).

Obwohl man über Gerd Bacher sagen könne, was man wolle, habe er nie ernsthaft vorgehabt „dieses Pflänzlein umzubringen, sondern selber als eine Möglichkeit eines kritischen Minderheitenprogramms“ (Zeile 316-317) durchaus leben zu lassen.

Kurzfristig drehte Gerd Bacher der Musicbox Mitte der 1970er-Jahre für zwei Wochen den Hahn einmal zu. PV erinnert sich nicht „wem er (Gerd Bacher) da ein Zugeständnis machen musste und dann haben alle geschworen, sie werden nicht mehr so böse sein und dann ist die Sendung wieder gemacht worden und war unverändert kritisch bis zu ihrer Exhumierung. Ja, war klasse. Erstklassige Journalisten, tolle Leute sind von dort hervorgegangen.“ (Zeile 319-323)

André Hellers Bedeutung für die Musicbox sieht PV folgendermaßen:

„Man soll sein Lichlein nicht unter den Scheffel stellen, aber die Bedeutung, die er gerne hätte, hatte er für die Musicbox im long run nicht so sehr, aber er hat sicher ganz wichtige Gründungsrollen erfüllt und er hat da auch als diese Musicbox in die Krise kam Jahre später, hat er ganz sicher auch sich beim Bacher positiv eingesetzt, dass das weitergeht, aber er war nicht so ein intellektueller, kritischer Vordenker als das er sich gerne heute sehen würde rückblickend. Sondern er war einfach ein Selbstinszenierer. Aber dennoch hat er da Verdienst, aber eine Zentralfigur jetzt im long run über Jahre sind sicher der Michael Schrott und der Kos gewesen und solche Leute, der Goll und wie die alle geheißen haben.“ (Zeile 328-339)

Obwohl nicht alle Leute im Freundeskreis von PV die Musicbox gehört haben, so doch „ein Großteil“ (Zeile 345). „Es galt schon als progressive Sendung oder wilde Sendung.“ (Zeile 351)

Der Rennbahn Express: 1974 Jugendmagazin

Der Rennbahn Express wurde anfangs an Mittelschulen vertrieben. Damals waren die Redakteure noch die Kolporteurs. „Ich kann mich erinnern, ich bin in der Hegelgasse gestanden guten Morgen ohne Sorgen und es war noch eine Rechtslage, wo die Direktoren dich verscheuchen konnten, das hat erst Sinowatz ermöglicht, glaube ich, dass man diese Zeitung auch an den Schulen vertreiben kann. Es gab ganz Konservative, den Herrn Sames im 19. Bezirk, der hat die Polizei geholt, wenn wir dort den Rennbahn Express verkaufen wollten und daher war der Vertrieb so, es haben nicht so viele gekauft, er ist unter der Hand vielleicht weitergegeben worden. Vor den Schulen um dreiviertel Acht (...) Einmal haben wir uns dort hingestellt und einmal dort. Das war ein Monatsmagazin. Es gab keine Abos. Alles handverkauft. Und der Helmut Fellner ist abkassieren gekommen, der war damals schon geschäftlich sehr ausgeprägt, der hat sich die Hälfte des Verkaufspreises abgeholt immer.“ (Zeile 358-385)

Jugendliche, die nicht mehr zur Schule gingen, sondern bereits gearbeitet haben kamen in dieser Phase „gar nicht“ an den Rennbahn Express heran.

1974 wurde der Rennbahn Express zu einem Jugendmagazin. Laut PV hat sich die Zeitschrift damals ein bisschen, aber nicht ganz entpolitisert. Seiner Meinung nach kam die Entpolitisierung „schrittweise, schleichend“, am Schluss war es dann halt „nur mehr kommerziell um die Schallplattenindustrie, um die Managements und Konzertveranstaltung quasi haben engstens kooperiert und quasi den Laden dort bestimmt, aber nicht überfahren sondern das war durchaus im Sinn der Fellners“ (Zeile 396-399). PV hat weiterhin hin und wieder mitgearbeitet und auch die politisch verbliebenen Teile gelesen, die es immer wieder auch gab. Er beschreibt sein Verhältnis mit den Fellners als interessant und betont, dass sie sich „nicht im Krieg getrennt“ (Zeile 407) hätten, sonst hätte PV 1988 nicht das Angebot bekommen die ungarische Ausgabe des Rennbahn Express vorzubereiten. Heute muss PV konstatieren, dass die Fellners kommerziell recht hatten, aber er sei sozusagen für

den Wolfgang Fellner wahrscheinlich bis heute der Spiegel für das, was er Anfang der 70er Jahre postulierte, was er eigentlich für einen Journalismus machen möchte und in den Spiegel, glaubt PV, schaut Fellner nicht so gern hinein. „Aber er (Wolfgang Fellner) ist sicher der erfolgreicher Zeitungsmacher“ (Zeile 412).

PV meint, dass Wolfgang Fellner damals sicher linker als er war, da sein Vater sozialdemokratisch bekennender Universitätsprofessor gewesen ist. PV hingegen war von seiner Sozialisation her eher kleinbürgerlich, bürgerlich. Er weiß nicht, ob er in den 1970er-Jahren – da war er noch nicht wahlberechtigt – Kreisky gewählt hätte, auch wenn ihm diese Politik irgendwie gefallen habe. Die Fellners bezeichnetet er als „ganz feste SPler damals“ (Zeile 424). Er selbst sei „erst nach und nach eigentlich nach links gerückt dann“ (Zeile 429).

Politisierende Ereignisse für PV

Als auslösende Ereignisse für seinen Linksruck gibt PV den Chile Putsch 1973 und den Ortstafelkonflikt in Kärnten an. „Das hat auch ganz fundamental mein Rechts- und Unrechtsempfinden angesprochen, die beiden Dinge haben mich wirklich politisiert (...) ich war damals auf das schon sehr sensibel, dass man Minderheiten so mit Füßen treten kann, das hat mich ganz empört mit meinen 16, 17 Jahren“ (Zeile 456-466).

Generationenkonflikt

PV war als Jugendlicher empört, weil sich die Elterngeneration mit der Nazivergangenheit arrangiert hat und für diese Generation in der Nachkriegszeit der Wirtschaftsaufstieg das wichtigste war. In der Generation von PV haben „moralische Fragen an Bedeutung gewonnen, also Friedensfragen, moralische Fragen, ethische Fragen, wozu auch Umweltschutz gehört“ (Zeile 475-477) und man musste Position einnehmen und sich deklarieren. In diese Zeit fällt für PV auch das Entstehen „von so was wie einer Zivilgesellschaft“ (Zeile 484) und auch „der grünen Partei“ (Zeile 487). PV beschreibt die Entwicklungen in den 70er-Jahren als „Paradigmenwechsel“ (Zeile 488).

Die Arenabesetzung

„Noch einmal stark engagiert in einer kulturbewegten Sache in den 70er-Jahren“ hat sich PV „bei der Arenabesetzung“ (Zeile 489-490). Damals war er „gewähltes Mitglied im ersten Besetzerkomitee“ (Zeile 493-494). PV erzählt, wie die Arenabesetzung damals begann:

„Wir waren am Naschmarkt und der Willi Resetarits hat zu mir gesagt mit den Schmetterlingen, wart, was war denn da am Naschmarkt? Ich glaub, der Lukas Resetarits hat ein Kabarett gemacht, Kabarett Keif und der Willi hat nachher gesagt, jetzt gehen wir dann in den Schlachthof und da werden wir irgendwas machen oder so. Das ist wirklich spontan entstanden, da haben wir gesagt, jetzt gehen wir nicht mehr fort, das kann man nicht wegreißen, das besetzen wir jetzt.“ (Zeile 497-502)

Die politischen Hintergründe liefert PV auch gleich mit: „Da war der Inlandsschlachthof und die Wiener Festwochen haben das zugelassen als Spielstätte und da haben die Schmetterlinge ihre Proletenpassion aufgeführt, war ein total supriges Ambiente, viel schöner als das, was jetzt die Arena ist und war gedacht, dass das in der Saison noch, nach den Wiener Festwochen, die dürfen dort noch spielen und dann wird es abgerissen und dann kommt das große Modecenter hin. Was ja heute auch dort steht. Modecenterstraße. Und zwar die Firma Schöps hat das errichtet und ein, im 3. Bezirk, einer der wichtigsten Bezirksfunktionäre der SPÖ, ein gewisser Kurt Heindl, der beim Schöps so eine Art Generalsekretär war, der hat seine Finger drinnen gehabt. Auf jeden Fall gab es ein massives Interesse des Herrn Schöps mit der Textilkette, dort was zu errichten und der Kurt Heindl war das rote Bindeglied, darum hat die SPÖ dieses Projekt auch vertreten und da gab es das erste Mal einen wirklichen Konflikt zwischen SPÖ Jugendlichen und Kulturszene, wobei das aber dann durchgezogen wurde. Also die Arena wurde verschiedentlich verleumdet und eigentlich weichgeschossen, so dass wir dann irgendwann aufgegeben haben nach ein paar Monaten.“ (Zeile 505-523)

Das Areal wurde im Jahr 1976 einen Sommer lang besetzt. Die Besetzer waren „eine bunte Mischung“ (Zeile 532). Für PV war es interessant wie die Etablierten reagiert haben. „Da waren die Reinfahrer rund um Kurt Heindl und den Bürgermeister: räumen, räumen, räumen. Und wer ein bisschen eigentlich eine weichere Linie hatte, nach dem Motto: Lass ma sie aussitzen, wird sich schon aufhören, das war damals die

Fröhlich-Sandner, Vizebürgermeisterin, spätere Unterrichtsministerin. Und es gab in der linken SPÖ-Kulturszene durchaus Sympathisanten, wie der jetzt verstorbene Dieter Schrage, jetzt grüner Pensionistenchef geworden. Also das war ein Sammelsurium, das war wirklich nicht organisiert und sehr viele Künstler halt, die Schmetterlinge waren führend. Witzig waren ja auch die Fraktionskämpfe, die es dann gleich gab, nachdem da ein Besetzerkomitee war, haben versucht die Kommunisten in alt gedienter Manier das Besetzerkomitee zu übernehmen und sind ein bisschen davon gejagt worden, also die KPler. Einer der tollsten Abende war, wie wir den Leonard Cohen überredet haben, dass er dort spielt. Das war am Höhepunkt seiner Popularität. Da ist er hingekommen, hat aber leider eine ganz kaputte Stimme gehabt und nur ein Lied gesungen, aber immerhin, das war eine unglaubliche Geste.“ (Zeile 535-551)

PV beschreibt also die Arenabesetzung als unorganisierte, spontan entstandene Aktion, woran verschiedenste Menschen beteiligt waren:

„Ich mein, da waren ja alles Junkies, Drogensüchtige waren ja natürlich auch dort. Die wollten wir zwar irgendwie draußen haben. Es haben Leute dort echt gelebt, die haben halt irgendwie, wenn was ist, hast du einen Sanitäter gebraucht. Der Anspruch war dort eine selbstverwaltete Kleinstadt aufzubauen“ (Zeile 581-584). PV hat damals gerade seinen Zivildienst gemacht und war beim Roten Kreuz. Er half bei der Arenabesetzung beim Aufbau seines ersten Sanitärdienstes.

Die Arenabesetzung wurde laut PV „einfach aufgegeben“ (Zeile 591), weil „die Kraft nicht mehr gereicht“ (Zeile 593) hat. „Es gab immer wieder Polizeieinsätze, also richtig Zermürbungstaktik. Rein, ein paar rausholen, wieder frei gelassen. Die Krone hat dagegen angeschrieben, hat jeden Tag berichtet, was das der Stadtverwaltung kostet bzw. welche Drogen es dort gibt und wurde systematisch diskreditiert“ (Zeile 593-597).

Die Krone war „wie immer, wenn es um etwas Fortschrittliches geht“ (Zeile 600) dagegen. Die Musicbox und Ohne Maulkorb waren „soweit sie konnten sympathisierend“ (Zeile 603), wie der Rennbahn Express zur Arenabesetzung stand weiß PV „gar nicht mehr“ (Zeile 605), „jedenfalls nicht feindlich“ (Zeile 607). „Nicht zu vergessen damals auch die Arbeiter Zeitung, sozialistisches Zentralorgan, war natürlich brav und hat Parteilinie verfolgt“ (Zeile 609-611), war also gegen die Arenabesetzung.

Was die SPÖ betraf, gab es „eine Spaltung auch in der Beurteilung durch die konservativen SPler und fortschrittliche SPler“ (Zeile 611-612). PV erzählt einmal mit Bruno Kreisky über die Arenabesetzung geredet zu haben und „der hat sich zwar pragmatisch verhalten, aber dem hat das gut gefallen“ (Zeile 613-614).

Politik

PV gibt an, dass Politik im weitesten Sinne ein Hauptinteresse in seiner Jugend war. Allerdings stellt sich für ihn in diesem Zusammenhang die Frage nach der Definition des Begriffs Politik: „Also für mich ist ja die Kultur sozusagen auch Politik. Woodstock ist ja nicht nur ein Festival gewesen, das war ja Politik und das ist eine Veranstaltung letztlich einer Gegenkultur gewesen, die eine andere Welt wollte. Wir haben das natürlich 1972, 1973 gesehen in unseren Kinos und nicht 1969. Das war ein 3,5 Stunden Film. Das war alles mit Verzögerung. Wir sind etwas später erwacht und das ist die Zeit in der der Rennbahn Express auch entsteht“ (Zeile 638-652).

Musik

Da PV auf den ersten 14 Seiten des Interviews nicht auf das Thema Musik zu sprechen gekommen ist, es aber für meine Forschung von Relevanz ist, frage ich ihn, welche Musik er als Jugendlicher gehört hat. Ob er Musik auch gekauft beziehungsweise gesammelt hat.

„Ich weiß nicht, wie man das heute kategorisiert. Ich glaub, im weitesten Sinne sagt man Rock. Also Deep Purple, Ten Years After, Who, Stones, wie heißen die, die es noch immer gibt? Atom Heart Mother war die erste Platte, Dark Side of the Moon der größte kommerzielle Erfolg. Pink Floyd. Die waren früher wirklich gut, das war der Geheimtipp für Eingerauchte. Haben Sie ihre erste Platte gehört, Atom Heart Mother? Unglaublich, das glaubt man heute nicht. Das war wirklich was für Eingerauchte. Gut. Ich glaub, ich hab noch eine. Also Joan Baez, Dylan, Cohen.“ (Zeile 664-678)

PV gibt an nicht zwischen britischer und amerikanischer Musik unterschieden zu haben, sondern zwischen „progressiv und nicht progressiv, nein progressiv und kommerziell, glaube ich, waren unsere Klischeekategorien. Also ich kann mich noch erinnern, dass wir eine Diskussion geführt haben in der Klasse und der M hat gesagt,

das ist zu kommerziell, der hat nicht einmal gewusst genau, was kommerziell ist, aber das war ein Todesurteil (lacht)“ (Zeile 681-685).

Die Informationen über Musik kamen einerseits durch „irgendwelche Meinungsmacher“ (Zeile 688) in der Clique, aber PV gibt an natürlich sehr viel durch die Musicbox gewusst zu haben. Auch Ö3 insgesamt erwähnt er, „weil auch die mainstreamigere Musik, die man in Ö3 gehört hat, war ja zum Teil durchaus auch geprägt von solchen Einflüssen. Also zum Beispiel das Musical Hair ist ja in der Zwischenzeit durchaus was Kommerzielles, das war kurze Zeit lang in unserer Wahrnehmung was Progressives und es wurde dann aber auch auf Ö3 gespielt und seither ist es auch etwas Kommerzielles, so verschwammen die Grenzen. Und auch der Dylan kam dann in Ö3 vor oder ich weiß nicht so. (In der Musicbox wurden) neue Sachen gebracht. Ich kann mich erinnern, aber auch Jahre später, wenn man heute sagt Joan Armatrading, dann ist das eh schon ein Minderheitenprogramm, ich kann mich genau erinnern, dass die das das erste Mal dort gespielt haben. Also es ging nicht darum, dass die irgendwie Massen beeinflussen, sondern moderne Trends. Patti Smith hab ich sicher das erste Mal in der Musicbox gehört und ganz fasziniert, das muss gewesen sein im Sommer 1976, glaub ich, irgendwas zwischen 1976 und 1977 hat irgendein Typ, damals gab es ja noch keine Computer, alle Instrumente selber gespielt und zusammen gemischt in einer mühsamen, Tubular Bells hat das geheißen. Das hab ich auf der Musicbox gehört. Galt später als kommerziell, aber in dem Moment, wo die Platte erschienen ist, das war total progressiv und leiwand und ich glaub, ich hab sogar noch den Mitschnitt der Musicbox auf einem Tonband da irgendwo, weil ich immer mitgeschnitten habe, manchmal. Mit dem Kassettenrekorder. Ich hab da Kisten voll, ich muss es einmal anschauen, was ich da eigentlich noch hab.“ (Zeile 691-731)

An dieser Stelle kommt PV vom Thema ab und liest mir das Zeugnis vor, das ihm Fellner 1979 schrieb. In dem Zeugnis steht, dass PV von 1972 bis 1974 bei der Zeitschrift Rennbahn Express tätig war und der Rennbahn Express kurze Zeit später als erste österreichische Jugendzeitschrift den Dr. Karl Renner Preis für Publizistik erhielt. PV scheint stolz auf diese Auszeichnung zu sein und mir deshalb darüber berichten zu wollen.

Ich komme wieder auf das Thema Musik zurück und fasse zusammen, was PV bereits weiter oben erwähnt hatte, nämlich dass er Informationen Musik betreffend einerseits über die Musicbox und andererseits über Freunde erhielt.

Plattenkauf eher wenig, Überspielen auf Kassette

PV kaufte sich nicht so viele Platten, „weil eine Platte war teuer“ (Zeile 772), sondern borgte sich Platten eher von Freunden aus und überspielte sie „auf Kassettenrekorder“ (Zeile 769-770). Eine Platte kostete laut PV „zwischen 100 und 180 Schilling“ (Zeile 774). Es gab „zwei oder drei Tempel“ (Zeile 766) in Wien und in diesen Plattengeschäften „hat man die neuesten Neuerscheinungen bekommen“ (Zeile 766-767). PV erinnert sich von Simon & Garfunkel die Platte „Bridge over Troubled Water“ bekommen zu haben „und am nächsten Tag haben wir sie schon 20 mal kopiert“ (Zeile 779-780), denn „in der Nacht ist das gerannt und auf Kassette“ (Zeile 782). Es gab also viel Tausch und Vervielfältigung von Musik, weil Platten sehr teuer waren.

Bands

PV hatte in verschiedenen Phasen verschiedene Lieblingsbands bzw. Lieblingsmusiker_innen. „Also Deep Purple war ziemlich in. Die Ten Years After hauptsächlich wegen diesem wahnsinnigen Woodstock Auftritt von diesem einen Gitarristen, vorher und nachher ist da gar nicht mehr so viel herausgekommen, ich hab ganz gern gehabt diese bluesigen Sachen, einen gewissen John Mayall, der eine Nummer hatte, die hieß „Room to move“, wo er nur mit Mundharmonika und Zunge Geräusche machte, also Deep Purple, Pink Floyd, später dann sicher Supertramp, The Who auf jeden Fall, Manfred Mann, weil der hat sich immer wieder erneuert, den mag ich bis heute, ich glaub es gibt inzwischen die 17. Version von „Mighty Quinn“, manchmal spiel ich sie mir hintereinander, weil das find ich lustig, da sieht man auch seine eigene Entwicklung. Ja und von den Solisten sicher Cohen, Baez und, ich denke gerade nach, wer da noch aller war, Bowie, und wie heißt er „Blowing in the wind“, Bob Dylan, der war wirklich ein Star.“ (Zeile 789-802)

Beatles und Rolling Stones

Was die Beatles betrifft, sagt PV, dass die ein bisschen früher waren. „Die waren Mitte der 60er, die waren sozusagen auch die Impulsgeber, die hat man ganz gern gehört, aber das war eigentlich die Generation meiner älteren Schwester (sie wurde 1952 geboren und war 3 Jahre älter als PV). Ich hab Beatles mitgekriegt, aber das war eigentlich, man könnte fast sagen, fast schon kommerziell.“ (Zeile 805-810)

Anhand des Beispiels der Beatles sieht man, dass ein Altersunterschied von drei Jahren im Jugendalter sehr viel ist. Die Beatles waren bei der um drei Jahre älteren Schwester von PV beliebt, aber für ihn selbst fast schon kommerziell und das war, wie wir weiter oben erfahren durften, „ein Todesurteil“ (Zeile 685).

Bei den Rolling Stones war das ähnlich, allerdings gefielen die PV offensichtlich nicht. „Das waren die Proletarischeren und ein bisschen die Wilderen, die waren nicht so“ (Zeile 812). Die Beatles habe man zwar gehört, „aber das war sozusagen, gemessen an dem, was 1972 war, war das Vorzeit“ (Zeile 814).

Texte

Das Verstehen der Liedtexte war für PV sekundär. Er meint „die Liedtexte bis heute nicht“ (Zeile 819) zu verstehen, bringt aber gleich ein Beispiel eines Liedtextes, den er auswendig wusste: „Trotzdem hab ich zum Beispiel von Jethro Tull, was eine wichtige Gruppe ist, „Thick as a brick“ auswendig gewusst. Wenn ich ihn jetzt höre, habe ich ganze Textpassagen wieder da. Ich könnte es nicht mehr aufsagen, aber wenn ich es jetzt aufdrehen würde. (Der Text) ist am Cover drinnen. Der ist ja ein Sinnlostext. Der war markant, weil der geht über 40 Minuten, das war so wie wir in der Schule lernen mussten „Die Kraniche des Ibykus“ unfreiwillig, hab ich das freiwillig können. 40 Minuten englischer Text oder 25, ich weiß es nicht.“ (Zeile 823-838)

Klassische Musik

PV stellt sich als „bekennender Klassik Konsument“ (Zeile 844) dar. Er findet, dass „alle ehemaligen Progressiven“ heute in irgendeiner Form bei Ö1 sind, „entweder als Hörer oder als Mitarbeiter“ (Zeile 844-846). Er selbst entwickelte schon sehr früh ein

Faible für alte Musik und betont, dass sich damals noch überhaupt niemand dafür interessiert hat. PV gibt an schon mit 16 Jahren gewusst zu haben, wer Henry Purcell ist. „Das war früher echtes Minderheitenprogramm und mich hat das echt interessiert“ (Zeile 854-855).

PV kam nicht – wie man annehmen könnte – durch die Eltern zu klassischer Musik, sondern gibt verschiedene Quellen an. Einerseits seine Schwester, die sehr musikinteressiert ist. Sehr viel über Radio. „Also mich hat eigentlich die Musicbox, wenn man so will, zum Radio geführt und behalten“ (Zeile 866-867). PV ging in Konzerte, wo er angibt andere Interessierte kennengelernt und mit ihnen Musik getauscht zu haben. Er bietet mir an nach dem Interview in den Nebenraum zu gehen, wo seine CD-Sammlung steht, die er vor zehn Jahren aufgehört habe fortzusetzen, weil man Musik heute abspeichern könne. „Solange es diese Speichermedien nicht gab, habe ich mir ordentlich ein Archiv geschaffen“ (Zeile 870-871). PV war also ein Sammler.

„Für mich war die moderne Musik und die alte Musik was gleich Interessantes, wobei ich sicher mit 16, 17 mehr die moderne gehabt habe, aber nicht ausschließlich und irgendwann einmal habe ich den Anschluss verloren zur sogenannten modernen, kommerziellen Musik. So schwer zu sagen, weil, wenn ich heute ein ordentliches Hardrock Stück hör aus jüngerer Zeit, kann mir das genauso gefallen, auch wenn ich nicht jede Welle mitgemacht habe, ich glaub mit Abba, wann waren die? Ja und da irgendwo bin ich nicht mehr mit den Wellen gegangen. Obwohl mir Abba auch ganz gut gefällt. Ach ja, ich weiß es schon, da gab es immer so Strömungen, wie haben die geheißen? Was für Rock war zuerst, na dann kam der Punkrock und das hat mir nichts mehr gegeben. Weil das waren dann diese Musikströmungen, ich weiß auch warum. Die waren mir dann zu wenig politisch. Da ging es irgendwie um Selbstproduktion, sich selbst produzieren und eigentlich nur chaotisch sein und da hatte die Musik nicht irgendeine verbindende Wirkung so wie ich gefunden habe, dass das eigentlich sein sollte, dass sie mit einer Bewegung korreliert oder so. Ich hab das nicht so toll gefunden, dass man sich alles verweigert und sich irgendwelche Nadeln in die Goschn steckt. Da war ich dann zu spießig wahrscheinlich schon. Jedenfalls hat mir das dann nicht so viel gegeben, auch wenn ich dann noch die Musicbox aufgedreht habe und diese Dinge gehört habe. Aber interessanterweise ist dann auch nicht mehr so viel Bewegendes gekommen. Nicht dass gar nichts mehr

gekommen wäre, aber was fällt Ihnen von Punkrock heute noch ein? Das ist eine Strömung, die zumindest keinen Evergreen produziert hat. Beim Punkrock, glaube ich, bin ich ausgestiegen und dann nicht mehr so gut eingestiegen, wobei es aber sicher einige Dinge geben wird, die ich nur jetzt in der oberflächlichen Betrachtung, in der ich mich bewege, jetzt nicht nennen kann, die mir nachher auch gefallen haben. Aber dieses mit den Wellen mitgehen hab ich da verlassen. Das war dann nicht mehr meins.“ (Zeile 871-927)

Konzerte

PV gibt an auf viele Konzerte gegangen zu sein: „alles, was möglich war“ (Zeile 934).

„Wir sind, wie es so schön geheißen hat, stürmen gegangen. Organisiertes Hineinstürmen, durchbrechen oder irgendwelche Tricks mit Karten wieder rausgeben“ (Zeile 934-941) wurden wahrscheinlich angewandt um Geld zu sparen, vielleicht war aber auch die Delinquenz des Verhaltens an sich reizvoll.

PV war unter anderem bei Konzerten von Ten Years After, The Who. Das Konzerthaus bezeichnet er als Wiens „Popbühne“ (Zeile 945). Die Stadthalle kam erst viel später, „weil zunächst hätten die alle die Stadthalle gar nicht gefüllt, am Beginn dieser Welle. Da waren 2500 Leute in einem Popkonzert schon viel. Ein voller Konzerthaussaal. Anfang der 70er-Jahre“ (Zeile 947-956).

„Aber eines Tages war dann die Stadthalle, also Pink Floyd in der Stadthalle war bummvoll, kann ich mich erinnern „Dark Side of the Moon“ zum Beispiel. Die Lichteffekte, die die hatten und dann hat der mit der Gitarre ein Bombenflugzeug über die Stadthalle geflogen und er hat es mit der Gitarre abgeschossen. Da hat es boom gemacht und das Flugzeug war weg, also solche Lichteffekte, da haben die Leute getobt. Aber heute, ich glaub, das erste Mal Praterstadion war dann Michael Jackson in den 90er-Jahren, weil da weiß ich, da hab ich eine Karte gehabt, der hat mir gefallen zum Beispiel, das ist wieder etwas, was mir sehr ins Ohr ging von späterer Musik.“ (Zeile 960-968)

Austropop

PV sagt, dass er den Austropop „ganz gern“ (Zeile 975) hat. „„Es lebe der Zentralfriedhof“ vom Hofer – gemeint ist wohl Wolfgang Ambros – haben wir rau und runter gespielt. Den hab ich auch auswendig können. Da kann ich Ihnen, glaube ich, jetzt noch den Text sagen. Und es gab dann, mit denen ich persönlich auch befreundet war, der Sigi Maron, der hat mir sogar eine seiner Platten gewidmet, also da bin ich unter denen drauf, die das unterstützt haben. Und wen ich sehr gern hab und ein Freund von mir ist der Wilfried. Der ist wirklich eine gute Musiksau der Wilfried. Er ist eine Rampensau und eine Persönlichkeit und hat was drauf der Wilfried. Durchaus auch der Herr Danzer, auch wenn mir nicht alles so gefallen hat, hab ich gern gehabt, den Fendrich teilweise, der später auch war“ (Zeile 979-994). Angefangen hat der Austropop für PV „mit der Marianne Mendt mit den ‚24 Stunden‘ und mit der Dialektwelle. Dann gab es eine Gruppe, die hab ich ja geliebt, die Worried Men Skiffle Group, die hab ich über den Rennbahn Express kennengelernt. Da war ich ein wirklicher Fan, da hab ich noch eine Platte. Da hab ich sogar mal mitspielen dürfen, da ist irgendeiner ausgefallen, da hab ich dann die Waschrumpel betätigt. Mein Problem ist, dass ich die Jahreszahlen in den 70er-Jahren nicht genau zuordnen kann. Wenn ich daher sag, in den 70ern ist es für Sie zu unpräzise. Das ist alles für mich die Zeit des Erwachens, wo ich da aktiv bin 1972 bis 1978. Das Erwachen Österreichs und auch meines. Vielleicht war ich ein bisschen später dran altersbedingt. Österreich erwacht wirklich mit der Regierung Kreisky, das ist 1970. Meine bewusste Politisierung ist 1972 mit der Mittelschülerverwaltung und 1973 mit Chile, also ein bisschen zeitversetzt ist es.“ (Zeile 997-1027)

PV erzählt auch von manchen Personen, die der Dialektwelle nichts abgewinnen konnten. „Manche haben die Dialektwelle, aber das waren nicht Freunde sondern eher Ältere, haben die Dialektwelle abgelehnt als ordinär.“ (Zeile 1036-1037). Für PV war das besondere an diesen Künstlern, „dass sie eine gute Musik gemacht haben, dass sie angreifbar waren, dass sie gerade Micheln waren“ (Zeile 1040-1041).

Besonders hebt er den Künstler Wilfried hervor:

„Ich kann mich erinnern, Jahre später hat der Wilfried, ich war am Magistrat der Stadt Wels und hab ein Konzert organisiert und der Veranstalter war ein Betrüger, hat keine Werbung gemacht und das ganze verhaut und versaut, das war in der

Jubiläumshalle Wels 5 Zuhörer. Und der Wilfried hat den Veranstalter zusammen geschissen in der Garderobe mit seiner lauten Stimme, dass solche Arschlöcher wie er die ganze Branche hinmachen und nachdem er ausgeschrien hat, ist er raus gegangen und hat vor den 5 Leuten gespielt als wären es 2000 gewesen. Und das Konzert einfach gemacht. War super.“ (Zeile 1041-1052)

Eigene Band/Spielen eines Instruments

PV selbst war in keiner Band. Auf die Frage, ob er ein Instrument spielen kann, antwortet er ironisch „ich kann nur blasen – Kasu. Das ist so ein Ding mit einer Fischhaut, so eine Tröte. Das kann man nicht lernen, das ist wie Kamm blasen. Da nimmst du ein Seidenpapier, wickelst es um einen Kamm und bläst und das vibriert“ (Zeile 1062-1069). „Einer hat Gitarre gezupft, der andere hat Kamm geblasen, oder eine Nasenflöte hab ich“ (Zeile 1075-1076). Das Musikmachen war also für PV kein Handwerk, das er lernen wollte, sondern er suchte sich lediglich Mittel mit denen man improvisieren konnte.

Französische und italienische Liedermacher

PV betont, dass er im Laufe der Zeit begonnen hat sich „nicht nur (für) Österreicher, sondern auch (für) andere Liedermacher zu interessieren“ (Zeile 1088-1089). Französische Chansons gefielen ihm, obwohl er kein Wort davon verstanden hat. PV bezeichnet Juliette Gréco mit ihren sehr erotischen Auftritten als kulturverändernd. „„Déshabillez moi“, zieh mich aus, ist ja durchaus von einem anderen kulturellen Geist getragen als von einem verzopften, es ist zwar jetzt nicht deklariert politisch, aber es ist eine andere Wert- und Kulturhaltung“ (Zeile 1100-1104). Des Weiteren nennt er Jacques Brel, Charles Aznavour und schon später, nämlich in den 80er-Jahren, „die Italiener“ (Zeile 1111).

Ab 1983 arbeitete PV bei Radio Adria, einem Campingplatzradiosender, der in Aquileia stationiert war, mit, wo er den Kabarettisten Josef Hader, der auch dort arbeitete, getroffen hat.

Kino / Fernsehen

Kino war für PV „ganz wichtig für die persönliche Emanzipation, weil im Kino Werte und Inhalte gezeigt (wurden), die im Fernsehen nicht zu sehen waren und auch teilweise im Radio nicht“ (Zeile 1159-1161). Für PV haben französische und italienische Filmemacher wie Pasolini, Visconti, Chabrol, Lelouch, Fellini in den 70er-Jahren „die Veränderungen der Gesellschaft“ (Zeile 1166-1167) gespiegelt. Auch die Filme von Werner Herzog haben PV „irrsinnig gefallen“ (Zeile 1231). Die Faszination für Film und Kino führte dazu, dass PV angibt in seinen besten Zeiten „manchmal bis zu drei Mal am Tag“ (Zeile 1177) ins Kino gegangen zu sein. Die vielen Kinobesuche waren für PV nötig, weil es zu dieser Zeit kein Video gab. „Man darf ja nicht vergessen, der erste Videorekorder, ist, glaube ich, 1986, das heißt man musste ins Kino gehen“ (Zeile 1181-1181), denn „fernsehen war eher fad und es gab Programm nur von 18 bis 0 Uhr“ (Zeile 1194). PV befand „Mundl war lustig“ (Zeile 1186) und „Ohne Maulkorb, das war ähnlich wie mit der Musicbox nur nicht ganz so leiwand. Eine Jugendsendung, (in der es um) genau dieselben Themen wie in der Musicbox (ging) nur halt etwas braver. Es war ja nur einmal pro Woche, da waren mehr Aufpasser darauf und es waren auch nur 30 Minuten“ (Zeile 1197-1207). Mit seinem Vater schaute PV mit Leidenschaft die Quizsendung „Einer wird gewinnen“, die von Hans-Joachim Kulenkampff moderiert wurde. Spannende Filme waren „bestenfalls im Samstagabendprogramm, irgendwelche Krimis oder so“ (Zeile 1212-1213). Das Fernsehen hatte schon eine Relevanz, allerdings keine die mit Gegenkultur zu tun hatte. „Die Mondlandung hab ich zum Beispiel gesehen, da bin ich in der Nacht extra aufgestanden, gewisse Sportübertragungen, also man kann nicht sagen nicht relevant, aber es hat keine Gegenkultur, was das Kino und die Musicbox schon haben“ (Zeile 1219-1222).

Printmedien

Auf die Frage welche Zeitungen, Zeitschriften und Magazine PV in seiner Jugend gelesen hat, kommt PV sofort auf das Profil zu sprechen: „Also ganz wichtig Profil, weil dort hab ich auch mitgearbeitet“ (Zeile 1249). Er erzählt dann eine Geschichte, die, wie er sagt, „die Brücke zum Profil ist“ (Zeile 1252).

„Profil war damals neu am Markt, das ist auch ein Ausdruck einer neuen Kultur gewesen, das Aufdeckermagazin vom Bronner gegründet. Jede Woche hat man gewartet oder gezittert, je nachdem auf welcher Seite man war, was drinnen steht und die hatten etwas, was es sonst nicht so gab, nämlich ein Archiv und wie ich beim Rennbahn Express war, hab ich für irgendeine Geschichte Unterlagen gebraucht und hab dort den Herrn Z. gekannt, der ein sehr netter Mensch war und hab in dem Archiv was gesucht, das war nicht so wie heute im Internet, sondern mit der Hand gepickte Artikel und sitz dort in dem Archiv und kommt ein Mann herein, der große Herr L. und der hat gesagt, was machen Sie da? Und ich hab gesagt, ich such was. Wer sind Sie? Ich bin der V. Hat er gesagt, sind Sie vom Rennbahn Express? Sag ich, oh ja, der bin ich und den kennen Sie? Ja, das findet er ein ganz tolles Experiment und wollen Sie nicht etwas schreiben für uns einmal. Na super, wenn mir der Profilchefredakteur das anbietet, ganz toll. Da hab ich meine erste Geschichte fürs Profil geschrieben und hab gekriegt ein Honorar von 1000 Schilling damals. Darauf hab ich das Geld genommen, bin in das akademische Gymnasium gegangen und hab gesagt, mich seht ihr hier nicht mehr, hab alle meine Freunde eingeladen ins Kaffeehaus von meiner Klasse, von den 1000 Schilling sind noch immer 750 übrig geblieben, obwohl ich jeden eingeladen habe und ab dem Tag war ich Journalist und bin nicht mehr in die Schule gegangen.“ (Zeile 1252-1280)

PV gibt an beim Profil die Gage gekriegt zu haben und bei der Wiener Zeitung das Journalistenhandwerk gelernt zu haben.

PV griff auf diverse Printmedien und den ORF zurück um sich selbst Informationen zu beschaffen:

„Also aus einem Potpourri von Kurier, Volksstimme, Arbeiterzeitung konntest du dir ein Bild machen von dem, was du glaubst, dass in der Welt los ist. Und ORF dazu. ORF war für mich seit jeher das Leitmedium, ist es auch bis heute, was die Qualität der Information betrifft. Radio und Fernsehen, aber vor allem das Radio. Das Mittagsjournal, die Journalsendungen, das ist wirklich gut. Und das hab ich von allem Anfang gehört und an dem hab ich mich auch orientiert“ (Zeile 1336-1344).

Ö3 und ORF

PV betont, dass „das Entstehen von Ö3 1967, natürlich ein Vorbote dieses Kulturwechsels (ist), weil Radio war bis dahin ungefähr so, wie man sich heute vorstellen muss Radio Niederösterreich. Also Hausfrauensendungen und so, nicht. Und mit dem völlig neuen Format, dass eben eine Musicbox möglich ist, aber vor allem jede Stunde objektive Information und wirklich hochqualitative Journalsendungen, weil das waren sie, egal unter welchem Generalintendanten und ich glaube schon, dass es Politeinflüsse im ORF gibt, aber die spielen sich ab vielleicht in Postenbesetzungen was Leitungsorgane betrifft, da gibt es nie einen Durchgriff auf die Information, da wird nichtzensuriert oder irgendwas darf nicht kommen, das geht in der Struktur gar nicht und wenn, dann gibt es solche Wellen wie vor 4 Jahren oder vor 10 Jahren, wo der Klima einmal, sein Pressesprecher einmal 9 Sekunden irgendwo rausstreichen wollte, das gibt dann so einen Skandal, dass es erst recht jeder erfährt. Also es gibt den Politeinfluss sehr wohl im ORF was Leitungsorgane betrifft, aber es gibt ihn nicht, was die Objektivität betrifft, da gibt es keinen Durchgriff und das war immer so und das ist gut so. Und das gilt es auch zu verteidigen und daher ist das ein ganz wichtiges Leitmedium, glaube ich auch für alles, was sich heute Bürgergesellschaft schimpft, dort gibt es wirklich die Topinformation.“ (Zeile 1349-1367)

Vor Ö3 waren österreichische Radiosender laut PV eher so wie Radio Niederösterreich oder Radio Burgenland. Ö3 war komplett anders, auch im Format. „Stundeneinteilungen, verlässliche Information zur vollen Stunde, progressive Sendungen, Sänger, die es vorher nicht gab, inklusive, wenn du so willst heute, wen ich nicht erwähnt habe, Reinhard Mey war Anfang der 70er Jahre was Progressives.“ (Zeile 1373-1376)

Bravo

Was die deutsche Jugendzeitschrift Bravo betrifft, fällt das Urteil von PV schonungslos aus: „Das hat mich überhaupt nicht interessiert, weil ich natürlich Rennbahn Express Mann war. Das war komplett eine andere Welt. Das war die Gegenwelt. Bravo war das, was wir verlassen wollten, bekämpfen wollten und was Oasch war. Das ist

verblödend und das ist nicht emanzipatorisch, das bringt keinen Jugendlichen wirklich weiter.“ (Zeile 1387-1393)

Bravo und Rennbahn Express sind laut PV nicht vergleichbar.

„Bravo ist dümmlich. Der Rennbahn Express war zwar kommerziell, aber er hat durchaus über die wilden Bands auch geschrieben. Bravo war, ich weiß nicht, überangepasst, da fallen mir gar keine Kategorien ein. Es war konservativ, das war rechts, das war bieder, das war kommerziell. Es war scheiße, ist es bis heute meiner Meinung nach. Insofern bin ich mir vielleicht treu geblieben.“ (Zeile 1396-1405)

TV: Okay

Bei der Antwort auf die Frage, was er von der Jugendfernsehsendung „Okay“ als Jugendlicher hielt, nimmt sich PV kein Blatt vor den Mund: „Ein Scheiß war das, glaube ich. Ich glaub, ich kann mich jetzt erinnern. Wobei man wissen muss, dass der Peter Hofbauer ein hoher CVer ist und Chefredakteur der CV-Zeitung war, also ein wirklicher Konservativer mit liberalem Mäntelchen. Und die Vera Russwurm kann mir gemeinsam mit ihm gestohlen bleiben immer schon bis heute, so eine depperte Funsen. Das war irgendwas, jetzt erinnere ich mich ungefähr, was Braves, nicht? Tun wir auf progressiv. Interessanterweise sind der Hofbauer und die Vera Russwurm mit den Fellners wahnsinnig gut befreundet auch. Die pushen sich gegenseitig. Also das ist sozusagen die andere Fraktion gewesen in meiner Welt. Ich wollte Demokratie, ich wollte Revolution, ich wollte Veränderung und nicht Konservativismen fortsetzen. Ich wohne jetzt in einer konservativen Wohnung. Es war bieder. Es war nicht fortschrittlich.“ (Zeile 1412-1428)

ORF/Journalistenberuf

Ein viel wichtigeres Kontinuum als die Tageszeitungen findet PV den ORF, den er für ein gutes, wichtiges, verlässliches Medium hält. Er habe in seinem Beruf als Journalist immer die Möglichkeit der Gegeninformation gehabt, hatte also Informationen durch den Zugriff auf Agenturen schon bevor sie in den Zeitungen standen. Das war schon vor dem Internet so. PV ist der Meinung, dass Journalismus immer wichtiger wird, je mehr Internet es gibt, da mit der Quantität überhaupt niemand mehr beurteilen

könne, was richtig und was falsch ist und „daher wird der Journalistenberuf und die Selektion wieder viel wichtiger, als es vorher war“ (Zeile 1439-1440)

Reisen ins Ausland: Generationenvergleich damals und heute

PV erinnert sich daran mit 15 eine Demo organisiert zu haben und dann ohne Handy per Autostopp in die Schweiz und zurück gefahren zu sein. Er betont sich mit dieser Geschichte nicht als Held stilisieren zu wollen, aber er leitet damit einen Vergleich zwischen seiner Generation und der heutigen Jugend ein: „Ich glaube, dass meine Generation nicht eine bessere war, aber sie war aufmüpfiger, selbstständiger und darauf orientiert sich die Welt selbst zu erobern. Wenn ich mir meine Stiefkinder anschau, die sind sehr konsumorientiert und sehr bequem und sitzen im Hotel Mama und ich finde es schon in Ordnung, dass man sie ein bisschen behüten sollte, ein bisschen rausstoßen muss man sie auch. (Meine Eltern) haben mich nicht rausgestoßen, ich hab nicht gefragt, ich bin einfach marschiert. Ich hab gesagt, ich fahr jetzt weg.“ (Zeile 1452-1461)

So war PV beispielsweise als 14-jähriger vier Tage alleine in Paris. „Das kann man sich heute nicht vorstellen. Also diese Generation. Überhaupt kein Problem, ich bin dort gelandet, hab eine Adresse gehabt, hab mich durchgefragt, hab binnen von 3 Tagen Freunde gehabt, mit denen ich Fußball gespielt habe und bin wieder zurück gefahren. Oder wie gesagt, Autostopp von hier bis Zürich hin und retour, weil ich dort einen Freund getroffen habe und mir die Interrailkarte nicht leisten habe können. Oder wie gesagt, eine Demo einfach organisiert gegen das Bundesheer damals, weil ich nicht einrücken wollte.“ (Zeile 1463-1472)

PV hat durchaus Respekt vor der Aktivität der Generationen vor ihm, kritisiert aber die heutige Jugend:

„Es wird schon auch vor uns Generationen gegeben haben, die kämpferischer waren, wenn ich so an die 1. Republik denke, wo Elend war, da waren sehr aktive Menschen, aber die jetzige Generation, die ich jetzt mitkriege, mit meiner direkt verglichen, die sind bequemer. Dazwischen wird es vielleicht auch Differenzierungen bedürfen, das kann man nicht so über einen Leisten scheren.“ (Zeile 1476-1483)

PV war noch nie in Großbritannien, weil er keine direkte Anbindung dort hat, keine Freunde, keine connections. Er war wahnsinnig gern in Italien, viel im Ostblock, also

in Ungarn, weil er von dort her stammt, viel in Jugoslawien, also Ex-Jugoslawien, in Frankreich, in der Schweiz. „Ich war also in allen Nachbarländern“ (Zeile 1494).

1970er-Jahre Nostalgie

PV gibt an manchmal mit Nostalgie auf die 70er-Jahre zurückzublicken und im Speziellen „auf das Lebensgefühl, auf die Stimmung, auf die Aufbruchsstimmung und auf die Naivität mit der man geglaubt hat, wir können die Welt jetzt umdrehen, wir sind jetzt da.“ (Zeile 1500-1502)

Lokale

Das Lokal vis à vis von der Schule, vom Akademischen Gymnasium, „das Dolce, weil es hieß La Dolce Vita“ (Zeile 1508) war ein Lokal, dass PV oft besuchte und „ein ganz entscheidendes Lokal war das Hawelka“ (Zeile 1508-1509). Eine „wilde Höhle, wo es die ersten Drogen gab“, war die Camera. Die Disko, wo PV heute noch die Privilegiertenkarte hat, hieß Mischer Spiegel und die war neben dem Take Five.

„Ins Take Five sind die mit dem Anzug gegangen und die mit den Jeans sind daneben ins Mischere Spiegel, hat das geheißen, gegangen. Da haben sie wilde Musik gespielt, also Hardrock und solche Dinge, also das, was wir zuerst besprochen haben. Das wurde aber dann später auch kommerziell. Krugerhof und solche Lokale waren natürlich auch wichtig, Kaffeehäuser. Das waren die wichtigsten Lokale.“ (Zeile 1523-1535)

Am Ende des Interviews möchte PV betonen, dass ihm folgende Themen in seiner Jugendzeit wahnsinnig wichtig waren: „Mitbestimmung, das war ein zentrales Thema, Mitverwaltung, Mitbestimmung, Partizipation, in der Schule Rechte haben, das ist die Zeit, wo auf den Universitäten die Drittelparität eingeführt wird, die in der Zwischenzeit wieder abgeschafft wurde, das heißt, dass ein Drittel Assistenten, ein Drittel Professoren und ein Drittel Studenten die Gremien besetzen und gemeinsam bestimmt haben. Und so ähnliche Modelle gab es auch in unseren Köpfen für die Schule.“ (Zeile 1560-1566)

4.5 KS (männlich, geboren 1950, Oberösterreich)

KS kommt aus einer typischen Arbeiterfamilie. Seine Mutter war Hausfrau. Sein Vater hatte zuerst eine Lehre zum Fleischhacker gemacht, verdiente aber später als Lagerarbeiter sein Geld. Mit den Worten „was ich weiß“ (Zeile 76) deutet KS an, dass das kein explizit besprochenes Thema war, dass Beruf und Karriere keine Themen waren, die interessiert haben und über die innerhalb der Familie gesprochen wurde. Bildung war kein Thema. Geld musste verdient werden.

KS ging zuerst in die Volksschule und dann in die Sonderschule. Bereits im Alter von 14,5 Jahren begann er als Hilfsarbeiter bei einer Schlosserei zu arbeiten. Eigentlich wollte er 1967 eine Lehre bei einem Baumeister anfangen, traute sich dann aber aus Angst, dass es ihm „zu stark“ (Zeile 26) werden könnte, nicht und arbeitete wieder als Hilfsarbeiter. Hier merkt man, dass KS kein Vertrauen in sich und seine Fähigkeiten hatte. Er war Sonderschüler und spricht von seiner Angst vor Überforderung und Versagen, weshalb er eine Lehre gar nicht erst wagte. Es war ihm lieber Hilfsarbeiter zu sein und zu bleiben, als zu versagen. Er hat sich mit der ihm von der Gesellschaft zugewiesenen Rolle abgefunden. Wie schon in der Schlosserei hat er auch bei einem Baumeister 2 Jahre gearbeitet. Interessant ist, wie genau sich KS an Jahreszahlen und Daten erinnert, sie scheinen seinem Leben eine Struktur zu geben. Alles wirkt sehr abgehackt. Er hat früh gelernt zu funktionieren und Geld musste verdient werden. Man könnte sich fragen, ob es den Eltern recht war, dass er nicht an sich glaubte, dass er kein Vertrauen in seine Fähigkeiten hatte, weil er so sehr bald – direkt nach der Sonderschule im Alter von 14,5 Jahren – in den Arbeitsprozess einstieg und Geld verdiente. Die Biografie scheint klar vorgezeichnet zu sein: Schule muss gemacht werden, Bildung ist aber kein Thema, dann eine Frau finden, heiraten und Kinder kriegen. Letzteres blieb ihm allerdings versagt.

Insgesamt ist der Biografie von KS ein niedriger Status eingeschrieben: Sonderschule (nicht „besonders“ im positiven Sinn, sondern „sonderbar“), Hilfsarbeiter (nicht einmal den Status eines Arbeiters, sondern, wie es auch im Dialekt heißt „Hilfstschack“), Bundesheer (scheint ihm wichtig zu sein, weil er da nicht untauglich war, sondern das gemacht hat, was „normale“ Männer machen, was für ihn eine Aufwertung seiner Männlichkeit bedeutet haben könnte), aber dann die nächste Niederlage als er es nicht schafft Vater zu werden. KS hatte einen Schlaganfall und ist

jetzt in vielerlei Hinsicht wieder in der Rolle eines Kindes, muss gewaschen werden, wird bekocht und seine Frau passt auf ihn auf.

KS war also in der Volksschule, in der Sonderschule, hat mit 14,5 Jahren als Hilfsarbeiter zu arbeiten begonnen: zuerst für 2 Jahre in einer Schlosserei, dann 2 Jahre bei einem Baumeister, dann knapp 1 Jahr in einer Tischlerei, war dann 9 Monate beim Bundesheer, dann wieder 3 Jahre in der Tischlerei, dann wieder 2 Jahre bei einer anderen Firma, dann wieder 7 Jahre bei der Tischlerei, dann 20 Jahre bis zur Pension Versandarbeiter bei einem Konservenfabrikanten.

KS hat einen Bruder, der um 14 Monate jünger ist als er. Seine Mutter war Hausfrau, sein Vater hat Fleischhacker gelernt – was an einen groben Mann denken lässt, der Tiere zerlegt – aber dann im Lager gearbeitet. Sein Vater starb 1975, als KS 25 Jahre alt war.

Leben als Jugendlicher

Auf meine Aufforderung zum Erzählen „Was mich jetzt hauptsächlich interessiert, ist Ihr Leben als Jugendlicher“ wiederholt KS die Worte „als Jugendlicher“, so als würde er sie nicht verstehen, so als wäre er unsicher, was ich will, so als wäre dieses Wort in seinem Wortschatz und Sprachgebrauch nicht vorhanden, was auch kein Wunder ist, gab es doch in seiner eigenen Biografie die Übergangsphase von der Kindheit zum Erwachsensein nicht. Auf die Pflichtschule folgte das Arbeitsleben, als Jugendlicher hat sich KS also nicht gesehen.

An dieser Stelle zeigt sich, wie wichtig es ist, die Interviewpartner_innen ihre eigene Sprache verwenden zu lassen, da sich die Begriffe der Forscherin als Fremdkörper erweisen können, die eine Frage unverständlich machen.

KS hat eine andere Begrifflichkeit eingeführt, nämlich „die Jungen“. Was nahelegt, dass sich dieser Begriff eher auf das biologische Alter bezieht und weniger auf die Lebensphase der Jugend.

Da KS 1950 geboren wurde und direkt nach der Pflichtschule zu arbeiten begann, hatte der Begriff Jugend, der sich erst ab den 1960er-Jahren „als Folge der Bildungsexpansion, veränderter elterlicher Erziehungsstile, einer zunehmenden kulturellen Autonomie und dem Wirken einer jugendspezifischen Konsum- und

Unterhaltungsindustrie mehr und mehr zu einer eigenständigen Lebensphase“ entwickelte⁶¹, für ihn keine Bedeutung.

Kein Führerschein

Auf meine Frage hin, wie sein Leben und sein Alltag ab dem Alter von zirka 15 Jahren – als er zu arbeiten begann – aussahen, beginnt KS gleich mit einem Defizit. Der erste Satz ist, dass er keinen Führerschein hatte. Auch hier zeigt sich, dass er sich defizitär fühlte. So folgte eine narzisstische Kränkung auf die nächste: in die Sonderschule gehen zu müssen, den niedrigen Status eines Hilfsarbeiters und keinen Führerschein zu haben. Ein Führerschein bedeutet Freiheit. Man kann wegfahren, man kann dem Alltag entfliehen. Man kann die Tristesse, in der man lebt, wo es nur um Leistung und Arbeit geht, hinter sich lassen. In eine andere Welt fahren. Außerdem könnte es sein, dass ein Führerschein auch ein wichtiges Abzeichen ist, das für Männlichkeit steht. Meine Annahme wäre, dass es in dem Milieu, in dem KS sozialisiert wurde, als „männlich“ gewertet wurde einen Führerschein zu haben. Er hat den Führerschein erst gemacht, als er seine Frau schon kannte, allerdings erst mit 29 Jahren. Möglicherweise hat ihn seine Frau dazu gedrängt oder dazu ermutigt den Führerschein zu machen. Er hatte Angst eine Lehre zu machen. Er hatte Angst den Führerschein zu machen. In beiden Fällen steht dahinter die Angst davor zu versagen, was neuerliche Bestätigungen dessen wären, was ihm (vielleicht nicht explizit) mit dem Status des Sonderschülers bereits attestiert/bescheinigt wurde, nämlich seine „Sonderbarkeit“. Sonderbar hat eine negative Konnotation im Gegensatz zu besonders. KS war aber nicht in der Schule für besondere Kinder, sondern für sonderbare Kinder, die von den anderen „normalen“ und „besonderen“ Kindern gesondert unterrichtet werden sollten. Diese Schüler haben eine Sonderstellung in der Gesellschaft. Gedanken, die aufkommen, sind: Behinderte, Idioten, Dummköpfe, etc. also alles Entwertungen.

Nun porträtiert sich KS so, wie ihn die Gesellschaft wohl gesehen haben mag, nämlich als Sonderling, denn die gesellschaftliche Norm in der ländlichen Provinz Oberösterreichs ist es einen Führerschein zu haben, den er lange nicht hatte. Es zeigt

⁶¹ vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Jugend>

sich an dieser Stelle, dass er dieses von der Gesellschaft definierte Defizit internalisiert hat.

Moped

KS hatte nur ein Moped. Was, wenn man es mit anderen Erzählungen (HZ und HR) vergleicht, in einem bestimmten Alter ein Statussymbol war.

HR erklärte, dass man in der Punkszene ein Mofa haben wollte, Mopeds waren der negative Gegenhorizont, der Mainstream zu dem man nicht gehören wollte. KS hingegen war es sehr wichtig in irgendeiner Art dem Mainstream anzugehören, ja normal zu sein. Es ging nicht darum gesellschaftliche Normen oder Regeln zu hinterfragen und sie zu unterwandern, wie im Punkumfeld, sondern er hatte in seiner Biografie genug Punkte, die ihn von der Mehrheitsgesellschaft ausschlossen, sodass ihm Anknüpfungs- und Zugehörigkeitspunkte, Überschneidungen, wichtig waren.

Dazugehören

Er wollte nicht anders sein, denn das war er ohnehin oder das wurde er ohnehin von der Gesellschaft gemacht, er wollte dazugehören. Das heißt, dass im Fall von KS das Dazugehören besonders wichtig war. Und das Moped war ein wichtiges Statussymbol für ihn, auch wenn er gleich an den Beginn des Interviews setzt, dass er keinen Führerschein hatte, was offensichtlich in einer späteren Lebensphase schwerer wog, als ein Moped zu haben.

Arbeit und Geldverdienen

Bereits die Kindheit von KS war geprägt von Arbeit und Geldverdienen. Die Besitzerin des Tennisplatzes ist immer gekommen und hat gefragt, ob sie „Bälle klauben“ (Zeile 101) wollen für einen Mann eines höheren Ranges, zum Beispiel für einen Arzt. KS wurde also schon sehr früh sein Platz in der Gesellschaft, sein Rang zugewiesen. Geld war was zählte. Man konnte stolz sein, wenn man einen Schilling verdiente. Die Kindheit und Jugend schien von Armut geprägt zu sein, weil das Thema, das immer wieder aufkommt, Geldverdienen ist. Nach der Erzählung von der Arbeit als Balljunge

ging es gleich weiter mit der nächsten Möglichkeit Geld zu verdienen. Die ganze Familie habe „Kastanien geklaubt“ (Zeile 109), alle haben zusammen geholfen, die ganze Familie, es war eine generationenübergreifende gemeinsame Aktivität um Geld zu verdienen. Die Kastanien wurden gesammelt, getrocknet und dann an das Lagerhaus verkauft. Im Lagerhaus hat die Familie „für das Kilo Kastanien 50 Groschen gekriegt und das war ein Haufen Geld im 62er Jahr“ (Zeile 115-116).

Fortgehen und Fußball spielen

Dann kommt ein Themenwechsel von der Familie und dem gemeinsamen Bemühen und der Zusammenarbeit um Geld zu verdienen hin zum Thema „Fortgehen“. Mit 16, da hatte KS schon sein eigenes Geld und dadurch vielleicht mehr Unabhängigkeit, weil er schon ab dem Alter von 14,5 Jahren gearbeitet hatte, ging er viel fort. Es gab ein „Wirtshaus“ (Zeile 149), „da sind die ganzen Jungen zusammengekommen“ (Zeile 152).

Dann hat er auch schon Fußball gespielt im Alter von 15. Es scheint, dass Arbeit und Geldverdienen sein Leben sehr stark geprägt haben. Da er seine Erzählung mit einer Aufzählung seiner Arbeitsplätze beginnt, scheint er zeigen zu wollen, dass er immer Leistung erbracht und Geld verdient hat. Er will seinen Fleiß zeigen. Es ist ihm wichtig, dass er als arbeitender und geldverdienender Mann gesehen wird.

Fortgehen und Fußball kommen dann erst später, als Freizeitaktivitäten, aber die muss man sich erst einmal verdienen. Erst wenn gezeigt wird, dass man fleißig und arbeitswillig ist und Geld verdienen kann, darf man Fortgehen und Fußballspielen. Im Alter von 15 bis 20 „haben wir immer viel Fußball gespielt“ (Zeile 160). Wer dieses Wir ist, lässt sich nicht sagen. Aber es wird deutlich, dass es eine starke Orientierung am Kollektiv gibt. Zuerst die Familie beim Kastanienklauben: Wir haben zusammengeholfen. Jetzt ein Wir beim Fußballspielen. Die Individualität – das Ich – scheint keine große Rolle zu spielen, KS orientiert sich am Kollektiv und fühlt sich im Wir verankert, vielleicht auch sicher.

Auf meine Frage nach anderen Hobbys – ich nenne das Fußballspielen hier ein Hobby, das war meine Formulierung, die ich KS aufgedrängt habe, vielleicht war es für ihn nicht nur ein Hobby, weil er gesagt hat, dass er schon als Schüler viel Fußball gespielt hat. Es wird aber nicht von einer Ambition gesprochen, diese Aktivität zum Beruf

gemacht haben zu wollen. Das scheint nicht aussprechbar zu sein. Ob es ein Traum war, lässt sich an dieser Stelle noch nicht sagen, aber es wäre möglich, dass es ein Ausweg aus der Realität gewesen wäre, so wie das Fortgehen ja auch ein Fortgehen von zu Hause ist, eine Art Flucht, ein Ausweg, jetzt einmal abgesehen von der entwicklungsspezifischen Funktion, die es hat und dass es für viele einfach unhinterfragt dazugehört fortzugehen um dazuzugehören. Dahinter steckt aber meinem Gefühl nach trotzdem auf einer vielleicht unbewussten Ebene das Weggehen oder Fortgehen von zu Hause. Eine Karriere als Fußballer (ich weiß nicht, ob es das Wort Karriere im Vokabular von KS überhaupt gibt) wäre auch so eine Möglichkeit des Weggehens und Woanders-Hingehens gewesen, aber diese, meine Vermutung wird nicht ausgesprochen.

Moped = Freiheit

Nach weiteren Hobbys gefragt, erwähnt KS das Mopedfahren. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, dass KS mobil sein wollte und ihm das Moped eine Möglichkeit bot – und zwar im Unterschied zum Fußball eine realistische – von zu Hause weg zu kommen. Was dann mit dem Moped – genauer gesagt einem blauen Puch DS50 – möglich war, zeigt sich an der Reise in eine andere Welt. KS erzählt davon, dass sie 10 Buben waren, die im November des Jahres 1968 – also mit 18 Jahren – 50 Kilometer zu einer Diskothek gefahren sind, die auch in anderen Interviews erwähnt wurde (HL, HZ, EW und die Schwester von HR besuchten diese Diskothek auch). Da er es bei der Erzählung über die Fahrt belässt, scheint diese und nicht der Besuch der Diskothek an sich im Vordergrund gestanden zu haben.

KS hatte ab 17 ein Moped und hatte es bis zu seinem Schlaganfall 2003. Es scheint für ihn symbolisch für Freiheit zu stehen. Die Tatsache, dass er es bis 2003 (da war er 53) hatte, zeigt, dass es eine besondere Rolle für ihn spielte, ihn vielleicht auch an diese Zeit erinnerte, in der er fliehen konnte, von zu Hause, vom Alltag, von der Realität. Vielleicht war für KS das Moped, was für andere die Musik war. Musik bietet ja auch einen Fluchtraum, einen Phantasieraum, einen Ausweg aus der Realität, aber nicht geografisch wie das Moped, sondern im Kopf.

Als ich KS frage, wie lange er regelmäßig mit dem Moped gefahren ist, gibt er an, „regelmäßig bin ich in die Arbeit auch immer gefahren“ (Zeile 215), was abermals

zeigt, dass Regelmäßigkeit mit Arbeit verbunden ist, das muss mir in erster Linie gezeigt werden. Das Moped als Transportmittel zur Arbeit war für KS auch noch wichtig, nachdem er 1972 seine Frau kennengelernt hatte. Aber die Ausflüge mit den Freunden wurden dann weniger. Das Moped als begehrtes Objekt mit dem man in der Freizeit wegfahren und dem Alltag entfliehen konnte, verlor für KS an Bedeutung als er seine zukünftige Ehefrau kennenlernte. Auch das bleibt sehr unhinterfragt stehen, mir vermittelt sich der Eindruck als wäre das einfach so gewesen, als hätte das so sein müssen, aber es wird nicht ausgeführt, ob es schmerhaft war diese Freiheit für das Erwachsensein aufzugeben. Es scheint so, als hätte es keinen Raum für individuelle Entscheidungen gegeben, sondern das Wir, das Kollektiv gibt vor was zu geschehen hat und daran hat man sich zu halten und tut es auch, weil es einem einen Rahmen gibt und dadurch Sicherheit. Außenseiter war KS ohne es sich ausgesucht zu haben, also waren die Entwicklungsschritte, die in den Rahmen des Kollektivs, der Mehrheitsgesellschaft passten, erstrebenswert.

Im nächsten Absatz, in dem es wieder um Ausflüge mit Freunden geht, sagt KS ganz stolz, dass damals nicht jeder ein Moped gehabt hat und er und sein Bruder zwei andere Freunde, die kein Moped hatten, immer mitgenommen haben. Er und sein Bruder waren also auch Helden, hatten ein Fortbewegungsmittel, das besonders war, das nicht jeder hatte. Sie waren dadurch wichtig. Das Moped wurde – so wie die Hilfsarbeiterjobs – alle zwei Jahre durch ein neues ausgetauscht. KS sagt, dass es etwas Besonderes war ein Moped zu haben. „(...) das DS50, das hab ich mir, so wie jetzt einer ein neues Auto kaufen würde, hab ich mir alle 2 Jahre ein neues Moped gekauft“ (Zeile 244-245). Für ihn war das Moped so, wie für andere ein Auto, aber weil er keinen Führerschein hatte, blieb ihm nur das Moped für die Demonstration von Männlichkeit.

Es zeigt sich auch an dieser Stelle eine Rigidität, genauso wie mit den Jobs als Hilfsarbeiter: alle 2 Jahre muss ein neues Moped gekauft werden, drei waren es insgesamt (1967, 1969, 1971) und auch die Preise wurden immer höher: zuerst 7500 Schilling, dann 8000 Schilling, 9500 Schilling. An dieser Stelle sagt KS, dass die Mopeds immer teurer wurden und er sich folglich mehr leisten konnte. Auch wenn ein Hilfsarbeiter-Job auf den anderen folgte und es keinen beruflichen Aufstieg gab, sondern einfach nur von einer Firma zur anderen gewechselt wurde. Zahlen aller Art scheinen für KS wichtig zu sein, weil sie Struktur vorgeben und er sich wo anhalten

kann. Sowohl Jahreszahlen – er weiß ganz genau, wann er wo gearbeitet hat und in welchem Jahr er welches Moped gekauft hat – als auch Geldsummen – das hat bereits mit dem Geldverdienen am Tennisplatz und durch den Verkauf von Kastanien angefangen. Geld dürfte so wichtig gewesen sein, weil es von Anfang an knapp war. Er hat sich durch seinen Fleiß die Mopeds verdient, indem er immer auch außerhalb der regulären Arbeitszeit „gepfuscht“ hat, schon als Kind hat er gelernt, dass er Ja sagen muss, wenn man ihm einen Job (am Tennisplatz, Kastanien sammeln helfen) anbietet, da war kein Platz für eine eigene Entscheidung, ein Nein. Wenn es Arbeit gab, musste sie angenommen werden. Von dem Geld, das er bei der Schwarzarbeit verdiente, er nennt es „Pfusch“, hat er sich immer die Mopeds gekauft. Das Moped war eine der wichtigsten Anschaffungen, aber auch da ging es wieder in erster Linie um die Arbeit, wie man merkt. Die Freizeit war sekundär. Wichtig war, dass man zur Arbeit kam um Geld zu verdienen.

Spazierenfahren

In der Freizeit war das „Spazierenfahren“ (Zeile 283) wichtig. KS denkt an einen Samstagvormittag, wo sie keinen Pfusch hatten, was zeigt, dass er sehr oft auch am Samstag gearbeitet hat, und dann sind sie zu viert (er, sein Bruder, zwei Nachbarsbuben) eine „Seerunde“ (Zeile 300) gefahren. Das Fahren an die Seen im Salzkammergut, diese Ausflüge mit dem Moped in die Natur, der Besuch des Salzbergwerks, das Schlafen im Heustadel, das Einkehren in ein Wirtshaus, all das mutet sehr unschuldig an und war es wahrscheinlich auch. Die Tradition wurde von diesen Jugendlichen sehr hoch gehalten. Eine Rebellion ist nicht zu spüren, wird nicht sichtbar. Einen Ausflug zu machen und sich zu bewegen war wichtig. Aber mehr an Ideen sind nicht da. Es wird nicht zum Ausdruck gebracht, dass man der Enge des Elternhauses entfliehen wollte, dass man seine Freiheit brauchte, etc. Es ging um das Fahren. KS zeigt mit der Aussage, dass 5 Liter in den Tank reingegangen sind und dass so ein Tank 20 Schilling gekostet hat und dass sie an einem Wochenende 3 Tanks ausgefahren haben, dass es um das viele Fahren ging, das war ein Zeichen von Männlichkeit. „Da sind wir einmal 200 Kilometer gefahren“ (Zeile 336). Fahren und Fußballspielen waren die zwei Hauptaktivitäten. Beide Praktiken scheinen milieuspezifische Mittel zu sein, die der Konstruktion von Männlichkeit dienen. Die

gesellschaftlichen Kränkungen durch Sonderschule, Hilfsarbeit, fehlenden Führerschein wurden durch Fahren und Fußballspielen – ich würde gern sagen ausgeglichen, denke aber, dass das nicht das richtige Wort wäre, da man Kränkungen solcher Größenordnung nicht ausgleichen kann – kompensiert. Der Status war niedrig, aber wenigstens konnte KS Fußballspielen, er war also schnell und vital und er hatte ein teures Moped, das ihm nicht geschenkt wurde, sondern das er sich durch viel harte Arbeit selbst verdient hatte.

Nach dem Fahren ist man in ein Wirtshaus eingekehrt und hat sich was gegönnt. Kontakt zu Frauen gab es im Leben von KS erst im Sommer 1972, als er seine Frau traf.

Alle Männer im Freundeskreis von KS waren Arbeiter. „Akademiker war keiner dabei“ (Zeile 389). KS betont an dieser Stelle, weil er weiß, dass ich Akademikerin bin, dass alle Lehrer (stellvertretend für Akademiker) in Ordnung seien. Was irgendwie nicht ganz glaubwürdig ist, sondern als Einschmeichlungsversuch gewertet werden kann.

KS betont, dass er sich alle Fortbewegungsmittel selbst gekauft hat: auch das Rad, worauf er sichtlich stolz ist, dass er sich das selbst verdient hat.

KS sagt nur, dass auf die Mädchen mehr aufgepasst worden ist, kann aber keinen Grund angeben, die Frage ist, ob er keinen kennt oder ob er darüber noch nie nachgedacht hat. Er sagt nur „weil es kann ja was passieren, was weiß ich was“ (Zeile 481). Mir kommt gleich, wenn ich das lese, der Gedanke, dass es Angst vor einer Schwangerschaft war, aber das konnte nicht thematisiert werden, sondern musste tabuisiert werden. Die Angst wird durch „Es kann ja was passieren“ zum Ausdruck gebracht.

Im Freundeskreis waren alle von außerhalb der „Herrenstadt“ (Zeile 492).

Die Leute aus der Stadt – es handelt sich um eine Kleinstadt mit 5000 Einwohner_innen – kamen sich laut KS besser vor. Es gab nur einen, den KS erwähnt, der aus der Stadt kam und der Lehrer war. Er ist sich nicht sicher, ob man studieren muss, wenn man Lehrer ist. Man merkt also, dass er keine Ahnung von Bildungswegen hat, da Bildung in seinem Leben als Arbeiter – vom Sonderschüler zum Hilfsarbeiter zum Versandarbeiter – keine Rolle gespielt hat. In den Erzählungen über den Lehrer merkt man, dass er nicht zum Stammfreundeskreis gehört hat. Er kam aus der Stadt und war Lehrer. Während die anderen Automechaniker, Konditor

waren, also alle aus der Arbeiterschicht kamen. Auch wenn KS gerne so tut als wären alle gleich und als gäbe es keine Unterschiede, kann dieser Versuch des Gleichmachens auch als Abwehr verstanden werden. Wenn man so tut, als wären alle gleich, muss man sich nicht mit der eigenen Position in der Gesellschaft bzw. am unteren Rand der Gesellschaft auseinandersetzen. Es ist einerseits naiv und kindisch so zu tun als wären alle gleich, aber vielleicht ist es einfacher, weil die Auseinandersetzung mit dem eigenen niedrigen Status in der Gesellschaft höchstwahrscheinlich schmerhaft wäre und deshalb muss diese Wahrheit auch vor der eigenen Person unter Verschluss gehalten, verdrängt werden. Es sind die Anderen, die aus der Stadt, die keinen Kontakt wollten, was als kränkende Zurückweisung gelesen werden kann, die von den anderen ausgeht und den eigenen Versuch so zu tun als wären alle gleich unmöglich macht. KS findet, dass die Ablehnung von den anderen kommt, die glauben, sie wären etwas Besseres. Obwohl der Fußballverein der Stadt dann wieder „viele Auswärtige“ (Zeile 507) Spieler brauchte. Zusammengefasst liest sich das so als wollten die Leute aus der Stadt unter sich sein und keinen Kontakt zu den Auswärtigen. Um den eigenen Fußballverein aufzuwerten waren ihnen allerdings auswärtige Spieler recht. Was auch irgendwie einen Egoismus und einen Opportunismus unterstellt.

Mit dem „wir nicht“ (Zeile 495) zeigt sich wieder das starke Kollektiv. Das alte Thema: Wir gegen die Anderen.

Wirtshäuser

Was das Fortgehen anbelangt, gab es diverse Wirtshäuser. „Am Vormittag waren ältere Leute und am Abend und am Nachmittag sind die Jungen angekommen.“ (Zeile 447-448) Dieser Satz zeigt, dass sich Jung und Alt ein Wirtshaus geteilt haben. Es gab keine klare Abgrenzung zu älteren Generationen, wie es so oft bei Jugendlichen der Fall ist, die dann in ein bestimmtes Lokal gehen, wo die „Alten“ nicht hingehen. KS verwendet immer den Ausdruck „wir Jungen“, also er verwendet Jugendliche nicht, was erklärt, dass er am Anfang auf meine Frage nach dem Leben als Jugendlicher nicht ganz genau wusste, wonach ich frage. „Wir Jungen“ ist sehr inklusiv, fasst nur nach dem Alter, nicht nach Interessen zusammen.

Musikbox – Musik – tanzen

KS bringt zum Ausdruck, dass es viele Wirtshäuser gab und eine Bar, „dann ist aber schon Pause“ (Zeile 542). Es fällt ihm auch noch ein, dass es ein „In-Lokal“ (Zeile 604) gab. Das Lokal hatte „bis 7 in der Früh“ (Zeile 611) offen und „da war eine Musikbox drinnen“ (Zeile 617) und „da hast du tanzen können“ (Zeile 619). In der folgenden Aufzählung, welche Musik in der Musikbox war, wird deutlich, dass KS einfach nur aufzählt, aber nicht wertet oder kategorisiert. Seine Erklärung für die Tatsache, dass in der Musikbox „Elvis Presley (...) Bill Haley“ (Zeile 625) vorkamen lautet:

„Austropop hat es ja damals noch nicht gegeben“ (Zeile 626-627). Für mich klingt das so, als wären amerikanische Musiker nur vertreten gewesen, weil es noch nichts aus Österreich gab. Entweder denkt KS, dass mir das wichtig ist, oder er zeigt – was eher wahrscheinlich ist – seine eigene Präferenz österreichischer Musik. „Mendocino, Sugar Sugar, (...) die Beatles dann die, wie haben die, die eh jetzt, ah, wie haben denn die geheißen, nicht dass ich dir einen Blödsinn erzähle. (...) Die, gibt es eh jetzt noch, jetzt sind sie schon alt.“ (Zeile 630-633). Ich biete ihm Rolling Stones an und die meint er auch. Nach diesen folgen „Peter Alexander, (...) Roy Black, Vico Torriani, (...) Mariandl (...) und den Hans Moser“ (Zeile 639-652). Hier zeigt sich, dass Hits und Schlager ineinander greifen. Es wird keine Wertung vorgenommen, was gefallen hat und was nicht. Es wird einfach nur aufgezählt, was in der Musikbox war.

KS erzählt, dass er 2 Mal pro Woche in dieses, wie er es nennt, In-Lokal gegangen ist. Samstag markiert einen besonderen Tag, weil am Sonntag frei war. „(...) da haben wir was getrunken und dann sind wir eine Tournee gefahren und (dann) sind wir wieder hingegangen.“ (Zeile 669-671). Das heißt ein Freitagabend, wie ihn KS beschreibt: Treffpunkt um 7 im In-Lokal, bis halb 8 gewartet und Bier getrunken, dann Start, mit dem Moped gefahren, Kegeln, ein Hendl gegessen, wieder in das In-Lokal zurück und um 1 oder 2 Uhr einmal heimgegangen.

Wir kommen dann auf das Thema Diskotheken zu sprechen, wo ich darauf zurückkomme, was KS eingangs erwähnt hat.

KS meint, dass sich die Musik im In-Lokal und der Diskothek nicht unterschieden hat. „Aber mir, uns hat das Deutschsprachige damals nicht interessiert, nur Englisch“ (Zeile 750-751). KS kommt sofort von einem mir zu einem uns, es bestätigt sich also wieder die Orientierung und die Identifikation mit anderen. Nicht einmal beim

Sprechen über den Musikgeschmack ist ein Ich, also eine persönliche, individuelle Perspektive möglich. Auf die Frage hin, warum deutschsprachige Musik damals nicht interessiert hat, sondern nur Englisch, kommt eine sehr aufgesetzt wirkende Antwort, die wie eine Mischung aus der Abwertung der Elterngeneration und dem Diktum der Werbe- und Musikindustrie klingt. In diesem Satz werden eine Anklage und ein Imperativ nebeneinander gestellt, was das Dilemma von KS vielleicht auf den Punkt bringt: „Weil die Jungen haben ein bisschen einen Vogel und du musst ja cool bleiben.“ (Zeile 755).

Rhythmus im Vordergrund

KS grenzt sich komplett von deutschsprachiger Musik ab, wenn er sagt „uns hat das Deutschsprachige damals nicht interessiert, nur Englisch“ (Zeile 750-751). Er spricht von sich und seinem Freundeskreis, wenn er sagt, dass das Verstehen nicht wichtig war oder dass gerade das Nicht-Verstehen wichtig war. „Aber der Rhythmus hat uns so getaugt“ (Zeile 772). Es geht also nicht um die Sprache um die Bedeutung, sondern um den Rhythmus. Zu dem Rhythmus konnte man herumspringen. KS betont an dieser Stelle wieder die Gruppe, wenn er sagt, dass das „Herumhopseln“ (Zeile 776) nicht nur ihm sondern „allen Jungen“ (Zeile 776) gefallen habe. KS sagt, dass er mit 18 begonnen hat englischsprachige Musik zu hören. KS und sein Bruder haben sich zu Weihnachten 1967 ein Tonband gekauft. Er spricht wieder von einem Wir und ich nehme ich an, dass er sich und seinen Bruder meint. Interessant ist, dass sie sich kein Tonband gewünscht haben, sondern selbst gekauft. Also sowohl die Mopeds als auch das Tonband wurden vom eigenen Geld gekauft. Die Eltern haben „den Vogel der Jungen“ wie es KS weiter oben ausgedrückt hat, also nicht finanziell unterstützt. KS spricht davon, dass er die Hitparade im Radio „immer aufgenommen“ (Zeile 795) hat. Er erinnert sich genau, dass im Frühjahr 1968 die Nummer „Sugar Sugar“ 10 Wochen auf Platz 1 war. Hier zeigt sich wieder sein gutes Gedächtnis für Jahreszahlen und Zahlen allgemein. Das Lied „Sugar Sugar“ dürfte eine sehr wichtige Rolle gespielt haben, weil er sich so genau daran erinnert und auch sagt, dass sie es bei der Musikbox des In-Lokals immer wieder ausgewählt haben: „C3 war „Sugar Sugar““ (Zeile 812). KS erwähnt dann noch die Beatles und sagt „das war auch dann eine fesche Sache“ (Zeile 803-804). Allerdings gibt er kein einziges Lied von den Beatles an

und kommt dann gleich wieder auf „Sugar Sugar“ zurück, was scheinbar ein zentrales Lied für ihn und seine Freunde war. Auf die Frage hin, was er noch gehört hat, sagt er „Rolling Stones“ – die ihm weiter oben nicht eingefallen sind – aber spricht dann gleich über „Mendocino“ (Zeile 820). Bei beiden Liedern, sowohl bei „Sugar Sugar“ als auch bei „Mendocino“, fällt mir das Wort Schlager ein. Es kommt mir so vor als wären die Rhythmen eher so gewesen wie die deutscher Schlager.

Die Hitparade hat KS sicher gehört, weil er sich noch daran erinnert, dass sie am „Samstagnachmittag“ (Zeile 827) im Radio gesendet wurde. KS sagt, dass er „eigentlich schon viel“ (844) Radio gehört hat. Obwohl er sagt, dass er es nicht so viel gehört hat, spricht er vom „Wunschkonzert“ (Zeile 848) auf dem Radiosender Ö Regional. Er sagt, dass fast jeden Sonntag das Volkslied „3 weiße Birken“ (Zeile 861) gespielt wurde. Warum weiß er das, wenn er es nicht oft gehört hat? Nun gibt es zwei Möglichkeiten: entweder er hat es gehört, gibt es aber nicht zu, oder seine Eltern haben es gehört und am Sonntagnachmittag um 2 Uhr nach dem Mittagessen hat er es dann mitgehört, weil es sich die Eltern angehört haben.

Ö3 Hitparade und das Wunschkonzert auf Ö Regional

KS kann sich nur an die Ö3 Hitparade erinnern, die er immer am Samstagnachmittag (da musste er nicht arbeiten) aufgenommen hat und an das Wunschkonzert auf Ö Regional, von dem er sich irgendwie distanziert, wenn er sagt, dass er es nicht viel gehört hat, widerspricht sich aber dann, wenn er sagt, dass sie fast jeden Sonntagnachmittag „3 weiße Birken“ gespielt haben. Es ist anzunehmen, dass das „Wunschkonzert“ von den Eltern gehört wurde und KS es mitgehört hat. Im Gegensatz zu anderen Interviewpartner_innen grenzt er sich aber nicht vehement davon ab. Er hätte ja auch sagen können, dass seine Eltern immer das Wunschkonzert gehört haben und ihm das gar nicht gefallen habe oder etwas Ähnliches. Aber es wird kein rebellischer Gedanke verbalisiert und keine Abgrenzung von den Eltern vorgenommen. Es überrascht wenig, dass KS von keinen anderen Radioprogrammen spricht, die er gehört hat, weil er ab dem Alter von 14,5 Jahren so viel gearbeitet hat.

Musikgeschmack: Englische Rock- und Popmusik und Blasmusik

KS hatte keine Lieblingsband, sondern ihm haben mehrere gefallen: „Mir haben Rolling Stones, Beatles oder Pink Floyd, die haben mir alle gefallen.“ (Zeile 888-889). Interessant wird es, als KS gleich anschließend sagt: „Mir hat auch Blasmusik gefallen.“ (Zeile 891). Das heißt, dass er sich nicht radikal von der österreichischen Tradition und Kultur abgewendet hat, wie einige andere Interviewpartner_innen, sondern dass es da eine Identifikation mit dem österreichischen Brauchtum gibt. Er muss sich nicht davon abgrenzen. Genauso wenig wie er sich scheinbar von seinen Eltern abgrenzen konnte/wollte und auch nicht gegen sie rebellieren musste.

Wenn es um Musik ging, war das Radio die Nummer 1 Informationsquelle. Einen Fernseher hatte die Familie erst 1967, als KS und sein Bruder einen kauften. Man sieht also, dass nicht die Eltern den Kindern Geschenke machten, sondern die Kinder den Eltern. Arbeiten hieß Geld verdienen, hieß Sachen kaufen können, hieß die Rolle eines Erwachsenen zu übernehmen.

KS sagt zwar, dass er gewusst hat, woher die Bands kamen – ob aus England oder aus Amerika. Er betont, dass ihn „die Amerikaner nie so extra fasziniert“ (Zeile 917) haben. Er sagt, dass ihm Bill Haley nichts sagt und meint nicht, dass er ihn nicht kennt, sondern dass er ihm nicht gefallen hat. Er betont, dass ihm „die englische Popmusik mehr gefallen“ (Zeile 922) habe. Er sagt zwar, dass ihm Elvis Presley und die Rolling Stones schon gefallen haben, aber mehr kommt dann nicht. Die Herkunft der Bands dürfte also auch hier zweitrangig gewesen sein. Die kategorische Ausgrenzung der amerikanischen Musiker könnte stellvertretend für etwas anderes stehen. Mir fällt an dieser Stelle die Besatzungszeit ein und dass Oberösterreich südlich von der Donau von den Amerikanern besetzt war. Mit der Geburt 1950 erlebte KS ja sogar noch 5 Jahre der Besatzungszeit als Kind mit und die Anwesenheit der Amerikaner. Die Amerikaner wurden von manchen Personen, vor allem von solchen, die dem Nationalsozialismus nahe standen, als Feinde und Eindringlinge gesehen, nicht als Befreier. Nun ist nicht zu sagen, ob die Amerikaner in der Familie von KS als Feinde betrachtet wurden, aber mir hat sich der Gedanke aufgedrängt. Dieser Gedanke bestätigt sich mir auch, als KS während wir über englischsprachige Musik sprechen, auf einmal Blasmusik erwähnt, die ihm auch gefallen habe. Vielleicht fühlt er sich in diesem Moment wie ein Verräter, weil er die Musik des

österreichischen Feindes gern hörte. Zuhause lief ja das Wunschkonzert und „3 weiße Birken“.

Poprhythmus

Es ist auffällig, dass KS zwar englischsprachige Lieder erwähnt, aber die, die er als einzige Lieder nennen kann, nämlich „Sugar Sugar“ und „Mendocino“ sind vom Rhythmus her den deutschen Schlagern nicht so unähnlich. Sonst fällt ihm kein Lied ein. Nur Bands, die er einfach nur aufzählt, aber wo man keine Verbindung oder Aufregung spürt. Die Musiker, die anders klangen, nämlich Bill Haley und Elvis Presley, die Rock'n'Roll Lieder sangen und spielten, haben KS nicht so extra fasziniert. Was wirklich an dem anderen, fremden Rhythmus liegen könnte. Vielleicht war ihm dieser Rhythmus zu fremd. Also dürfte es bei ihm so gewesen sein, dass der Rhythmus ein Poprhythmus sein musste, den er schon irgendwie von deutschen Schlagerstars der jüngeren Generation kannte. Die Sprache durfte Englisch sein, weil Englisch cool war, auch wenn er es nicht verstand. Das Verstehen, wie sich überhaupt im gesamten Verlauf des Interviews zeigt, war nicht so wichtig. Dinge waren einfach so wie sie waren, Geldverdienen und Dinge anschaffen war wichtig. Es scheint ein Leben gewesen zu sein, dass sehr auf die Realität ausgerichtet war und wenig Raum für Phantasie und Reflexion ließ. Die einzige Freiheit, die es zu geben schien, war das Fußballspielen und der Erfolg dabei.

Keine Konzertbesuche

Auf die Frage hin, ob KS auf Konzerte ging, sagte er: „Nein, ich hab ehrlich gesagt kein Geld gehabt“ (Zeile 946) und es gab auch nicht so die Möglichkeit „dass du wohin fahren kannst“ (Zeile 947). Geld hätte er schon gehabt, wie man an seinen Mopeds sieht, aber es wird immer klarer, dass die Mopeds in erster Linie notwendig waren um zur Arbeit zu gelangen.

Im Vergleich zu MB, der in Wien wohnte und auf allen möglichen Konzerten war, aber auch im Vergleich zu anderen Interviewpartner_innen, die auch in Oberösterreich auf dem Land gewohnt haben (EW, HZ, HL), waren Konzerte scheinbar gar kein Thema für KS. Irgendwie nehme ich ihm nicht ab, dass es alleine am Geld lag, hat er sich doch

immer sehr teure Mopeds gekauft und einen Fernseher für die Familie. Wenn er gewollt hätte, wäre es also wahrscheinlich möglich gewesen, aber er hat nicht über die nötigen Ressourcen verfügt, womit ich Information meine, und wahrscheinlich war auch das Bedürfnis bei ihm nicht so da Konzerte zu besuchen oder es haben schlichtweg keine stattgefunden. „Nein, ich hab ehrlich gesagt kein Geld gehabt und das ist auch die Ding nicht so gewesen, dass du wohin fahren kannst.“ (Zeile 946-947) Es gibt verschiedene Theorien, was den immanenten Gehalt dieses Satzes betrifft. Entweder will KS sagen, dass es keine Möglichkeit gab hinzukommen, oder dass es keine Konzerte in Reichweite gab, oder dass es nicht üblich war zu der Zeit in seinem Milieu zu Konzerten zu fahren.

Kein Musikinstrument, keine eigene Band

KS war weder selbst in einer Band, noch spielte er ein Musikinstrument. Im Gegensatz zu MB, der aus dem bildungsbürgerlichen Milieu kam und schon als Kind Geige lernte. RK spielte in einigen Bands. HR und DK sprachen von einer Proberaumphase. Punk machte es möglich, dass sich jeder ausprobieren konnte.

Anschaffung eines Fernsehgeräts

1967 kauften KS und sein Bruder einen Fernseher für die Familie. Eigentlich übernehmen die Kinder hier mit 17 und 15 Jahren die Rolle der Eltern bzw. des Vaters, der zu dieser Zeit in den meisten Familien das Familienoberhaupt war. Die Mutter war Hausfrau, man hätte annehmen können, dass der Vater das Geld verdiente und die Familie versorgte, aber mit der Aussage „früher hat es keinen (Fernseher) gegeben“ (Zeile 961) macht KS deutlich, dass der Vater keinen gekauft hatte, entweder weil es ihm nicht wichtig war, oder weil er als Lagerarbeiter nicht genug Geld verdiente. So eine moderne und teure Anschaffung mussten seine zwei Söhne gemeinsam tätigen.

Für KS waren die Sendungen „Was bin ich?“, „Dalli Dalli“ und „Der goldene Schuss“ – was an eine Überdosis Heroin denken lässt, was weder den Sendungsentwicklern noch KS in diesem Zusammenhang einfallen dürfte –, allesamt Unterhaltungssendungen, interessant. KS nennt an dieser Stelle Vico Torriani und

Peter Alexander, die Fernsehsendungen präsentiert und moderiert haben, die er sich „gerne angeschaut“ (Zeile 977) hat. Ein Beweis dafür, dass er sich auch im Alter von 17 Jahren und danach gerne die Schlagersänger der alten Garde nämlich Vico Torriani und Peter Alexander anschaute, was für andere Jugendliche in diesem Alter nicht auszuhalten gewesen wäre. Eine Kluft zwischen der Elterngeneration und den Kindern schien es nicht gegeben zu haben, zumindest wird sie nicht verbalisiert. In mir entsteht das Bild, dass alle gemeinsam am Abend vor dem Fernseher sitzen und sich diese Unterhaltungssendungen ansehen. Was einerseits sein kann, weil das Medium Fernsehen so neu und faszinierend war und nicht viele Sendungen zur Wahl standen, man musste also schauen, was angeboten wurde. Es ist aber auch ein Zeichen, dass man sich mit dem, was die Eltern schauen, identifizieren kann.

Kasperl als Jugendsendung

Auf meine Frage nach Jugendsendungen im Fernsehen fällt KS ein „den Kasperl hat es schon gegeben“ (Zeile 985). Hier zeigt sich wieder, dass Jugend ein Begriff ist mit dem er nichts anzufangen weiß. Er sagte im Gespräch wiederholt „Wir Jungen“ und fasst dabei alle jungen Menschen zusammen und kategorisiert nicht. Er will Teil eines Ganzen sein und nicht einer spezifischen Gruppe. Auf die Frage nach Jugendsendungen nennt er mir den Kasperl, es kann also sein, dass er sich den mit 17 Jahren noch angesehen hat, weil er zwar laut Arbeitsstatus erwachsen war, aber innerlich noch immer ein Stück weit Kind gewesen sein dürfte.

Vielleicht weiß KS keine Fernsehprogramme für Jugendliche, weil er nie wirklich ein Jugendlicher war. In seiner Biografie ging es vom Kind, das in der Schule war, mit 14,5 direkt in die Arbeit. Es schien gar keine anderen Optionen zu geben. Das war der Weg, der gegangen werden musste.

„Ohne Maulkorb“ hat KS zwar gekannt, aber nicht angeschaut, weil die Sendung „war immer so spät, da waren wir nicht daheim“ (Zeile 997). Hier stellt sich natürlich die Frage, wo „sie“ – er spricht, wie immer von der Gruppe – waren. KS leitet gleich über zu Sportsendungen, die für ihn relevant gewesen sein dürften und es noch immer sind. Er erinnert sich, dass nur das Hahnenkamm-, das Lauberhornrennen und die Vierschanzentournee im Fernsehen übertragen wurden und noch keine Fußballspiele. KS zeigt mir ganz klar, dass Jugendsendungen keine Relevanz für ihn

hatten, weil er sich mit dieser Zuschreibung nicht identifizieren konnte. Sportsendungen hingegen waren von Interesse. KS erinnert sich zwar vage, dass es bei „Ohne Maulkorb“ um Politik ging, aber er hat es nicht geschaut, Politik dürfte für ihn auch nicht relevant gewesen sein.

Mit der Aussage „entweder habe ich gearbeitet oder ich war nicht daheim“ (Zeile 1015-1016) bringt KS auf den Punkt, dass das Wegsein von Zuhause sein Leben prägte, das Fernsehen folglich für ihn eine marginale Rolle spielte und im Mittelpunkt seines Lebens nun einmal die Arbeit stand.

Der Großvater von KS hat das Tagblatt gelesen, das war eine Zeitung „so wie bei uns jetzt die Kronen Zeitung“ (Zeile 1041). Die Informationen an die sich KS erinnert sind Politik, das Wetter, Regionales und Sport, aber „Musik gar nicht“ (Zeile 1048).

Bravo negativ besetzt, Sport positiv

Mit dem Bravo hat KS „nie was anfangen können“ (Zeile 1058-1059) und macht an dieser Stelle ganz deutlich, dass ihn „mehr der Sport interessiert“ (Zeile 1063) hat. Diesen Satz kann man so interpretieren, dass Sexualität für ihn keine Rolle spielte, weil ja das Bravo immer mit Aufklärung in Verbindung gebracht wird, und er sich vielleicht mit Sport vom Erwachen der Sexualität ablenkte. Sport war für KS eine wichtige Freizeitbeschäftigung, sowohl aktiv, als Fußballspieler, als auch als Zuseher.

Die Musicbox spielte im Leben von KS keine Rolle

Die Musicbox kannte KS nicht, weil die auch zu einer Zeit ausgestrahlt wurde, wo er immer in der Arbeit war. Seine Freizeit war sehr begrenzt und wie er weiter oben erwähnt hat, hat er entweder gearbeitet oder er war nicht zu Hause.

Kino: Bambi mit 15

KS erinnert sich an seinen ersten Kinobesuch, da ist er mit 15 Jahren mit der Oma ins Kino gegangen und hat sich Bambi angesehen. Diese Information unterstreicht meine vorherige Annahme, dass KS im Jugendalter noch ein Kind war. Nach Jugendsendungen im Fernsehen gefragt, spricht er vom Kasperl. Sein erster Kinobesuch war mit der Großmutter und er hat sich mit 15 Jahren Bambi angeschaut, was eigentlich auch ein Kinderfilm ist, obwohl er da schon gearbeitet hat. Er zählt

dann noch diverse andere Filme auf, die er sich im Kino angesehen hat und betont „Kriegsfilme haben mich nie interessiert“ (Zeile 1107). KS hat sich mehr für Western und lustige Filme interessiert. KS ging zirka drei Mal pro Monat ins Kino und erklärt „die vorderen Plätze waren billiger“ und haben „so um die 5 Schilling“ (Zeile 1124) gekostet. Die Austria Wochenschau wurde 5 Minuten vor dem Film im Kino ausgestrahlt. KS erinnert sich an einige Berichte aus der Austria Wochenschau: Sportveranstaltungen, Hochwasser, Staatsbesuche, etc.

KS hat mit seinem Bruder 1967 einen Fernseher gekauft. Er geht davon aus, dass Mitte der 1970er-Jahre in jedem Haushalt ein Fernseher war.

Reisen spielten in der Jugend keine Rolle

KS ist als Jugendlicher nur einmal mit 18 Jahren „mit der Jugend nach Jesolo gefahren“ (Zeile 1206), das heißt Reisen spielten keine große Rolle für ihn. „Wir haben andere Interessen gehabt“ (Zeile 1220-1221), zum Beispiel regionale Ausflüge mit dem Moped. Die Frage ist, ob es überhaupt finanziell möglich gewesen wäre, weil Reisen teuer waren. KS erinnert sich, dass das Busunternehmen in der Stadt aufgemacht hat, als er zirka 10 Jahre alt war.

KS war 1987 – also im Alter von 37 Jahren – das erste Mal in Großbritannien. In seiner Jugend war das gar kein Thema.

In seinem letzten Schuljahr machte KS mit der Schule einen Ausflug nach Wien. Er war davor und lange danach nicht in Wien.

Auch Ausflüge nach Linz waren selten. „Das war eine Weltreise. Da hast du 40 Minuten“ (Zeile 1293) mit dem Zug gebraucht.

Kleidung

Eines der letzten Themen, die ich anspreche, ist Kleidung. KS trug Jeans, aber keine Markenjeans und nicht weil sie modern waren, sondern „weil sie billiger waren“ (Zeile 1316). Dazu trug er ein „Leiberl“ (Zeile 1324) und „eine Weste“ (Zeile 1326). Kleidung war KS an einem Sonntag wichtig: „Da hab ich schon meinen Anzug angehabt“ (Zeile 1338). Am Tag des Herrn putzte er sich heraus und trug einen Anzug. Ein In-Frage-stellen des Status Quo und der Mehrheitsgesellschaft und

schließlich das Finden einer eigenen Identität ist kennzeichnend für die Phase der Jugend und war in vielen Interviews Thema. Aber nicht für KS, der auf die Frage hin, warum er am Sonntag einen Anzug trug, wieder klar macht, wie wichtig ihm Angepasstheit und Zugehörigkeit zum Kollektiv waren und wie unreflektiert er einfach Dinge hinnahm, wie sie waren, ohne sie in Frage zu stellen: „Weil man zum Kirchengehen einen Anzug braucht. Und die anderen haben auch alle einen Anzug angehabt, die mit mir beieinander gewesen sind, haben alle einen Anzug angehabt“ (Zeile 1342-1343). Weder der allsonntägliche Kirchenbesuch, noch das Tragen eines Anzugs mit Krawatte wurde hinterfragt, sondern einfach gemacht. Diese Dinge gehörten einfach dazu.

Lange Haare bei Männern

Von dieser Angepasstheit, kommt KS dann im Gespräch direkt zu dem kontroversielleren Thema lange Haare bei Männern. „Lange Haare, das war ein Hit, das war in“ (Zeile 1356-1357). Hier fallen mir gleich Fußballspieler als eventuelle Vorbilder ein. „Nach dem Bundesheer bin ich im Dezember heimgekommen, da hab ich mir bis im Mai die Haare nicht geschnitten, da hab ich eine gescheite Matte gehabt bis da runter“ (Zeile 1363-1365), bis zu den Schultern, „und einen Bart hab ich gehabt“ (Zeile 1369). Vielleicht war die Zeit nach dem Bundesheer mit 20 für KS das Alter, in dem er reif war für eine Rebellion. Es dürfte etwas Besonderes und Spezielles gewesen sein, dass sich KS sechs Monate die Haare nicht schneiden ließ. In den 1970er-Jahren scheint es in gewesen zu sein lange Haare zu haben. KS differenziert wieder einmal nicht, unterscheidet keine Gruppierungen von Menschen, sondern ist sehr auf sich und seine Gruppe, sein Milieu fokussiert. „Die Jungen haben alle lange Haare gehabt.“ (Zeile 1394). Wie ich weiter oben schon festgehalten habe, gehörte das Wort „Jugend oder Jugendliche“ nicht in den Wortschatz von KS, er sagte immer „die Jungen“. Irgendwie klingt das ein bisschen abwertend, wie wenn Erwachsene von „den Jungen“ sprechen und sich im Tonfall erahnen lässt, dass sie sie nicht ganz für voll nehmen. Weiter oben hat KS diese Haltung der Erwachsenen sogar selbst imitiert, als er sagte, „weil die Jungen haben ein bisschen einen Vogel“ (Zeile 755). An dieser Stelle identifiziert er sich mit den Erwachsenen, die so etwas sagen und dabei vielleicht den Kopf schütteln. Einer dieser Vögel waren lange Haare bei Männern. Die

jungen Männer, die beim Bundesheer waren, hatten alle kurz Haare, da musste man sich der Autorität fügen, da gab es keine Wahl. In der Aussage, dass die Eltern „alle nicht begeistert gewesen“ sind und „alle geschimpft“ (Zeile 1408) haben, zeigt sich, das revolutionäre Element dieser Äußerlichkeit. Allerdings will sich KS wieder nicht von der Masse abheben, sondern dazugehören. Auch die kurzen Haare beim Bundesheer markieren eine Zugehörigkeit, denn wenn wer kurze Haare hatte, wusste man laut KS, dass er gerade beim Bundesheer war, was in bestimmten Milieus für die Konstruktion von Männlichkeit sicherlich von Bedeutung war. Nach unzähligen narzisstischen Kränkungen, wie Sonderschule, Hilfsarbeit und fehlendem Führerschein, hätte die „Untauglichkeit“ beim Bundesheer die ohnehin schon fragile männliche Identität von KS wohl noch weiter geschwächt. Während manche jungen Männer untauglich sein und sich dem Wehrdienst aus ideologischen Gründen verwehren und somit nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören wollen, dürfte es für die Identitätskonstruktion von KS wichtig gewesen sein zum Bundesheer zu gehen. Auch wenn die langen Haare abgeschnitten wurden, war genau dieses Abschneiden ein Zeichen dafür, dass man ein tauglicher Mann war.

Bei Frauen waren Miniröcke in und lange toupierte Haare, die zu einer Hochsteckfrisur arrangiert waren, oder Schulterlange Haare mit Außenwelle. Außerdem war ganz in schwarz kein Thema, sondern die Mode war bunt. Die Masse der Frauen trug keine Hosen. Röcke, Strumpfhosen, Westen, viele Kleider waren die Mode der Frauen des Milieus in dem sich KS bewegte.

KS hat sich seine Jeans erst nach dem Bundesheer 1971 gekauft, also mit 21 Jahren. Auf die Frage hin, ob KS das Gefühl hatte zu einer Jugendgruppe zu gehören, antwortete er sehr bestimmt mit den Worten „zu den Fußballern“ (Zeile 1503). Hier macht er noch einmal ganz deutlich, dass Fußball sein Hauptinteresse in der Freizeit war.

Keine Platten und Kassetten gekauft, aber ein Tonband

KS hat sich weder Platten noch Kassetten gekauft, sondern nur das Tonband, also wieder ein technisches Gerät, wie den Fernseher und die Mopeds.

Abschließend frage ich KS nach den schönsten Erinnerungen, wenn er an die späten 1960er- und frühen 1970er-Jahre denkt. An dieser Stelle fasst er noch einmal

zusammen, dass Arbeit und Geldverdienen die wichtigste Rolle in seinem Leben als junger Mann gespielt haben. KS beschreibt sein Elternhaus als gut und „sie haben mir viel Freiheit lassen“ (Zeile 1525). Freiheit war mit Geld verbunden, darum hat KS auch so früh zu arbeiten begonnen und so viel gearbeitet. Die Eltern „haben gesagt, wenn du Geld hast, kannst du es dir kaufen (...) wenn du kein Geld hast, kannst du es dir nicht kaufen. Ende der Durchsage, von uns kriegst du nichts, Ende der Durchsage“ (Zeile 1526-1528). Hier zeigt sich, dass ihm die Eltern immer klar gemacht haben, dass er von ihnen keine finanzielle Unterstützung erwarten kann und dass er arbeiten muss, wenn er sich etwas kaufen will.

Am Schluss frage ich KS, ob er zu dem bereits Gesagten noch etwas hinzufügen möchte. Woraufhin er noch einmal auf das für ihn scheinbar zentrale Thema zurückkommt, nämlich, „dass ich keinen Führerschein gehabt habe“ (Zeile 1544). Auf meine Frage hin, ob das für ihn ein Problem darstellte – wovon ich ausgehe, sonst hätte er dieses „Defizit“ wohl kaum gleich zu Beginn des Interviews und abschließend erwähnt – sagt er, dass es „überhaupt kein Problem“ (Zeile 1548) war, weder für ihn, noch für die ganze Gesellschaft (...) „die haben mich überall hin mitkommen lassen“ (Zeile 1549-1550). KS kann sich nicht eingestehen, dass es ein Problem war keinen Führerschein zu haben, aber die Tatsache, dass diese Information die erste und die letzte ist, die er mir gibt, macht deutlich, dass dieses „Defizit“ eine besondere Bedeutung für ihn gehabt hat. Es macht den Anschein als wäre das Kollektiv notwendig gewesen um sein „Defizit“, das Fehlen des Führerscheins, auszugleichen, denn er wurde von den Anderen mitgenommen.

Vom Fehlen des Führerscheins kommt KS nun auf die Landjugend zu sprechen, bei der er Mitglied war. Hier zeigt sich das Thema Zugehörigkeit zu einer Gruppe erneut, man könnte es auch als Abhängigkeit sehen. Er bringt die Mitgliedschaft bei der Landjugend ja damit in Verbindung, dass sie ihn „überall hin mitkommen (haben) lassen“ (Zeile 1549-1550). Von 15 bis 20 war KS bei der Landjugend und dann beim Bundesheer. Alles war kollektiv, nichts individuell. Bei der Landjugend haben sie gesammelt, gesungen und sind gewandert, was eine idyllische und harmonische Gemeinschaft zeigt, vielleicht eine Ersatzfamilie, bei der man Geborgenheit und Erholung finden konnte, während es in der eigenen Familie von Anfang an nur um Arbeit und Geldverdienen ging.

Zusammenfassung KS

KS hatte – im Gegensatz zu anderen Jugendlichen – kein Bedürfnis nach Individualität. Es zeigt sich wiederholt, dass es sein wichtigstes Anliegen war Teil eines Kollektivs, eines Wir zu sein. Er wurde in einigen wichtigen Bereichen der Gesellschaft, nämlich Schule (Sonderschule), Arbeit (Hilfsarbeit), Führerschein (hatte er nicht) ausgegrenzt, da gehörte er nicht zur Mehrheitsgesellschaft. Nun hatte diese Fremdwahrnehmung (der gehört in die Sonderschule) sicherlich einen Einfluss auf das Selbstbild. Der Besuch einer Sonderschule war in der konservativen ländlichen Gesellschaft höchstwahrscheinlich ein Stigma und bedeutete eine Ausgrenzung aus der Mehrheitsgesellschaft (der gehört nicht in eine normale Schule, der gehört nicht zu uns).

Für KS war die Tatsache, dass er keinen Führerschein hatte – was er ganz am Anfang des Interviews auf meine Frage, wie er sein Leben als Jugendlicher beschreiben würde, erzählt – ein zentraler Punkt, ein weiteres Defizit, eine weitere Ausgrenzung. Auf dem Land dürfte (wahrscheinlich bis heute) der Besitz eines Führerscheins wichtig für die Konstruktion von Männlichkeit gewesen sein. Also war es für KS eine narzisstische Kränkung, dass er keinen hatte. Wahrscheinlich dürfte KS auch hier das Zutrauen in die eigene Leistungsfähigkeit gefehlt haben, wie auch schon bei der Überlegung vielleicht statt der Hilfsarbeit eine Lehre zu machen, dies aber dann nicht getan zu haben, weil es „zu stark“ sein, also überfordern könnte. Der Stempel Sonderschule hat das Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit nachhaltig gehemmt. Im Interview mit KS wird deutlich, was für einen Mann dieser Sozietät – also nicht einmal der Arbeiterschicht, sondern der Hilfsarbeitererschicht (der auch der Vater als Lagerarbeiter und der Bruder als Versandarbeiter angehörten) – von Bedeutung war: Schule und Bildung waren nicht wichtig (es ist allerdings anzunehmen, dass es in der Gesellschaft negativ beurteilt wurde, wenn man in die Sonderschule ging, weil man dann im negativen Sinn anders ist, was in dieser normierten, engen Gesellschaft nicht möglich ist: da gibt es nur gut und böse, schwarz und weiß, richtig und falsch), wichtig war es zu arbeiten, fleißig zu sein und Geld zu verdienen, ein Moped zu haben, sich mit Freunden des eigenen Milieus zu treffen und in der spärlichen Freizeit Ausflüge mit dem Moped zu machen, Kegeln, Grillhendl essen und einen Führerschein haben, was KS aber erst schaffte, als er schon verheiratet war. Vielleicht war der Führerschein in der Ehe zur Verstärkung des Männlichkeitsgefühls wichtig.

KS wollte nicht anders sein, sondern ein Teil des Wir seines Milieus. Für ihn waren Zugehörigkeit zu einer Gruppe und Identifikation mit den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft wichtig. Momente der Rebellion sind im Interview nur an der Stelle, wo es um lange Haare bei Männern geht, zu finden. Ein Wort, das ich ihm anbot, dass er aber nicht nehmen konnte, weil es nicht Teil seines Vokabulars war, war „Jugendlicher“. Es war an seiner Reaktion zu erkennen, dass das Wort nicht Teil seines Wortschatzes, also ein Fremdwort für ihn ist. Er hingegen sprach im Laufe des Interviews immer wieder von „wir Jungen“. Teil eines Kollektivs zu sein war also für KS unhinterfragt erstrebenswert und normal.

4.6 CZ (männlich, geboren 1950, Wien)

Bundesheer: Zwangsrekrutierung

CZ hat, bis er 24 Jahre alt war, immer in Wien gelebt. Bis 19 lebte er bei seinen Eltern im dritten Wiener Gemeindebezirk. Dann wurde er „9 Monate beim Bundesheer zwangsrekrutiert“ (Zeile 9-10). Hier zeigt sich schon ein großer Unterschied zur Darstellung von KS, der einfach sagte „da war ich 9 Monate beim Bundesheer“ (Zeile 34). Während KS vom Bundesheer redet als würde es einfach unhinterfragt dazugehören, spricht CZ – der genauso wie KS 1950, allerdings in Wien und nicht in einer oberösterreichischen Kleinstadt, geboren wurde – sofort von einer Zwangsrekrutierung. Für CZ war das Bundesheer ein Zwang und nicht wie bei KS, etwas, das für die Konstruktion der eigenen Männlichkeit von Bedeutung war. Gleich eingangs erzählt CZ relativ ausführlich, wann er wo gelebt hat: bis zum Bundesheer mit 19 bei den Eltern, dann in der Kaserne in Neusiedl am See und danach ist er relativ bald von zu Hause ausgezogen. Auch im Gegensatz zu KS, der nichts von einem Auszug von zu Hause erzählte. KS hat entweder gearbeitet oder war unterwegs, doch obwohl er ab dem Alter von 14,5 sein eigenes Geld verdient hatte, erzählte er nichts von einem Auszug aus dem Elternhaus, entweder weil er dort wohnen blieb oder weil diese Abnabelung von den Eltern kein wichtiges Moment für ihn, der so am Kollektiv orientiert war, darstellte.

Bildungsweg „katastrophal“

Als ich CZ nach seinem Bildungsweg frage, antwortet er mit „katastrophal“ (Zeile 26) und lacht dabei. Was stellt man sich unter einem katastrophalen Bildungsweg vor? Dass das Lernen schwerfiel, die Schule keine Freude machte, man die Schule abbrach oder oft wechselte? Die Erzählung, die an das Wort „katastrophal“ anschließt, ist aber recht unauffällig. Vielleicht war das Katastrophale für CZ gerade, dass alles so normal war? Ein bis zwei Jahre Kindergarten, vier Jahre Volksschule, acht Jahre Akademisches Gymnasium. Dann kamen neun Monate Bundesheer und das damit einhergehende Gefühl „zwangsweggesperrt“ (Zeile 29) zu sein. Darauf folgte ein Semester Mathematikstudium, dann „ein Semester nichts gemacht, weil (...) das

Mathematikstudium nicht zugesagt hat“ (Zeile 30-31) und schließlich hat CZ „jahrelang Geografie studiert“ (Zeile 32-33) und zirka 1978, also mit 28 Jahren, mit einer Diplomprüfung abgeschlossen.

Auf das Studium folgte freiberufliche Arbeit in einem Planungsinstitut, die schon während des Studiums begonnen hatte. 1982 oder 1983 baute CZ eine Imkerei auf und beendete seine Arbeit im Planungsinstitut.

Eltern

CZ ist ein Einzelkind. Seine Mutter wurde 1912, sein Vater 1900 geboren. Beide Eltern waren berufstätig, die Mutter war zuerst selbstständige, dann unselbstständige Kindergärtnerin, der Vater war geologischer Zeichner in der Erdölindustrie. Die Mutter „war Jüdin und war ziemlich lang in England um zu überleben“ (Zeile 73-74), von 1938 bis 1949. Die Eltern von CZ haben sich schon vorher kennengelernt, aber es war nicht klar, ob das mit ihnen klappen würde. Der Vater war in der Zwischenzeit in Österreich, „er wollte auch nicht weg“ (Zeile 83), musste aber, weil er in Wien keine Arbeit gehabt hat, ein paar Jahre nach Berlin, als er dann auch in Berlin arbeitslos war, ist er nach Salzburg gegangen. 1949 haben die Eltern von CZ geheiratet und sind dann nach Wien übersiedelt.

Es zeigt sich also gleich am Anfang des Gesprächs mit CZ, dass seine Eltern, bevor er auf die Welt kam, schon viel erlebt hatten: die Flucht der Mutter vor dem Nationalsozialismus, eine örtliche Trennung für mehr als 10 Jahre, Umzüge des Vaters nach Berlin und Salzburg aufgrund von Arbeitslosigkeit.

Während KS einfach nur von einem „guten Elternhaus“ sprach und das sehr undifferenziert im Raum stehen ließ, beschreibt CZ, dass er die Beziehung zu seinen Eltern damals „harmonisch“ (Zeile 101) empfand, heute jedoch „distanziert autoritär“ (Zeile 102). Er spricht von einer „ganz anderen Zeit“ (Zeile 105), in der man nicht über „Themen wie Drogen, Sexualität“ (Zeile 107) sprechen konnte. Diese Themen werden von KS gar nicht erst in den Mund genommen.

CZ hat den Vater als „gewichtigeren“ (Zeile 118) Ansprechpartner erlebt, weil er „ein bisschen weiter weg“ (Zeile 116) war. Die Mutter war „autoritär“ (Zeile 120) und „willensstark“ (Zeile 121). CZ hat das Studium fertig gemacht, weil es seine Mutter gesagt hat. Von sich aus „hätte (er) das Studium sicher nie fertig gemacht“ (Zeile 122).

Die Mutter hat nicht die Interessen und Stärken von CZ gefördert, sondern war der Meinung, „dass man eben ausgeglichen das fördern soll, was das Kind nicht hat“ (Zeile 133-134). Es könnte sein, dass sie sich ein Mädchen gewünscht hat, denn das Interesse von CZ für Technik, Autos und Raketen wurde von der Mutter nicht gefördert. CZ bringt die Erziehungsmethode seiner Mutter folgendermaßen auf den Punkt: „aber das, was man eigentlich wollte, nicht dürfen, damit man nicht einseitig wird, ist noch viel schlimmer“ (Zeile 137-139). Er dürfte also große Probleme mit ihrem Erziehungsstil gehabt haben, beschreibt sie als autoritär und willensstark, was auch als dominant und rigide interpretiert werden kann. Auch der Vater wurde von der Mutter dominiert und laut CZ hat er „einfach nicht rebelliert“ (Zeile 144). Seiner Einschätzung nach war der Vater also ein schwacher Mann, der sich unter das Regime der Mutter stellte.

CZ wollte Schnecken halten, aber seine Mutter zwang ihm einen Hamster auf. Der schwache Vater konnte sich gegen die Mutter nicht durchsetzen. Es ging in der Beziehung mit seinen Eltern nicht um Existenzielles, weder im Gespräch noch im Kampf.

Leben als Jugendlicher: Schlüsselerlebnis: „Es geht auch anders“

Auf die Frage, wie sein Leben als Jugendlicher Mitte der 60er-Jahre bis Mitte der 70er-Jahre (Zeile 173-174) war, schildert CZ ein Erlebnis, das für ihn offensichtlich eine große Bedeutung zu haben schien, nämlich der Besuch bei einer Ex-Freundin seines Vaters – die Tante genannt wurde – für einige Wochen im Sommer in Salzburg. Da tauchte CZ in eine andere Welt ein. Die Frau hatte „ziemlich viele Kinder“ (Zeile 194) und sie war „Anhängerin der Hohlwelttheorie“ (Zeile 195). Da waren viele Leute zu Besuch und es wurde viel diskutiert, was für CZ ein Anstoß war zu denken „es geht auch anders“ (Zeile 201), also alternativ zum Mainstream, den er in der Schule lernte. CZ bezeichnet die Erkenntnis, dass es auch anders geht als in seinem alltäglichen Leben in der Schule und zu Hause als „das erste Schlüsselerlebnis“ (Zeile 208). Zu Hause war er das einzige Kind, bei der „Tante“ gab es ziemlich viele Kinder und es kamen viele Leute zu ihr zu Besuch um zu diskutieren. CZ lernte also in besagtem Sommer einen Lebensstil kennen, der seinen Eingangsschilderungen zufolge bei ihm zu Hause schwer vorstellbar war.

In der Schule Außenseiter: Abwendung vom Mainstream

In der Schule fühlte sich CZ „als Außenseiter“ (Zeile 237). Er erwähnt oft das Wort Mainstream und besetzt es negativ. Nun stellt sich die Frage, ob es seine freie Entscheidung war Außenseiter und somit gegen den Mainstream zu sein, oder ob er eigentlich zum Mainstream gehören wollte, aber zum Außenseiter gemacht wurde und sich deshalb gekränkt davon abwandte.

CZ bringt zwei Beispiele um zu zeigen, was für ihn Mainstream ist: Wanderung und Wirtshaus, Friseur und Frisur.

Er versteht nicht, warum das Wirtshaus nach der Wanderung die Erfüllung für manche ist und auch nicht warum manche Menschen glauben, dass sie die Frisur wollen, die sie beim Friseur kriegen. CZ weiß, dass er beim Friseur die Frisur, die er will, nicht kriegt und auch dass der Aufenthalt im Wirtshaus nach der Wanderung für ihn eine Katastrophe ist.

Wendet sich CZ als Reaktion vom Mainstream ab, weil er nicht dazugehörte oder war es eine Aktion, eine Entscheidung aus freien Stücken, weil er Außenseiter sein wollte? Verkürzt: Wollte er Außenseiter sein oder wurde er dazu gemacht? Die Kränkung als Jugendlicher, als CZ zum Friseur ging und eine „Beatlefrisur“ wollte, gibt einmal eine vorläufige Antwort auf diese Frage. CZ relativiert und sagt, dass er die Frisur mittlerweile nicht mehr braucht, aber damals hätte er sie gebraucht, aber nicht gekriegt, weil der Friseur gesagt hat, dass eine „Beatlefrisur“ bei ihm nicht gehen würde. Er denkt noch immer über die Gründe nach. Lag es daran, dass es der Friseur nicht konnte, oder daran, dass er zu wenig Haare hatte? Lag es an dem Anderen oder an ihm? Nun sagt er, dass er damals auch „so ausschauen“ (Zeile 265) und „dazugehören“ (Zeile 267) wollte. Wir können also davon ausgehen, dass er dazugehören wollte, es ihm aber nicht gelang und dass er seine Lebensgeschichte nun so erzählt, als hätte er von Anfang an ein Außenseiter sein wollen.

Der Sommer bei der Tante in Salzburg war im Rückblick ein Schlüsselerlebnis, weil er dort einen Lebensentwurf kennenernte, der anders war als der, den er von zu Hause und aus der Schule kannte. CZ konstruierte seine Identität im Laufe seines Lebens zunehmend als Außenseiter und gegen den Mainstream.

Einer Sondergruppe angehören und doch auch dazugehören

Als Jugendlicher – die Geschichte mit der Beatles-Frisur war zwischen 1964 und 1966 – wollte er beides, „einer Sondergruppe angehören (...) und doch auch dazugehören“ (Zeile 269-270). Er hatte „kein Interesse an Sport (...) und an Massenverdummung“ (Zeile 272-273). Ganz im Gegensatz zu KS, der sehr an Sport interessiert war und für den es äußerst wichtig war zu einer Gruppe/einem Kollektiv dazuzugehören (Landjugend, Fußballer), der aber in vielerlei Hinsicht (Sonderschule, Hilfsarbeit, kein Führerschein) von der Gesellschaft zum Außenseiter gemacht wurde.

Während KS einen Fernseher für die Familie kaufte, hatte die Familie von CZ keinen Fernseher und er sah auch nicht fern.

Radio

„Ich hab sehr viel Radio gehört vor allem Musik. Die Hitparade sehr intensiv verfolgt, also das ist schon dieses Dazugehören.“ (Zeile 277-278). Er wollte offensichtlich bei Musik mitreden können, bei Sport war ihm das egal. Musik war ein Verständigungscode, eine (Aus)Tauschware, wo man sein Wissen unter Beweis stellen und so einer Gruppe angehören konnte.

„Es gibt so eine Zentralgruppe in der Klasse (die CZ vermutlich als Mainstream bezeichnen würde) und dann gibt es die Außenseiter, das sind mehr, aber die sind wieder in verschiedenen Gruppen.“ (Zeile 237-239).

Wie Personen ihre Freizeit verbringen, ist typabhängig. Ein eher introvertierter Typ wird mehr zu Hause sein und mehr lesen oder Radio hören, als ein extrovertierter Typ, der hauptsächlich mit Freunden unterwegs ist und Dinge erleben will. Natürlich gibt es auch Mischformen.

Die „Abgrenzung vom Mainstream“ erfolgt mit den Worten: „Das bin ich nicht und das passt mir nicht“ (Zeile 245-246).

Ein spannendes Moment ist, dass CZ am Beispiel Friseur seine Zweifel an der Tatsache deutlich macht, dass andere Menschen die Frisur wirklich wollen, die sie dort kriegen. Im Gegensatz dazu weiß er, dass er sie nicht kriegt. Er weiß nicht, dass er sie nicht will, sondern dass er sie nicht kriegt. Was irgendwie auf Resignation und Enttäuschung hindeutet und dass er aufgehört hat zu wollen, weil er nicht das kriegt,

was er will. Als Beispiel gibt er dann die „Beatlefrisur“ (Zeile 255) an, die er als Jugendlicher wollte und nicht gekriegt hat. Damals wollte er „auch so ausschauen“ (Zeile 265) und „dazugehören“ (Zeile 267), aber er konnte nicht, weil er die Frisur nicht bekam. Es sieht so aus als wäre CZ heute noch unsicher, ob es am Friseur lag, der die Frisur nicht schneiden konnte, oder an ihm selbst, weil er zu wenig oder zu kurze Haare hatte. Das heißt, es gibt zwei Möglichkeiten, warum er nicht dazugehören konnte, einerseits weil er nicht wollte, oder aber weil er ob seiner physischen und psychischen Beschaffenheit nicht dazugehören konnte. Er inszeniert sich im Hier und Jetzt der Interventionsituation als Jugendlicher, der nicht zum Mainstream gehören, sondern einer Sondergruppe angehören wollte, weil er sich von Massenverdummung, Sport, Boulevardzeitungen, Fernsehen und Meinungshetze klar abgrenzen wollte.

Die Zeit der Musicbox

Im Haushalt von CZ gab es keinen Fernseher, sondern „nur ein Radio“ (Zeile 277). CZ hat „sehr viel Radio gehört vor allem Musik“ (Zeile 277). Die Hitparade hat er „sehr intensiv verfolgt“ (Zeile 278), was für ihn ein Zeichen des Dazugehören-Wollens ist. Auch KS hat davon gesprochen, dass er die Hitparade gehört und aufgenommen hat und KS wollte definitiv dazugehören, das Kollektiv, die Gemeinschaft waren ihm wichtiger als CZ, der sich selbst als Außenseiter bezeichnet, während KS das Dazugehören und das Mitgenommen-werden betont. CZ nennt diese Zeit dann die „Zeit der *Musicbox*“ (Zeile 280), was nahelegt, dass dieses Programm eine zentrale Bedeutung für ihn hatte. Er spricht gleich von dem Mitglied der *Musicbox*, das ihm negativ auffiel und das war der spätere Bundeskanzler Wolfgang Schüssel, der da Sprecher war. Er weiß keine Namen der anderen Mitglieder der *Musicbox* mehr, hat sich den Schüssel nur gemerkt, weil er ihm nachher wieder in einem politischen Kontext begegnet ist. CZ sagt, dass er „aktiv gehört“ (Zeile 301) hat. Die Familie hatte ein „Kassettenradio“ (Zeile 301). Für CZ war die *Musicbox* „schon kommerziell, aber nicht so kommerziell“ (Zeile 311). Er bezeichnet die Sendung als den „erste(n) Aufschrei von Leben“ (Zeile 312).

Hitparade und Bravo

Zum Dazugehören-Wollen gehörten für CZ die Hitparade und Bravo. Bravo bezeichnet er als „große Errungenschaft“ (Zeile 316), vermutlich weil es da Informationen über Sexualität gab. Einerseits waren im Bravo für CZ Musik und Hitparade wichtig, es zeigt sich allerdings auch gleich, dass „geschlechtsspezifische Dinge“ (Zeile 325) der wichtigere Grund waren, warum sich CZ das Bravo manchmal kaufte. Da er es nicht immer kaufte, wartete er auf einen interessanten Artikel, zum Beispiel „wie man ein Mädchen küsst“ (Zeile 330). Das heißt, dass Sexualität für CZ ein wichtiges Thema war, über das man mehr wissen wollte. Darüber sprach KS überhaupt nicht. Für ihn dürften sowohl die Jugendzeitschrift Bravo als auch das Thema Sexualität Tabu gewesen sein.

Eine andere Zeitschrift, außer Bravo, die sich CZ ein- oder zweimal gekauft hat, hieß Twen. Er erinnert sich an einen „Partnerschaftsfragebogen“ (Zeile 353), was darauf hindeutet, dass CZ in diesen Jugendzeitschriften eher Antworten auf Fragen in Bezug auf Mädchen, Sexualität und Partnerschaft gesucht hat und weniger Informationen über Musik. CZ interessierte sich auch für Science Fiction und Weltraumgeschichten. Er erinnert sich Stern und Quick in Gasthäusern gelesen zu haben, wenn er mit seinen Eltern auf Sommerfrische war. Schon allein der Ausdruck Sommerfrische deutet auf ein bürgerliches Milieu hin. Es ist kaum vorstellbar, dass KS, der dem (Hilfs-) Arbeitermilieu angehört, mit seinen Eltern auf Sommerfrische fuhr.

In der Zeitschrift Stern haben CZ „Satelliten und Weltraumgeschichten und so Fiktionen und Mutmaßungen über frühere Kulturen“ (Zeile 369-370) interessiert. Der Grund, warum sich CZ nur selten ein Bravo kaufte, war, dass er „nicht das Geld (hatte) um jedes zu kaufen“ (Zeile 328). HR grenzt sich komplett von der Zeitschrift Bravo ab und sagt, „das haben nur die Mädchen gelesen“ (Zeile 557). CZ scheint das Bravo nicht so geschlechterspezifisch gesehen zu haben, sondern als Medium um sich über die erwachende Sexualität zu informieren.

Der Rennbahn Express hat CZ „nicht berührt“ (Zeile 380). Das Bravo hingegen war für ihn „spannend“ (Zeile 386). CZ ist Einzelkind und scheint sich mit der Tatsache, dass er ein „eher kontaktscheu(es) Wesen“ (Zeile 389-390) war, seine Position als Außenseiter in der Schule zu erklären. Er charakterisiert sich selbst mit den Attributen „Verklemmtheit und Intellektualität“ (Zeile 331). Er hat sich also sehr

wohl für das andere Geschlecht interessiert, aber es entsteht der Eindruck, als wäre er beim anderen Geschlecht nicht erfolgreich gewesen bzw. nicht angekommen.

Deshalb hat er sich nur auf intellektueller Ebene mit dem Thema Sexualität beschäftigt, weil es für ihn als verklemmten Außenseiter nicht in die Tat umsetzbar war.

Bravo bringt CZ mit Dazugehören in Zusammenhang, die Hitparade auch. Er wollte dazugehören, konnte aber nicht. Die Zeitschrift Bravo war eine Möglichkeit mitreden zu können und beispielsweise zu erfahren wie man ein Mädchen küsst, Dinge, die jene Leute, die Teil des Mainstreams waren, den CZ ablehnt – vielleicht gerade aufgrund seines Außenseitertums, das eine Mischung aus seiner „Verklemmtheit“ und „Kontaktscheue“ (Zeile 390) und der Position, die ihm seine Mitschüler zuwiesen, war – vielleicht wirklich machten.

Über Klassenkollegen von den Beatles erfahren

CZ hat „über einen Klassenkollegen erfahren“, dass es die Beatles gibt. „Der war ganz erstaunt, dass ich die nicht kenne“ (Zeile 394-395). Er bezeichnet „Musik als Gegenentwurf zur Schule“ (Zeile 403). „Musik stellt den Zusammenhang mit den Jugendimpulsen mit der Gegenwartskultur her, mehr als die Klassengemeinschaft“ (Zeile 404-405).

Das akademische Gymnasium, das CZ für acht Jahre besuchte, beschreibt er als konservativ und viele seiner Schulkollegen kamen aus dem „gut- und großbürgerlichen“ (Zeile 415) Milieu und wurden von ihren Eltern an die Schule geschickt um Matura zu machen, dann Jus zu studieren oder Arzt zu werden und anschließend Geld zu verdienen. Von diesem Milieu und den dazugehörigen Identitätskonstruktionen grenzt sich CZ vehement ab. Einerseits sicherlich, weil er nicht aus diesem Milieu kam, also stellt sich wieder die Frage, ob er sich aus einem Minderwertigkeitskomplex heraus abgrenzt. Frei nach dem Motto: ich gehöre nicht dazu, deshalb will ich auch gar nicht dazugehören. Ein Thema, das auch schon weiter oben mit der „Beatlefrisur“ aufkam: er wollte die Frisur haben, diese war aber laut Friseur bei ihm nicht möglich, weshalb er sie dann auch gar nicht mehr haben wollte. CZ hatte „ein großes philosophisches Interesse und (ein Interesse) an Grundfragen des Daseins und am Sinn der Menschheit und des Lebens“ (Zeile 419-421). Die

Tatsache, dass diese Themen zentral für CZ waren, aber für seine Schulkolleg_innen nicht, förderte wieder die Distanz zu ihnen. Das gut- und großbürgerliche Milieu, aus dem viele seiner Schulkolleg_innen kamen, war ein weiterer Faktor, der Distanz schaffte. Denn viele seiner Mitschüler_innen sollten nach der Matura entweder den elterlichen Betrieb übernehmen oder beruflich in die Fußstapfen der Eltern (Jurist, Arzt) treten. Beides war für CZ kein Thema. Folglich ist es verständlich, dass er sich als Außenseiter fühlte. Er kam aus einem anderen Milieu, seine Mutter war Jüdin, was ein Kind in den 1950er und 1960er Jahren sicherlich in einem konservativen Gymnasium zum Außenseiter machen konnte und seine Familie hatte höchstwahrscheinlich weniger Geld als die Familien seiner Mitschüler_innen.

Der Henne-Ei-Gedanke kommt immer wieder auf. Was war zuerst? Dass CZ bewusst anders sein, sich bewusst unterscheiden wollte, oder, dass er anders war und diese Kränkung im Hier und Jetzt kompensieren will, indem er so tut, als wäre er es gewesen, der sich dafür entschieden hat anders zu sein? Ein Thema, das von Anfang an wiederholt auftaucht, ist das Thema „Dazugehören“. Allerdings hat er nicht dazugehört, weil er eine jüdische Mutter hatte, nicht aus einer großbürgerlichen Familie kam, sonderbar aussah, verklemmt war. Und so redet er sich vielleicht ein, dass er auch Teil einer Sondergruppe sein wollte, was er ja automatisch war. Das Dazugehören war der schwierige Teil, der ihm nicht gelang.

Der Interessensunterschied – das Ziel Matura zu machen der Schulkolleg_innen einerseits und das Interesse an philosophischen Fragen von CZ andererseits – war „ein wichtiger Aspekt der Distanz“ (Zeile 431).

Die heutigen Konservativen waren schon damals als Junge „nicht so liberal und fortschrittlich“ (Zeile 441-442), aber damals war ihre Konservativität von Lebensoptimismus und Lebensfreude überlagert. CZ grenzt sich von diesen schon damals konservativen Personen (es ist anzunehmen, dass er hier an seine Schulkolleg_innen denkt) ab.

Musik als Verbindungsglied und Phantasieraum

Musik war ein Teil dieses welt- oder erdumfassenden Wunsches nach einer anderen Welt, wird aber von CZ nicht als an sich wichtig gewertet. Sie fungierte als Bindeglied bzw. Verbindungsglied zwischen Menschen, die eine andere Welt wollten. Vom

Infragestellen des Status Quo und vom Wunsch nach einer anderen Welt ist im Gespräch mit KS gar nichts zu spüren.

Es ging CZ weniger um das Zeigen, zum Zweck der Abgrenzung und Distanzierung nach außen hin, sondern um die innere Gewissheit Teil dieses welt- oder erdumfassenden Wunsches nach einer anderen Welt zu sein. Themen, mit denen CZ verbunden sein wollte, waren Atomgefahr, menschenwürdige Welt im Sozialen, Politischen und Menschlichen. „(...) Empfindungsmäßig sind es eher die alternativen, sozialistisch-kommunistischen Menschen, mit denen ich mich wohlgefühlt habe“ (Zeile 459-461), „menschlich wohlgefühlt“ (Zeile 464).

Menschliche Nähe ist laut CZ meistens nicht von vornherein dort, wo viel Geld ist und auch nicht dort, wo sehr viel Ordnung und Bürgerlichkeit ist (Zeile 464-466). Musik wird von CZ als Phantasieraum verstanden, man könne „in die Musik hineininterpretieren“ (Zeile 470).

5. Zusammenfassende Themendarstellung

Da die Datenmenge, die durch offene Leitfadeninterviews mit 32 Personen entstand, äußerst umfangreich ist und Transkripte im Umfang von 884 Seiten vorliegen, ist es in diesem Kapitel sinnvoll die relevantesten Themen aus den Interviews überblicksmäßig, aber dennoch in ihrer Differenziertheit zu präsentieren. Nach den sechs Einzelfallanalysen (siehe Kapitel 4), die sehr viel Interpretationsmaterial zu Tage gefördert haben und zum Ziel hatten die einzelnen Fälle in ihrer Gesamtheit zu erfassen, sollen die Texte in diesem Kapitel einer Zusammenfassung unterzogen werden, „um sich über die im Gesprächsmaterial auftauchende Vielfalt an Themen, deren Darstellungsweise und Zusammenhang einen Überblick zu verschaffen. (...) es sollten die charakteristischen Elemente der Themendarstellung herausgearbeitet werden, um die Unterschiede in der Darstellung eines Themas in einem oder in verschiedenen Gesprächen sichtbar zu machen.“⁶²

Folgende Fragen sind für die Textreduktion von Relevanz:

- 1) Was ist ein wichtiges Thema und in welchen Textstellen kommt dieses zum Ausdruck?⁶³
- 2) Was sind zusammengefasst die wichtigsten Charakteristika eines Themas?⁶⁴
- 3) Inwiefern tauchen innerhalb oder zwischen den Gesprächen Unterschiede in den Themen auf?⁶⁵

Im Folgenden sollen nun identitätsstiftende Aspekte im Zusammenhang mit englischsprachiger Rock- und Popmusik, die in den offenen Leitfadeninterviews mit 32 Gesprächspartner_innen vorgekommen sind, zusammenfassend präsentiert werden.

5.1 Die Entdeckung von englischsprachiger Rock- und Popmusik

Die Befragten kamen auf unterschiedliche Arten mit englischsprachiger Rock- und Popmusik in Berührung. Das Radio, das Fernsehen, ältere Geschwister, ältere

⁶² ebd., S.159

⁶³ ebd., S.160

⁶⁴ ebd.

⁶⁵ ebd.

Schulkameraden und die Plattensammlung der Eltern werden genannt. Die Situation von HG, der mit dieser Musik erst im Erwachsenenalter durch seinen Beruf in Kontakt kam, stellt eine Ausnahme dar.

5.1.1 Bereits im Elternhaus: „Musik war immer da“

RK (m, 1967, Linz) musste Musik offenbar nicht selbst entdecken, sondern sie war sowohl bei den Großeltern als auch bei den Eltern bereits vorhanden: „Musik hat für mich eine sehr große Rolle gespielt, also schon bei den Großeltern hat es einen Plattenspieler gegeben, so einen Schallplattenspieler, der diese Singles, wo die runtergerutscht sind und da waren schon immer viele Schallplatten da, Singles. Meine Eltern haben Musik wohl auch mögen und dann mit der ersten eigenen Wohnung hat es auch dann diese Stereoanlage gegeben, die für mich schon als Kind ohne die Musikfunktion ein total faszinierendes Spielzeug war und dann hat mich natürlich auch interessiert, was man da spielen kann, dann hat es schon ein paar Platten gegeben und da waren in der Erinnerung sowieso bei den Singles schon Beatles Singles dabei und glaube ich auch so die Doppelalben, die mich oder die auch meine Wahrnehmung von Musikalben geprägt haben, waren neben Ludwig Hirsch Platten dieses rote und das blaue Doppelalbum von den Beatles. Wobei ich mir jetzt nicht mehr sicher bin, ob ich mir nicht das rote sogar schon selber gekauft habe vom Taschengeld, das ich gesagt habe, das will ich. Also Musik war immer da. Dann hat es auch diese Arik Brauer Platten gegeben und meine Mutter hat gerne gesungen, ich glaube, es hat auch ein Akkordeon gegeben und auch eine Gitarre, die niemand spielen hat können. Bei der Oma bei der anderen hat es ein Klavier gegeben, das niemand spielen hat können, also Musik war immer da und hat immer eine Rolle gespielt. Ich hab dann auch schon Radio gehört und so dann relativ bald, glaube ich, schon mit 10 oder so Catel Greatest Hits, Twenty Greatest Hits, Disco Greats oder wie die geheißen haben“ (Zeile 8-28).

5.1.2 Durch den Äther

OB (m, 1952, Burgenland) gibt an im Alter von 13 Jahren „durch den Äther“ (Zeile 44) englische Bands für sich entdeckt zu haben:

„Bei mir hat das begonnen so 1965, mit 13, Beatles und ähnliche englische Bands, also Stones, Who, Kinks, Troggs, Small Faces. Also meine erste Platte hab ich mir mit 14 Jahren gekauft. Das war die Kinks Single Sunny Afternoon, die hab ich natürlich noch zu Hause und kann mich noch gut erinnern, wie ich nur eine Single zu Hause gehabt habe und die dann immer wieder gespielt habe und dann wieder die Rückseite“ (Zeile 11-18).

5.1.3 Durch das Fernsehen

WSc (m, 1953, Steiermark) fing ebenfalls im Alter von 13 Jahren an sich für englischsprachige Rockmusik zu interessieren: „Ich hab schon 1966 angefangen mich für die Stones zu interessieren, weil ich hab daheim so was nicht sehen dürfen und ich war immer bei meiner Oma und die hat mich gefördert. Die hat gesagt, du kannst dir anschauen, was du willst und am Wochenende war ich immer bei meiner Oma und das war ziemlich super, weil da hab ich können anschauen, was ich will und die hat mir immer Geld gegeben für LPs (...). Es hat ja auch oft Sendungen gegeben im Fernsehen, da hat man dann eben schon so britische, amerikanische Bands weniger, aber eher britische Bands gesehen, die nicht so lustig und angepasst waren und das war sehr angenehm“ (Zeile 49-63).

5.1.4 Durch einen älteren Schulkameraden

Bei MB (m, 1954, Wien) hat die Leidenschaft für Rock- und Popmusik „mit 13“ (MB, Zeile 71) begonnen. Er wurde von einem älteren Schulkameraden darauf aufmerksam gemacht, dass es Radio Luxemburg und die Beatles gibt:

„Ich war eigentlich ganz durch klassische Musik geprägt. Meine Mutter vor allem, die war Sängerin und Musikerin und ich hab 6, 7 Jahre Geige gelernt. Das war grässlich für mich. Ich hab ein ziemlich gutes Gehör und konnte mich selbst nicht spielen hören, weil das alles so falsch geklungen hat und dann hab ich halt aufgehört und dann, ich war im Theresianum, im Internat und kann mich erinnern mit 12 oder 13 da, ich hab noch nie etwas von Popmusik gehört, ich bin komplett klassisch erzogen worden und hab plötzlich, da war ich in der Krankenabteilung einmal eine Woche und da hat ein Älterer laufend gesagt, erstens einmal da gibt es Radio Luxemburg, da

kann man neue Popmusik hören und der hat vor allem eine Platte gehabt, die Sergeant Pepper und das war meine erste, die hab ich mir dann sofort gekauft von den Beatles, das war meine erste Platte, auch irgendwie so ein Leitmotiv dann. 1968 war das. 1967, 1968, also die Platte ist rausgekommen, glaube ich, 1967 und zu der Zeit. Mein Vater hat sich überhaupt nicht für Musik interessiert, der war Richter. Die Eltern waren getrennt und ich war hauptsächlich in der Jugend bei meiner Mutter und dann bei meinem Vater aber eher dann im Internat und das war dann plötzlich ganz was Neues und auch eine neue Liebe. Das war eine neue Erkenntnis, es gibt auch was Interessanteres im Leben. Ich war Vorzugsschüler, ich war sowieso irrsinnig gut in der Schule, also ich hab irrsinnig viel Zeit gehabt, ich hab nicht sehr viel gelernt, ich hab nicht so viel lernen müssen und die Schule war für mich total einfach und ich hab mich total um die Musik gekümmert, ich hab, du wirst lachen, dass ich heute noch immer alles auswendig weiß, alle Jahresdaten und Popbands und die Namen von den Musikern hab ich relativ gut alles gekonnt, aber das ist mir ganz leicht gefallen“ (Zeile 73-107).

Für PW (m, 1950, Wien) begann Popmusik ab dem Alter von zirka 14 Jahren eine Rolle zu spielen, allerdings eine sehr nebensächliche:

„Naja, also diese Art von Popmusik wahrscheinlich ohnehin so in der Zeit 14, 15, die Klassische hat für mich immer eine Rolle gespielt, wir sind ja schon als Kinder immer mitgeschleift worden ins Philharmonische Konzert oder da gab es ein Opernabonnement, wo ich im Sitzen eingeschlafen bin, also die Klassische war immer da und ich hab trotzdem einiges davon sehr gerne und jetzt immer mehr, aber die Popmusik, ja das war so im Zusammenhang, viel mehr im Akademischen Gymnasium als am Theresianum, das kann aber auch am Altersunterschied liegen, weil ich ja im Theresianum noch in der Unterstufe und im Internat teilweise hat das sicher weniger Rolle gespielt, da war zum Beispiel der Tod vom Kennedy, das war ein massiver Einschnitt oder solche Sachen, aber die Musik und ich war sicher in all diesen Jahren auf den verschiedensten Konzerten, aber da ist jetzt wieder mein Gedächtnis nicht so super, ich weiß, dass man im Stadion und in der Stadthalle war und was weiß ich, aber ich weiß nicht, wer da aller jetzt so, Stones war ich sowieso öfters“ (Zeile 309-322).

5.1.5 Durch die Plattensammlung der Eltern & des älteren Bruders

DK (m, 1975, Linz) erzählt, dass sein Interesse für Musik „sehr früh und sehr stark“ war „und auch bis heute“ (Zeile 10) ist: „Am Anfang gab es die Plattensammlung der Eltern und auch des älteren Bruders R., der 7 Jahre älter ist und sehr in der Linzer Hardcore/Punk Szene verankert war, dort auch aktiv als Konzert-Booker und Sänger von Bands und ja, so früheste Erinnerungen sind die Doppelalben der Beatles rot und blau und der große Ziegel von den Rolling Stones, die ersten zwölf Decca Alben und ja, ich kann mich noch genau erinnern, dass ich relativ früh, also wie ich lesen konnte, das Kleingedruckte auf den Platten studiert habe, das war insbesondere bei den Rolling Stones halt sehr ergiebig, weil die ersten 4, 5 LPs hauptsächlich aus Coverversionen bestehen von amerikanischer Rhythm and Blues Musik, Blues Musik und Soul und da hab ich sozusagen sehr früh Namen gelesen, die mir natürlich noch nichts gesagt haben, aber wie sich dann im Laufe der Jahrzehnte feststellen hat lassen, ist das ein ziemlich großer Kosmos amerikanischer Musik, der da verpackt war in diesen frühen Alben der Rolling Stones. Das waren halt so die Klassiker und durch meinen Bruder sind dann, wie gesagt, sehr früh abseits des Mainstreams die ganzen Punkveröffentlichungen gekommen, die mir auch gefallen haben“ (Zeile 10-27).

5.1.6 Durch die ältere Schwester

HR (m, 1964, Linz) gibt an sich bereits mit 6 oder 7 Jahren für Musik interessiert zu haben: „Das hat mit meiner Schwester natürlich zu tun, weil die auch schon Musik gehört hat und das war relativ früh. Ich glaub, dass ich mich so wirklich so bewusst schon mit 6 oder 7 Jahren dafür interessiert hab, weil da hat eben die Schwester, die so 6 bis 7 Jahre älter war, schon Platten und so gehabt und die haben wir uns zu Hause natürlich angehört und das hat mich dann schon interessiert und ich hab mir dann Musik auch allein angehört, wenn sie nicht daheim war auf ihrem Plattenspieler heimlich (lacht). Das hätte ihr natürlich nicht getaugt, dass ich, wenn sie weg ist, ihre Platten rauf und runter spiele, aber da hab ich mich natürlich schon auch irgendwie ausgekannt und hab mir die Covers angeschaut, also ausgekannt, aber beschäftigt damit“ (Zeile 166-179).

5.1.7 Durch den älteren Bruder

TE (m, 1962, Wien) interessierte sich bereits sehr früh für Musik: „Eigentlich schon im Vorschulalter, weil ich einen 6 Jahre älteren Bruder habe und da hat auch das mit den Schallplatten begonnen. Erstens einmal war das noch so ein sozialer Akt des gemeinsamen Plattenhörens und wirklich Platten auspacken auflegen im Kofferplattenspieler und da habe ich schon meine ersten Beatles Singles gehört damals, die ich dann meinem Bruder später auch abgeluchst habe, also das war sicherlich vor der Volksschule und anfänglich via Schallplatten und dann natürlich Radio und später halt, so in den 70er Jahren, hab ich halt dann aktiv zu sammeln begonnen“ (Zeile 6-13).

CL (m, 1960, Wien) hat ebenfalls durch seinen älteren Bruder Musik für sich entdeckt: „Ich kann mich erinnern, weil mein Bruder 7 Jahre älter ist als ich, ich bin damit aufgewachsen. Ich bin aufgewachsen mit Beatles, Rolling Stones, Hollies und was weiß ich, wie die alle geheißen haben. Das war ja auch nichts anderes, „Love love me do“ also auch kein sehr tiefgründiger Text, aber es war halt was Neues. Es war ... man durfte anscheinend ganz einfach Gefühle ausdrücken“ (Zeile 75-81).

5.1.8 Durch die älteren Brüder einer Freundin

DG (w, 1963, Wien) entdeckte durch „Also ich war sicher dann die erste, die sich für Popmusik interessiert hat in der Familie, nachdem ich keine Geschwister habe, war das sozusagen, was ich in die Familie eingebracht habe, wofür man dann natürlich sehr belächelt wurde, dass man Beatles hört oder ich weiß nicht was, aber es ist alles geduldet worden“ (Zeile 227-231). DG brachte „so mit 14, 15“ (Zeile 248) Popmusik ins Haus, mit der sie zum Teil „durch die älteren Brüder dieser einen Freundin“ (Zeile 250) in Berührung kam.

Für HL (w, 1960, Oberösterreich) spielte die Plattensammlung des älteren Bruders einer Freundin eine wichtige Rolle: „Ja, das hat begonnen im Jahr 1974, da hab ich eine ganz liebe Freundin gehabt und ihr Bruder, der war ein bisschen älter und der hat schon sehr sehr viele LPs zu Hause gehabt, eben da eh schon, wie gesagt, John

Lennon, Beatles, sehr sehr super haben mir auch gefallen die Rolling Stones seinerzeit, Santana, eh alles, also die ganzen Richtungen halt da so, breitgemischt, und da haben wir immer als Mädchen schon nach der Hauptschule sind wir schon immer zu ihnen nach Hause gegangen und haben dort schon Musik gehört“ (Zeile 157-164).

5.1.9 Durch die Arbeit

HG (m, 1939, Linz) kam 1959 zum Studium nach Wien und wurde für den österreichischen Rundfunk entdeckt. Er war zuerst beim Schulfunk und danach wurden ihm als jüngsten Programmacher die Jugendsendungen, die er als „furchtbar bieder“ (Zeile 53) beschreibt, anvertraut. HG gibt an nicht in der Schule – er ging in das katholische Internat Petrinum in Linz, das er als „streng, konservativ“ (Zeile 97) beschreibt – mit Popmusik in Berührung gekommen zu sein, sondern erst später (in den 1960er-Jahren mit Mitte 20) und auf nicht ganz freiwilligem Wege: „Ich hab Mozart entdeckt und so weiter. Ich war nie für Popmusik oder das, das hat mich eigentlich nicht interessiert. Ich war dann beruflich also damit konfrontiert, weil das musste ich machen, das hab ich also kapiert und hab dann eigentlich angefangen mit den Beatles wirklich die Intelligenz der Popmusik zu erkennen“ (Zeile 104-108).

5.2 Beatles und Rolling Stones

Keine andere Band wurde in den Interviews so häufig genannt wie die Beatles und die Rolling Stones.

Für HG (m, 1939, Linz) waren die Beatles eine besondere Band:

„Die waren einfach intelligent, die waren intellektuell, die waren auch nicht wirklich für die ganz breite Masse, waren die Beatles nicht. Wer Beatles gehört hat, war schon, der hat schon ein bisschen zur Elite gehört. Das war einfach, ja, oder wenn in einem sogenannten Popsong ein Streichquartett eingesetzt wird „Eleanor Rigby“ nicht, das ist doch toll, das hör ich heute noch wirklich so gern, wie, jetzt übertreibe ich, aber ich sag es mal, wie Bach oder so was“ (Zeile 115-129). Auch wenn HG hervorhebt, wie gut ihm die Beatles gefallen (haben), konkludiert er zum Thema englischsprachige Rock- und Popmusik dann doch mit den Worten „aber so ganz im Herzen meine Musik war

es nie“ (Zeile 213-214).

RR (m, 1953, Wien) sagt zu den Rolling Stones und den Beatles: „Dass die (Rolling Stones) geile Musik machen hab ich schon viel eher kapiert, also die Musik, da gab es dann später dieses Lied „Das ist der Rhythmus wo ich mit muss“ da waren natürlich die Stones immer stärker, was den Rhythmus und das bewegungsmotorische verstärkt betraf, das hat sicherlich, was das musikalische betrifft waren die Beatles natürlich immer besser“ (Zeile 528-532). MS (m, 1952, Wien) ergänzt: „Kompositorisch waren (die Beatles) besser“ (Zeile 533).

5.3 Visuelle Codes

5.3.1 Lange Haare bei Männern

Interessanterweise sprechen sehr viele Männer in den Interviews von ihren Haaren. Lange Haare schienen eine starke symbolische Wirkung zu haben. Sie transportierten eine Haltung, die von den konservativen Werten der älteren Generationen abwich.

RR (m, 1953, Wien): „Ich hab, als ich maturierte, ich hatte so lange Haare, musste ich noch eine Innenrolle machen, dass die Haare nicht so lang sind (lacht)“ (Zeile 286-287). MS (m, 1952, Wien) kommentiert das mit den Worten: „Das Bürgertum war schon sehr rechts. Also von Liberalität des Bürgertums war überhaupt keine Rede“ (Zeile 297-298).

Dieses konservative Klima beschreibt auch OB (m, 1952, Burgenland). „Wenn man die Frisur (der Musiker) kopiert hat, sich die Haare länger hat wachsen lassen und auch den Schnitt kopiert hat, hat man ja automatisch, leider, viele Probleme mit den Professoren gehabt, die ja alle noch vom alten Schlag waren, oder von der älteren Generation. Also das hat man versucht total zu unterdrücken. Wie ich noch im Gymnasium unten war in Oberschützen (waren meine Haare) immer nur ein paar Zentimeter länger und so, da ist es um jeden Zentimeter gegangen, nicht, aber nach der Matura hab ich sie mir natürlich lang wachsen lassen, Schulterlang und so. (Jeder

Zentimeter) den ich erkämpfen konnte, war für mich quasi als Teenager eine Notwendigkeit, oder schon ein kleiner Sieg“ (Zeile 170-194).

WSc (m, 1953, Steiermark) hatte auch sehr lange Haare. „Nicht weil ich unbedingt ein Hippie war, mich haben sie eher so als, ja als runtergekommenen Rocker bezeichnet irgendwie“ (Zeile 26-28). „Ich hab Elektriker gelernt und weil ich so lange Haare gehabt habe, haben sie mich in die Plattenabteilung gesteckt (...) und der (Chef) hat auch gesagt: du brauchst dir die Haare nicht richtig schneiden lassen, lass sie dir halt ein bisschen schneiden, dass sie halt nicht so irrsinnig lang sind, sondern vielleicht so, so wie sie jetzt sind (schulterlang). Alles andere war ihnen zu lang. Das hat sich natürlich dann gesteigert. Die sind dann lang geworden und dann haben wir sie echt auch absichtlich, weil wir die Leute schockieren wollten, die Haare nicht mehr gewaschen“ (Zeile 81-108).

Die Haare wurden dann 1976 kurz geschnitten: „Ich hab den Punk entdeckt über das Fernsehen, aber wie ich (in London) auf der Straße gegangen bin, bin ich mir momentan vorgekommen, obwohl ich ziemlich wow ausgeschaut habe, gegen die Punks bin ich mir vorgekommen wie ein Hippie, also wollte ich keine langen Haare mehr haben. Ich hab 1976 noch lange Haare gehabt. Ich hab sie mir dann schneiden lassen, wie ich zurückgekommen bin, ganz kurz“ (Zeile 327-335).

Lange Haare waren auch für MB (m, 1954, Wien) von Bedeutung. „Das einzige was ich haben wollte, waren lange Haare, aber im Theresianum durfte ich nicht, aber da hat man geschaut, dass man nicht gesehen wird. Lange Haare hat ja schon bedeutet, wenn man 2-3 Zentimeter über dem Hemd die Haare gehabt hat, das war verboten. Es durfte also wirklich genau nur bis zum Hemdkragen gehen und man hat halt dann irgendwie so gemacht, dass man das nicht sieht. Und der Erzieher ist durchgegangen immer zu Mittag und hat dann gesagt „Friseur, Friseur, Friseur“, hat geschaut und dann musstest du zum Hausfriseur gehen (lacht), aber ich bin dann nie zum Hausfriseur gegangen, ich hab dann immer meinem Vater gesagt, du, ich muss wieder zum Friseur gehen, aber ich geh da zu unserem, gibst du mir bitte das Geld, weil der Hausfriseur hat 5 Schilling gekostet und ein normaler 15 Schilling, oder ich weiß es nicht und der hat mir nicht so die Haare abrasiert. Bei der Matura hab ich (die Haare) dann so (schulterlang) gehabt“ (Zeile 1846-1871).

KS (m, 1950, OÖ) hatte nach dem Bundesheer schon lange Haare. „Das war ein Hit. Das war in nach dem Bundesheer 1970. (Beim Bundesheer) hab ich sie kurz haben müssen, aber nach dem Bundesheer bin ich im Dezember heimgekommen, da hab ich mir bis im Mai die Haare nicht geschnitten, da hab ich eine gescheite Matte gehabt bis da runter (zeigt auf die Schultern)“ (Zeile 1356-1365).

CZ (m, 1950, Wien) wollte in seiner Jugend eine Frisur, die laut Friseur bei ihm nicht möglich war: „Damals als Jugendlicher, ich weiß noch, da bin ich zum Friseur gegangen und hab gesagt, ich will eine Beatlefrisur. Das muss ganz am Anfang wie die Beatles gewesen sind, weiß ich nicht, 1964, 1966 so in der Größenordnung. Ich kannte die Beatles wahrscheinlich auch gar nicht. Und der hat gesagt, das geht nicht. Er hat es nicht können wahrscheinlich. Wahrscheinlich habe ich zu wenig Haare gehabt oder hätte sie mir nachwachsen lassen müssen, wie auch immer. Das habe ich geglaubt, dass ich will. Ich wollte das damals sicher, natürlich, ich wollte auch so ausschauen“ (Zeile 254-265).

TE (m, 1962, Wien) „Ich war der mit den längsten Haaren in der Schule, war der erste mit einem Flinserl“ (Zeile 642-643).

DK (m, 1975, Linz) hatte lange Haare, obwohl das im Punkumfeld sehr selten war: „So Heavy Metal Länge würde ich sagen. War auch nicht viel zu sehen, bei den Punkkonzerten Leute mit langen Haaren hat es nicht gegeben. Vielleicht weil ich die Hippie Bands mochte oder keine Ahnung, ich hab eigentlich bis auf die Flanellhemden, hab ich mich jetzt nicht an irgendwem orientiert. Das ist halt, die Haare sind gewachsen und so war es. (Ich wurde angefeindet), weil ich offensichtlich anders war und in meinem Jahrgang waren zufälligerweise ziemlich viele, ich würde sie fast als Rechtsradikale bezeichnen, so stramme Burschen, die was dagegen gehabt haben, die gehört haben ich bin vielleicht ein Kommunist oder so“ (Zeile 364-382).

Auch TA (m, 1980, Steiermark) hatte lange Haare: „Ja, weil der Sänger ein recht, ja, auch eigenartiger Kauz war, der recht dunkel und düster unterwegs war und wir sind dann immer, wir haben ja beide so lange Haare gehabt“ (Zeile 912-914). „Also sie haben mit 16 zu wachsen begonnen und waren dann lang bis 23“ (Zeile 945).

5.3.2 Aussehen

WSc (m, 1953, Steiermark) orientierte sich an seinen Vorbildern den Stooges: „Wir haben natürlich immer geschaut, was los ist mit langen Haaren, Lederjacken, nicht unbedingt ein Blumerlhemd, so ein abgerissenes T-Shirt oder irgendwas, weil wir wollten so ausschauen wie die Stooges, weil wir damals halt schon, kurze Zeit später diese zweite LP erworben haben die Fun House und da haben wir gesehen wie die wirklich ausschauen, das hat uns gut gefallen, dass da so ein Loch ist in der Jean und dreckige, abgewetzte Stiefel, die braucht man nicht putzen und eine Lederjacke war mir lieber als eine Blumenjacke (lacht)“ (Zeile 65-72).

WSc inszeniert sich auch im weiteren Verlauf des Interviews als „rauen Knecht“ (Zeile 663): „Wir haben so arg ausgeschaut schon am Schluss, weil wir haben immer Lederjacken angehabt. Mein Freund, von unserer Band der Gitarrist hat Militärstiefel angehabt und eine Lederjacke und so lange Haare. Wir haben uns extra Wochen die Haare nicht gewaschen, dass sich die Leute auf der Straße aufregen. Schmale Gesichter, Vorstrafen wegen irgendwelchen Drogendelikten und so, so war das halt damals und da waren wir halt nicht besonders beliebt“ (Zeile 474-480).

EW (m, 1956, OÖ) beschreibt Hippies als Menschen, „die sich einfach puncto, die sich nach dem äußereren Erscheinungsbild von der konservativen Mühlviertler Gesellschaft total sichtbar abgehoben haben. Durch Kleidung, durch langen Bart, speziell durchs Äußerliche, durch Kleidung und Haare und Bart. Man würde vielleicht sogar sagen ungepflegt, also die Haare mindestens schulterlang oder halt lang ohne eigentlich einen Schnitt drinnen, der Bart gewachsen so wie er halt gewachsen ist, zu der damaligen Zeit waren Plateauschuhe sehr aktuell, aber die Plateauschuhe sind aber mehr oder minder aus Plastik bestanden, vorne 4 Zentimeter und hinten einen Stöckel mit 6 oder 8 Zentimetern. Auch für Männer. Die sogenannten Afghanen Mäntel waren einfach Mäntel, da hat es ja die ersten Reisenden gegeben, die den Orient schon besucht haben mehr oder minder und die Mäntel aus, angeblich sind die in Afghanistan erzeugt worden oder gemacht worden, also das waren eigentlich bestickte Lammfelle. Innen war das Fell und außen war einfach irgendwie auf dem Fell noch irgendeine Stickerei drauf, farbenprächtig. Das was draufgestickt war, war bunt. Ich hab so einen getragen, natürlich (lacht) um zu provozieren. Ich hab leider

noch das Pech gehabt, dass ein männliches Tier verarbeitet worden ist in meinem Pelz, also in meinem Mantel und der bei Regenwetter immer dann einen sehr guten Geruch entwickelt hat. Und hat zu der damaligen Zeit einfach schon einen Preis gekostet, wo man, ja sicher zwei ordentliche Anzüge oder einen Anzug und einen Mantel hätte bekommen können. Also es war ein teurer Spaß, das hab ich aber gebraucht“ (Zeile 219-263).

DK (m, 1975, Linz) beschreibt sein Aussehen folgendermaßen: „Ich war halt dann so, ab 12 war ich so ein Proto-Grunger kann man sagen. Ich hab zerrissene Jeans gehabt, Holzfällerhemden, weil halt der Firehose Bassist hat Holzfällerhemden angehabt und ja, lange Haare, sehr lang“ (Zeile 358-362).

TB (m, 1975, Wien): „Ich hab immer vielleicht ein bisschen kokettiert mit dem was Punk war, ohne es sozusagen jetzt zu tragen, es hat mich einfach interessiert, am ehesten, glaube ich, ich hab ganz schnell begonnen einfach Anzüge oder schwarz zu tragen, einfach weil ich, auch in der Schule so irgendwie, ich hab mich nicht unwohl gefühlt in dieser Rolle ein bisschen eine Randposition zu haben. Also ich hab jetzt nicht mehr große eigene Erinnerung daran, aber ich kenn halt Fotos von mir mit 12 oder so und da bin ich nur im Anzug herumgelaufen. Ich wollte mich ja auch sozusagen unterscheiden. Ich glaub, das ist vielleicht die Prägung meiner Großelternseite. Ich hab meinen Großvater halt immer nur im Anzug erlebt und das hat mir irgendwie auch imponiert. Also dass es so was vielleicht wie eine zivile Uniform geben kann, die einfach hält und ich fand Sachen schon ganz spannend, aber ich trag auch heute noch ganz wenig bunte Sachen, das war es einfach für mich nie“ (Zeile 95-120).

TA (m, 1980, Steiermark) sagt, dass er mit seiner Kleidung „ziemlich aus der Rolle gefallen“ (Zeile 932-933) ist. „Ich bin mit 17, also mit 14 war ich eben damals mit der Schule in England und bin dann mit 17 das erste Mal allein mit Rucksack nach England gefahren und bin dann die ganze Zeit so in Camden Town eben auf diesen Flea Markets einkaufen gegangen, hab mir so irrsinnig bunte Hemden gekauft, auch in Amsterdam. Bunte Hemden, Lederhosen, eigentlich nur Doc Martens permanent und wenn nicht bunt dann schwarz“ (Zeile 933-961).

5.4 Gründung einer Band

Die überwiegende Mehrheit der Interviewten – 28 Personen – hatte keine Ambitionen eine Band zu gründen oder Mitglieder bei einer bestehenden Band zu werden. Lediglich 5 Gesprächspartner_innen – WSc, WSm, RK, TA, HR – erzählten über ihre Bandgründungsgeschichte.

WSc (m, 1953, Steiermark) hat – wie bereits in der Fallvignette „DS+WSc“ dargestellt – eine eigene Band gegründet. Er kommt von der Erzählung über seine Haare auf die Gründung der Band:

„Das hat sich natürlich dann gesteigert. Die sind dann lang geworden und dann haben wir sie echt auch absichtlich, weil wir die Leute schockieren wollten, die Haare nicht mehr gewaschen, haben eine Band gegründet, die Kollaps heißt, wollten unbedingt so klingen wie Novak's Kapelle, eine Wiener Proto-Punk Band der 60er Jahre oder die Stooges, so wollten wir klingen und so haben wir dann auch geklungen“ (Zeile 106-111).

WSc charakterisiert den Stil der Band mit folgenden Worten:

„Harte, extrem harte Musik und damals waren ja eher lange Nummern bekannt und unsere Nummern haben geheißen Kill, Fuck, Destroy, also das waren 5 Minuten Nummern. Das war ungewöhnlich für die Zeit, weil jeder wollte, der Gitarrist von uns war irrsinnig talentiert, der hat Flamenco gespielt und alles mögliche, aber dem hab ich die erste Stooges LP und die zweite und die dritte geborgt, hat er gesagt: genau so müssen wir klingen, sagt er: genau so klingen wir dann auch. Der hat Hendrix Ambitionen gehabt. Der hat irrsinnig gut Gitarre spielen können, aber er hat dann halt diese paar Griffe gemacht und der hat das exzellent gemacht“ (Zeile 489-497). Die Lieder waren in englischer Sprache bis auf eine Ausnahme: „Wir haben eine Nummer gespielt, den Kriminaltango, den haben wir in Deutsch als Rocknummer gespielt“ (Zeile 505-510). „Die (Band) gibt es heute noch. Die spielen heute noch ab und zu, aber ich war vor 10, 11 Jahren bei einer Reunion und sie sind mir zu hippie-esque geworden. Sie sind, nach meinem Abgang ist der Gitarrist wieder in das alte, fade Gitarrengejaule zurückgefallen, das mir eigentlich nur zum Teil gefällt“ (Zeile 512-515).

WSm (m, 1956, Salzburg) war Mitglied einer Band:

„Allerdings nicht sehr lange und nicht sehr bedeutend habe ich Bass gespielt in einem Trio in Salzburg mit Freunden. Das war so 1975. Ich würde einmal sagen regelmäßig getroffen haben wir uns ungefähr ein Jahr. Wir hatten den Namen, Tao. Ein sehr überheblicher Name. Das ist im Zen-Buddhismus ein sehr hoher Bewusstseinszustand. Bass, Schlagzeug und Perkussion und Gitarre und Gesang. Und es hat einen öffentlichen Auftritt gegeben. Wir haben zum Teil auch sehr experimentelle Sachen unternommen, also auf die Bassgitarre mit Schlagzeugstäbchen schlagen und halt so Sachen. Der Gitarrist hat schon jahrelang gespielt und war gut (lacht) und der Schlagzeuger hat ein gutes Rhythmusgefühl gehabt und ich hab einfach zu wenig geübt, weil mir hätte der Gitarrist ja was gelernt, aber es ist am Üben zu Hause gescheitert. Ja, wir sind sogar, das fällt mir jetzt ein, das habe ich schon verdrängt, bei einem Bandwettbewerb aufgetreten in einem Wirtshaussaal, wo die Leute uns dann so ausgelaufen haben und angefangen haben irgendwelche Sachen Richtung Bühne zu schmeißen, dass der Veranstalter den Strom abgedreht hat und gesagt hat, wir müssen jetzt verschwinden. Es war halt der Versuch den Dilettantismus, sag ich jetzt, durch das Experiment zu ersetzen. Denn die anderen haben sich alle bemüht irgendwelche Songs nachzuspielen oder im Style einer Band irgendwie rüberzukommen und wir waren da drinnen wirklich der totale Kontrapunkt. Eigentlich hätten wir uns gar nicht bei so einem herkömmlichen Bandwettbewerb beteiligen dürfen, weil dort wo die alle hin wollten, wollten wir ja gar nicht hin. Wir wollten den ja nicht einmal gewinnen. Wir wollten eigentlich nur auftreten (lacht)“ (Zeile 1517-1562).

RK (m, 1967, Linz) beschreibt was Punk für ihn bedeutete:

„Naja, Punkband hat, na klar haben wir, wir wollten, aber da war vielleicht eher der Gedanke, so klingen wie, also du kriegst irgendeine Energie, ich weiß nicht, für mich hat Rock 'n' Roll so funktioniert, ich hab die Typen da auf der Bühne gesehen und ich wollte das auch machen. Ich hab aber nicht, für mich war ganz klar, dass ich das selber machen kann. Komplett ja, weil Punk halt auch so war. Weil es ja eher um eine Energie gegangen ist, ja, und dann war es für eine Band, glaube ich schon, man hat dann schon so einen Klang im Schädel, so klingen wie, oder so sein wie, ich glaube, dass sind auch so Zugänge“ (Zeile 761-774).

TA (m, 1980, Steiermark) erzählt auf welch skurrilem Weg er Mitglied einer Band wurde:

„Ich hab viel Schlagzeug gespielt zu Hause und irgendwann einmal im Februar 1997, hat plötzlich, also ich war, wir haben so ein Einfamilienhaus gehabt und ich war im Parterre und plötzlich klopft es an meinem Fenster und da war ein junger Bursch draußen, der war 2 Jahre älter als ich und er hat gesagt, er ist gerade in die Gegend gezogen neu und hat gerade einen Spaziergang unternommen und hat Schlagzeug gehört und ist auf der Suche nach einem Schlagzeuger für seine Band und hat gefragt, ob ich da Interesse hätte und ja, zwei Monate später ist dann eben Heumond aus Mitteleuropa entstanden daraus. Eine Band, die es 11 Jahre lang gegeben hat eigentlich“ (Zeile 467-479).

HR (m, 1964, Linz) beschreibt den Versuch eine Band zu gründen:

„Wir haben teilweise sogar einmal eine Band gegründet, die hat sich aber nach 3 Proben wieder aufgelöst. Die von der Stadtwerkstatt haben uns einen Proberaum zur Verfügung gestellt und dann hat irgendwie so der BH, der eh noch in der Linzer Szene sehr aktiv ist. Der spielt bei 10 Bands mit, glaube ich. Den haben wir zufällig gerade irgendwie am Taubenmarkt getroffen und der X war Plattenverkäufer im Mojo und ich und wir haben gesagt, wir machen jetzt eine Band, machst du mit? Und der war der einzige, der hat nämlich Gitarre spielen können und er hat gesagt, ja, er ist dabei und dann sind wir zum Gotthard in die Stadtwerkstatt gegangen und haben gesagt, wir brauchen einen Proberaum und dann haben wir schon eine Band gehabt und wie gesagt, es hat keiner, außer dem BH etwas spielen können. Dann haben wir noch eine Schlagzeugerin gebraucht, dann sind wir ins Café Landgraf gegangen, da ist gerade die LP gesessen, das ist die Schwester vom JP gewesen und haben gesagt, wir brauchen eine Schlagzeugerin, komm mit, wir proben jetzt. Und die ist dann mitgekommen und dann haben wir 3 oder 4 Mal geprobt. Ich hab gesungen. Wir haben Eigenkompositionen geprobt (lacht), aber wie gesagt, weit sind wir nicht gekommen“ (Zeile 2014-2039).

MB, WG, CA und TE erzählten über ihren Zugang zum Thema eigene Band und gaben außerdem an, woran diese Option scheiterte.

MB (m, 1954, Wien) hat in keiner Band mitgewirkt, auch wenn es sein Wunsch gewesen wäre:

„War nicht möglich. Nein, ich hab mich nicht darum gekümmert, hätte ich gerne gehabt, aber ich hab da zu hohe Anforderungen, wobei ich eh so viel Schlechtes gesehen habe, aber ich hab mir gedacht, ich möchte trotzdem nicht jemanden belästigen mit meiner Mittelmäßigkeit“ (Zeile 1958-1965).

WG (m, 1962, Wien) hat schon der Gedanke in einer Band zu sein genügt:

„Man war immer sozusagen, also es gab welche, die haben dann begonnen wirklich in einer Band zu spielen und bei mir war es mehr so eine Art, der Gedanke in einer Band zu sein hat mir schon genügt“ (Zeile 374-376).

CA (w, 1969, Wien) gibt an „nur theoretisch“ eine Band gegründet zu haben:

„Manchmal sind wir im Musikzimmer gesessen am Nachmittag und ich hab am Klavier was komponiert und irgendwelche Noten aufgeschrieben und irgendwelche Stücke benannt und so (lacht) und dann haben wir halt irgendwelche Texte geschrieben und so weiter, aber letztendlich, ich glaub die M hat da noch ambitionierter Texte geschrieben, weil sie ja auch Englisch konnte und also wenn, wären das so Texte gewesen, so vielleicht im besten Fall dadaistische oder so Hubschraubereinsatz oder so was, aber sonst, das war, weil wir alle keine Instrumente gespielt haben“ (Zeile 915-923).

TE (m, 1962, Wien) war auch nie Mitglied einer Band, obwohl er gerne Schlagzeug gelernt hätte:

„Ich hätte einmal fast angefangen Schlagzeug spielen zu lernen, aber dann hat mein potentieller Schlagzeuglehrer sich den Fuß gebrochen und meine Eltern haben das gleich zum Anlass genommen dieses böse Übel von mir fern zu halten und das war mit zehn so zirka, weil da hat es einen Proberaum in der Pfarre gegeben damals, wo eine Band im Keller gespielt hat und da hab ich hie und da zuhören dürfen und der Schlagzeuge war recht nett und er ist auch mit irgendeiner Band irgendwann getourt, keine Ahnung, das ist schon sehr lange her und der hätte mir Schlagzeugunterricht gegeben, wahrscheinlich sogar um kein oder wenig Geld, das war aber einfach, ich hab keinerlei musikalischen Background oder Ausbildung

gehabt. Das wäre interessant gewesen als Bub, aber nein, nie Band“ (Zeile 1261-1274).

5.5 Konzerte

Für HG, CZ, KS und MS spielten Rock- und Popkonzerte überhaupt keine Rolle.

RR (m, 1953, Wien) erinnert sich an sein erstes Rolling Stones Konzert und die brutale Polizei:

„Ich kann mich erinnern, mein erstes Rolling Stones Konzert war 1969. 1969 beim ersten Stones Konzert ist noch die Polizei mit Stahlhelmen einmarschiert und hat die Leute gedögelt, die aufgestanden sind. Die haben sich in der ersten Reihe zweireihig aufgestellt in der Stadthalle, da waren 12 oder 13 000 Leute, damals war die Stadthalle ja noch kackevoll, also da haben sie ja oben, ich bin gestanden oben mit 16, das war 69, habe vor Regung gezittert und hatte das erste Mal das Gefühl von Ortega y Gasset „Den Aufstand der Masse“ im Körper gespürt zu haben und das war für mich ein ganz prägendes Konzert und dann die Empörung, wie der plötzlich, nur weil die Leute aufstehen, ist die Kieberei gekommen und hat die geschlagen, aber das hat sich dann natürlich alles in den nächsten Jahren total gegeben, da gab es ja in den 70er Jahren noch die Schlägereien mit allen möglichen Rockstars, da war Roxy Music (...) im Konzerthaus, das ist ja dann irgendwie, hat sich aber dann, da war Zilk, glaube ich, auch sehr einflussgebend, die Polizei immer mehr zurückgezogen, weil zuerst sind die ja bei den Konzerten aufgetreten also wirklich mit Stahlhelmen und so, das war relativ arg. Bei den Stones 1969 auf jeden Fall waren sie noch und ich hab auch dann noch später bei ein paar Konzerten noch in den frühen 70er Jahren da auch die Polizeipräsenz bei Rockkonzerten, Popkonzerten sehr stark, ich glaube also, da ich bei Ö3 dann gearbeitet habe relativ schnell im Studio, hab ich also dann sehr früh sehr sehr viele Konzerte gesehen und da ist dann irgendwann dann plötzlich die Polizei weg, das muss in den späten 70ern gewesen sein“ (Zeile 257-279).

OB (m, 1952, Burgenland) erzählt von diversen Konzertbesuchen, wobei das Konzert der Rolling Stones 1967 sein erstes war:

„Ich war dabei beim legendären Hyde Park Konzert der Rolling Stones, das war am, ich glaube am 3. Juli 1969, da war ich eben einer von diesen 300 oder 400 000 Menschen, war ein free concert. Ein Meilenstein überhaupt der Rockgeschichte (lacht), wo ich mit 16,5 Jahren dort war. Ich bin regelmäßig rüber gefahren, bis heute noch und bin auch ein regelmäßiger Konzertbesucher bis heute noch und mein erstes Konzert war am 2. April 1967 in der Wiener Stadthalle. Das waren auch die Rolling Stones“ (Zeile 266-282).

Außer den Konzerten der Rolling Stones in Wien und London erzählt OB auch noch von anderen Konzerten in Wien, die ihm sein Vater finanzierte:

„Da bin ich ein paar Mal mit Unterstützung meiner Eltern, die nach Wien gefahren sind Erledigungen zu machen, Einkäufe, zu sehr guten Konzerten gefahren wie Led Zeppelin zum Beispiel im Konzerthaus. Die Konzertkarten hat der Vater bezahlt. Damals waren die meisten Konzerte im Konzerthaus“ (Zeile 294-317).

Die ersten Rock-Konzerte, die WSc (m, 1953, Steiermark) besuchte, waren vorwiegend von steirischen Bands:

„Meine ersten Rock-Konzerte waren primär steirische Bands, so wie Hide&Seek, dann aus Wien Novak's Kapelle, dann Slaves hab ich einmal kurz gesehen, da war ich ganz jung, das hab ich nicht ganz kapiert, weil die waren auch sehr hart, das war mir damals schon ein bisschen zu wild. Novak's Kapelle war zwar noch wilder aber das war genau mein Geschmack. Naja, und das waren die ersten österreichischen Konzerte und dann hab ich in Wien einmal gesehen die Edgar Broughton Band war da einmal und die Groundhogs hab ich da gesehen. Zu den Stones hab ich nicht fahren dürfen im 65er Jahr, weil da war ich erst 13 (lacht)“ (Zeile 442-450).

DS (w, 1958, Steiermark) gibt an als junge Frau „100e, 1000e“ Konzerte gesehen zu haben. Die ersten Konzerte waren folgende:

„Also eines meiner ersten Konzerte war Emerson, Lake & Palmer, da war ich 15, da bin ich nach Graz gefahren. Dann Patti Smith hab ich 79 gesehen, Roxy Music 78, David Bowie 79, dann Novalis, das war so eine deutsche Band, das hab ich auch noch in der Steiermark gesehen, die haben so Krautrock gemacht. Ja, das waren meine ersten Konzerte“ (Zeile 876-881).

CZ (m, 1950, Wien) ging in seiner Jugend „wenn dann äußerst selten (auf Konzerte), es war nichts zentrales, aber ich will es nicht ausschließen. Es ist nicht in bleibender Erinnerung lebendig“ (Zeile 882-885).

Bei MB (m, 1954, Wien) war genau das Gegenteil der Fall. Er ging sehr viel auf Konzerte und es macht den Eindruck als würde er sich an alle erinnern:

„Es war alles interessant, was irgendwie auf der Bühne war. Ich war ja dann, ab der 5., 6. (Klasse) auch dann immer auf Konzerten. Also alles was ich da gesehen hab, das waren die Small Faces, Fleetwood Mac. Also alles was Rang und Namen, Jimi Hendrix, die hab ich alle gesehen. Ich hab nichts ausgelassen. Also ich hab so eine Latte an, ich hab kein Konzert ausgelassen, ja ich hatte oft nicht das Geld, aber es war nicht schwer reinzukommen. Da hatten wir unsere Tricks.

Fast alles war im Konzerthaus. Alle großen Popevents, ob groß oder klein, war alles im Konzerthaus, ab 67, die ganz großen Stones und so weiter, die mussten in die Stadthalle“ (Zeile 239-255).

MB erzählt auch noch von seinem ersten und von seinem schönsten Konzert:

„Mein erstes Konzert war, glaube ich, Small Faces, die Abschiedstour der Small Faces 1967. Ich kann mich noch erinnern, alle haben sich aufgeregt, dass sie nicht Lazy Sunday gespielt haben. Das war ihr großer Hit“ (Zeile 283-287).

„Eines meiner schönsten Konzerte, das muss gewesen sein, ich weiß nicht, so 1968 Fleetwood Mac, noch die alte Besetzung, lang noch bevor diese große mit den 2 Damen, als die sie berühmt geworden sind, sondern die Blues Band, die haben, ich kann mich erinnern, bis Mitternacht gespielt. Ich glaub, die haben begonnen um 9 Uhr, waren auch wieder Vorbands, die haben 3 Stunden, es war schon Licht, die wollten schon alle gehen die Saalordner und die haben noch eine Stunde gejammt, das war damals üblich, die Jam Session. Das haben in Amerika die Blues Bands gemacht, wie zum Beispiel der Jerry Garcia mit Grateful Dead, die haben bekannterweise 4, 5 Stunden, aber das hab ich in Wien das erste Mal gesehen mit Fleetwood Mac, das die so ewig lang gespielt haben. Die haben nicht aufhören wollen. Das war für mich eine Sensation, also ich war so begeistert von dem Konzert, weil das, nicht nur wegen der Länge, sondern weil die einfach so gern und freudig musiziert haben“ (Zeile 333-358).

„Etwas irrsinnig Schönes war das Isle of Wight Konzert, das hab ich gesehen 1970“⁶⁶ (Zeile 653-654).

MB spricht von einer starken Prägung durch diese ersten Konzerte:

„Aber das hat mich natürlich alles sehr geprägt diese ersten Konzerte. Das (Isle of Wight) war das erste, riesige Rock'n'Roll Konzert, da waren 200 000 bis 300 000 Leute. 1970 hat es in Österreich kein Festival gegeben. Es gab große Konzerte in der Stadthalle 5-6 Mal pro Jahr. 1973 gab es dann wieder die Stones, kann ich mich erinnern, aber große Konzerte das gab es nicht“ (Zeile 755-764).

CW (w, 1945, Wien) ging als „junge Jugendliche“ nicht in Konzerte, sondern erst ab zirka 22 Jahren:

„Später erst habe ich mir im Konzerthaus, die eigentlich geholt haben, alles was gut und teuer war, hab ich mir so 1967, 68 dann angehört schon die Jazzer, wie sie da waren. Ich hab den Oscar Peterson, den Duke Ellington, die Juliette Gréco, Esther und Abi Ofarim, den Tom Jones, die Beach Boys hier gehört. Das war aber erst zu der Zeit, da bin ich dann durchaus schon allein immer weggegangen. Ich hab mir den Bécaud immer hier angehört, wenn er da war, der kam ja oft. Ich bin auch später dann noch zum Sinatra gerannt, wie er da in der Stadthalle gewesen ist und hab das Management vom Dean Martin genervt, weil ich immer gesagt habe, (in hysterischer Stimme) ich möchte wissen, wann er kommt. Ich will einen Platz haben. Er ist nie mehr gekommen. Das wäre mein Wunsch gewesen, einmal den Dean Martin in Las Vegas zu hören, also das ist ein unerfüllter Wunsch meines Lebens. Also da bin ich dann schon, aber so in Konzerte als junge Jugendliche eigentlich nicht“ (Zeile 1065-1079).

PW (m, 1950, Wien) erinnert sich zwar daran als Jugendlicher auf Konzerte gegangen zu sein, aber kaum mehr auf welche. Er bringt diesen Erinnerungsverlust mit übermäßigem Alkoholkonsum in Verbindung:

„Immer wenn ich auf Konzerten war, es ist zu 95% so gewesen, dass ich dann sternhagelvoll war. Das war ein Teil des Konzertes“ (Zeile 1017-1021).

⁶⁶ mehr dazu siehe Thema/Unterkapitel „Auslandsaufenthalte“

5.6 Medien als Musikaninformanten

Für MB war Musik mehr als ein Hobby. Er investierte viel Zeit und Geld in diese Leidenschaft und ging ihr sehr ernsthaft nach. Medien spielten in diesem Zusammenhang, wie für viele andere Interviewpartner_innen auch, eine wesentliche Rolle, weil sie akustische (Radio), visuelle (Printmedien) und audiovisuelle (Fernsehen) Informationsquellen waren.

5.6.1 Radio

5.6.1.1 Die Ö3 Musicbox

Die Ö3 Musicbox wurde von 21 Befragten erwähnt und als besondere Radiosendung hervorgehoben.

Laut MB (m, 1954, Wien) gab es in Wien nur die Musicbox, die von 15 bis 16 Uhr auf Ö3 lief. „Das war damals so 1968, 69, 70, das war eine neue Sendung innerhalb von Ö3. Ö3 ist 1967 gegründet worden und da haben sie gesagt, sie müssen auch etwas für etwas anspruchsvollere Jugendliche machen, für intellektuellere Jugendliche, da war halt dann diese Musicbox von 3 bis 4. Und da hat man dann halt über aktuelle Musiksachen erfahren, das war das Einzige, die einzige Leiste eigentlich“ (Zeile 116-121).

Die Familie von CZ (m, 1950, Wien) hatte keinen Fernseher. „Wir hatten nur ein Radio. Ich hab sehr viel Radio gehört vor allem Musik. Die Hitparade sehr intensiv verfolgt, also das ist schon dieses Dazugehören. Auf Ö3. Das war damals die Zeit der „Musicbox“, wo auch der Schüssel, der war mir schon damals nicht so, hat nicht wirklich dazugepasst zu den Musicbox Leuten der Wolfgang Schüssel. Der war einer der Sprecher. Der war einer der ersten bei Ö3. Aber andere haben mehr aus ihrem Herz gesprochen“ (Zeile 277-290). „Die Musicbox hatte auch so ein bisschen einen weltanschaulichen Jugend-, das war noch nicht so, es war schon kommerziell, aber nicht so kommerziell, das war irgendwie der erste Aufschrei von Leben“ (Zeile 310-312).

Auf die Frage hin, ob sich EW (m, 1956, Oberösterreich) an spezifische Radiosendungen erinnert, die er in seiner Jugendzeit gehört hat, sagt er: „Die Musicbox. Das ist eigentlich die einzige, was mir wirklich so einfällt. (Die Sendung habe ich) immer wieder einmal (gehört), also nicht so ganz fix, wenn ich Zeit gehabt habe und ich glaub, das war eine Nachmittagssendung, wenn das am Nachmittag gelaufen ist, hab ich es halt einmal aufgedreht. Natürlich auch zu laut und mit Fight mit der Mutter, also, dreh ab den Scheißdreck. Nein, aber was sie genau gespielt haben, weiß ich nicht mehr. (Besonders daran war), dass es mir eigentlich gefallen hat, dass mich die Musik eigentlich angesprochen hat und ein gewisser Teil war natürlich auch wichtig, Auflehnung gegen die konservative Gesellschaft“ (Zeile 174-191). „Bei der Musicbox, wenn ich so hin spüre, da kann ich mich schon erinnern, das hat mich oft interessiert also hab ich gewusst, da muss ich wieder einschalten. Ja und auch, es war auch dazu, wir haben ja etwas Verbotenes getan. Die Eltern waren ja eigentlich eher dagegen“ (Zeile 561-565).

Beliebt war die Musicbox bei vielen Schülerinnen und Schülern, die am Nachmittag frei hatten. Jugendliche, die arbeiten mussten, konnten die Musicbox schwer hören: CL (m, 1960, Wien) gibt an die Musicbox nicht gehört zu haben und vermutet dafür zu alt gewesen zu sein. Als ich ihm sage, dass die Musicbox 1967 begonnen hat und zwischen 15 und 16 Uhr ausgestrahlt wurde, wird CL klar, dass es einen anderen Grund dafür gab, warum er die Sendung nicht kannte: „Ja, aber 3 bis 4, da waren wir alle arbeiten oder irgendwo und das heißt du hast es wahrscheinlich nicht gehört. Weil Treffpunkt Studio 4 das war um 22 Uhr, das haben wir sehr wohl gehört“ (Zeile 853-857).

HG (m, 1939, Linz), der damals als Programmarcher für die Jugendsendungen verantwortlich war, definiert die Zielgruppe der Musicbox: „Es war eigentlich ein Programm für intelligente Mittelschüler und aus dem Grund haben wir auch dann, die Musicbox, nicht Ö3, und aus dem Grund haben wir dann in Ö3 eine zweite Sendung etabliert, das war 1974, die hat dann geheißen Minibox. Das war ein täglicher Ableger von der Musicbox, wo aber dezidiert eine andere Zielgruppe angedacht war, die nicht am Nachmittag zu Hause sitzt und Aufgaben macht und dabei Musicbox hört, sondern die halt arbeitet, aber am Abend Zeit hatte vielleicht zu hören, das war schon ein bisschen eine, fast möchte ich sagen, pädagogische Aufgabe, nämlich auch politische

Inhalte, Sendung für Lehrlinge, Rechte des Lehrlings, Sexualität, also alles was mit Jugendpädagogik im kritischen, politisch guten Sinn verbunden werden kann, das haben wir dort versucht, hat aber auch dann einige Zeit lang gehalten. Ob diese Trennung sinnvoll war, hier die studierenden und da die arbeitenden Jugendlichen, das würde ich heute ein bisschen bezweifeln, heute würde ich es wahrscheinlich nicht mehr so machen, weil jede Form der Apartheidisierung nicht gut ist“ (Zeile 422-440).

CA (w, 1969, Wien) bezeichnet die Musicbox als ihre Lieblingssendung auf Ö3: „Also ich hab natürlich dann, sobald ich es entdeckt hatte mit ungefähr 13 die Musicbox gehört, das war auch meine Lieblingssendung in Ö3 und da waren halt dann schon auch so Musiken, so New Yorker Geschichten, so Lydia Lunch und so, wobei ich dazu in echt ein bisschen zu jung war, ich kann mich noch erinnern 1983 sind Violent Femmes mit dem wunderbaren jungen Gordon Gano im U4 aufgetreten und ich bin vorm Radio gestanden und hab mir gedacht, scheiße, ich bin erst 13“ (Zeile 83-89). Keinen Zugang zur Musicbox fand SH (w, 1970, Wien): „Also ich kann mich daran erinnern, dass es die gab, aber da hab ich immer das Gefühl gehabt, ich bin ausgeschlossen, das ist ganz lustig. Das war eine Sendung, die mich nicht mitgenommen hat, sondern draußen lassen hat, weil ich das Gefühl hatte, es ist so spezialisiert, ich hab das Gefühl gehabt, da reden Leute in ihrem, quasi wie ein Fachdiskurs, reden über Sachen wo ich nicht anschließen kann, wo ich nicht mitkann und die Musicbox war für mich immer was ganz spezielles, auch von den Sprecherinnenstimmen und von der Musik, die sie dann gespielt haben (...) und dann hab ich das Gefühl gehabt, dass ist eine, weißt du eh, manchmal suggeriert so eine Sendung aufgrund ihrer Klänge einen ganz eigenen Raum und ich hab das Gefühl gehabt, dort bin ich noch nicht oder bin ich nicht oder das ist so ein Erwachsenenformat, da hab ich mich nicht angesprochen gefühlt. Also es hat mich irgendwie interessiert in seiner Fremdheit, aber gleichzeitig hatte ich das Gefühl, ich kann dort nicht anschließen, ich versteh nie ganz wovon die reden und dann kommt immer Musik, die mir auch zum Teil nicht gefallen hat oder mich nicht angesprochen hat und das ist das, was ich jetzt assoziiere. Also tatsächlich, ich hab das Gefühl gehabt, das schließt aus oder ab oder ist ein spezieller Raum, wo ich keinen Zugang hab“ (Zeile 815-851).

Selbst Ende der 1980er Jahre und Anfang der 1990er Jahre hatte die Musicbox noch einen besonderen Status bei musikinteressierten österreichischen Jugendlichen, wie TB, DK und TA zeigen.

TB (m, 1975, Wien) gibt an ab dem Alter von 14 Jahren viel Radio gehört zu haben. In diesem Alter entdeckte er auch die Musicbox: „Also ich hab viele Dinge gehört, die ich unglaublich spannend fand, aber die ich überhaupt nicht verstanden habe, das war irgendwie, das ist die Musik der coolen Erwachsenen sozusagen, die jetzt sicherlich keinen Schlager hören oder auflegen würden, aber das war halt irgendwie so Musik, die ich noch nie zuvor gehört hatte, also ich glaub, ich hab da zum ersten Mal was von John Zorn gehört oder so, also Sachen, die mir halt wirklich ganz weit weg waren oder die in diesem Feld, das ich auch noch überhaupt nicht beschreiben konnte, waren zwischen was ist E-Musik und dem was ist Pop, also dass diese klassische Unterscheidung nicht mehr gilt, ich glaub, das hat die Musicbox mit irgendwie verständlich gemacht ohne dass ich es wirklich bewusst hatte, ich glaub, es war eher was gefühlsmäßiges, aber es war immer so als würde ich so, vielleicht war es wie eine Sendung von einem Geheimclub oder so. Da gehört man dazu, das war so eine Coolnesssache, ja, ich glaub, ich hab da ganz viele Sachen, die ich nie zuvor gehört hatte, Namen und auch Musik, wo ich mir gedacht habe, das ist ein ganzes Universum, das ich noch überhaupt nicht kenne“ (Zeile 167-183).

DK (m, 1975, Linz): „Wichtig medial war auf alle Fälle im Radio die Musicbox, weil die mitten im Mainstream auf Ö3 eine Sendung gehabt hat, ich kann mich erinnern an 15 bis 16 Uhr jahrelang, wo quasi unsere Musik gespielt worden ist, Go-Betweens, Pixies, das war auch eine Musicbox-Kassette, die haben einen Song der Minutemen gespielt, das hat mein Bruder aufgenommen und den hat er 100 Mal gehört und das hat mein Interesse so angestachelt und Firehose meine erste selbstentdeckte Band war eben eine Nachfolgeband der Minutemen und so gesehen ohne Musicbox vielleicht wäre ich nie draufgekommen“ (Zeile 598-605).

TA (m, 1980, Steiermark): „Naja auch diese Musik, die man sonst nirgends gehört hat. Das war eigentlich sehr interessant. Ich glaub, ich hab da das erste Mal, ja das muss eh so 87, 88 schon gewesen sein diese ersten Hip Hop Geschichten, die so KRS-One und so ja, das ist dort auch gelaufen. Weil schon auch immer das Radio eigentlich gelaufen

ist, wenn man jetzt nicht gerade irgendwas anderes gemacht hat oder eine Platte gehört hat, ist schon Ö3 gelaufen. Es war eher die Musik im Vordergrund auf jeden Fall beim Hören der Musicbox“ (Zeile 741-755).

5.6.1.2 Radio Luxemburg

Abgesehen von der Musicbox auf Ö3 zwischen 15 und 16 Uhr hörte MB (m, 1954, Wien) am Abend sehr viel Radio Luxemburg. „Da hab ich immer die englische Hitparade gehört, da hast du schon mal die wichtigsten neuen Sachen gehört, also das war immer sehr abwechselnd RTL war immer Kommerz und nicht Kommerz, es war ziemlich durchgemischt. Das war Ö3 noch nicht, das war wirklich nur Musicbox. Also was man heute auf Ö3 spielt, war damals Avantgarde eigentlich. Rockmusik ist eigentlich kaum gespielt worden auf Ö3“ (Zeile 127-134).

Auch OB (m, 1952, Burgenland) und DG (w, 1963, Wien) erwähnten die Hitparade auf Radio Luxemburg.

5.6.2 Printmedien

5.6.2.1 Bravo, Rennbahn Express und andere Zeitschriften

Bravo wurde sehr unterschiedlich beschrieben. Manche Interviewpartner_innen sprachen der Jugendzeitschrift eine durchaus wichtige – nicht zuletzt auch aufklärerische – Funktion zu, andere bezeichneten sie abwertend als Schmudelblatt.

HG (m, 1939, Linz) erwähnt das Printmedium Twen und grenzt sich von Bravo ab: Twen war „ein wichtiges Printmedium, weil es war keine Musikzeitschrift, weit davon entfernt, aber es hat eine völlig neue Ästhetik gehabt. Also hervorragende Fotos und hat dann den Geist vermittelt, der einfach ein bisschen einen größeren Horizont gehabt hatte. Eine deutsche Zeitung, aber Bravo war ja auch eine deutsche Zeitung, die hat man natürlich auch hier gelesen. Bravo haben wir immer eher verachtet, das war eher das Schmudelblatt, aber Twen, das war, das hat auch einen intellektuellen

Anspruch gehabt und das hat Unterhaltung auch mit Literatur, mit guten Reportagen usw. verbunden. Das war so eben Anfang der 60er Jahre“ (Zeile 72-86).

CW (w, 1945, Wien) bezeichnet Bravo aus heutiger Sicht als schrecklich: „Wir haben gelesen, wenn wir ein Geld gehabt haben das schreckliche Bravo, natürlich hat schon zur Jugendkultur gehört. Ja, das hat schon, die Eltern haben das gar nicht geschätzt, dass man Bravo gelesen hat, aber da gab es ja diese Starschnitte, da konnte man ja die Leute, jedes Mal gab es ein Stückl und die hat man dann in Lebensgröße irgendwohin pappen können“ (Zeile 953-959).

CZ (m, 1950, Wien) hat sich manchmal ein Bravo gekauft, aber in erster Linie wegen der geschlechtsspezifischen Informationen: „Da hab ich mir einige Hefte gekauft, das war auch eine große Errungenschaft, dass ich es nicht durfte, aber es war schade ums Taschengeld, so viel hatte ich nicht und jedes Heft, das bringt einem eh nichts, aber irgendwie war das doch wichtig das auch zu lesen, was da drinnen steht. Auf der einen Seite alles mit Musik und Hitparade und auf der anderen Seite diese geschlechtsspezifischen Dinge, wie küss ich ein Mädchen oder wie kann ich mir ein Mädchen aufreißen, das hat zwar nie funktioniert, aber es war wichtig, weil es auf der Titelseite gestanden ist und wenn man sich schon ein Heft kauft und nicht das Geld hat um jedes zu kaufen, dann wartet man bis so ein interessanter Artikel kommt, weil über die Hitparade oder ein Bild von den Beatles ist eh immer drinnen, aber wie man ein Mädchen küsst, das ist schon interessant. Aber es ist ein Zeichen von Verklemmtheit und Intellektualität“ (Zeile 316-331).

PW (m, 1950, Wien) hatte als Jugendlicher kein Interesse an Bravo: „Auch so Zeitschriften wie Bravo oder so, das hab ich ja nie angeschaut. Das hab ich jetzt, vor 10 Jahren oder so, hab ich mir das aus Interesse einmal angeschaut, aber früher, das war überhaupt nichts so Jugendzeitungen oder so Jugendsendungen, das war mir zu kindlich“ (Zeile 523-530).

Auch KS (m, 1950, Oberösterreich) interessierte sich nicht für Bravo: „Ja, das sagt mir schon was. Das ist eine Jugendzeitung. Gekauft hab ich sie mir auch schon, aber

ehrlich gesagt nie was anfangen können damit, nie so interessiert, gibt es aber jetzt noch“ (Zeile 1056-1059).

Für MS (m, 1952, Wien) war Bravo in den 1960er Jahren „das Leitmedium“ (Zeile 478): „Ich hab mir die Beatles angeschaut als Beispiel“ (Zeile 502).

RR (m, 1953, Wien) hingegen hat das Bravo nie gefallen: „Ich weiß nicht, es war zu blöd. Und sogar was der Doktor Sommer geschrieben hat, was man tun soll, hat mich schon nicht interessiert“ (Zeile 495-498).

OB (m, 1952, Burgenland) gibt an im Alter von 12 bis 14 Jahren Bravo und Pop gelesen zu haben: „Jugendzeitschriften hat es Bravo gegeben, da hab ich noch immer so alte Exemplare zu Hause, schon alleine wegen den Fotos. Und dann hat es, glaube ich, ein Schweizer Magazin gegeben, das hat Pop geheißen und Pop Foto, ich weiß nicht, wann der Musikexpress gekommen ist und später dann Sounds und Spex“ (Zeile 618-627).

DS (w, 1958, Steiermark) und WSc (m, 1953, Steiermark) betonen die Bedeutung von Musikzeitschriften, erwähnen aber keine Jugendzeitschriften: „Die Informationen haben wir uns eigentlich selbst angeeignet durch Musikzeitungen oder, ja, damals hat es eh noch kein Internet und nichts gegeben. Musikexpress, Sounds, was war dann noch? Da hat es das englische, ah das deutsche Underground gegeben und andere auch. New Music Express haben wir damals auch schon gehabt. Trouser Press und so amerikanische Zeitungen. Das haben wir schon alles gehabt damals. Und da haben wir uns halt informiert. Das Sounds war eines der wirklichen, das war sehr gut (...). Und da hast du dir wirklich Rezensionen durchgelesen und da hast du dir dann schon, da waren immer Vergleiche und so weiter drinnen. Der W. hat die alle noch heute Zuhause gesammelt“ (Zeile 158-189).

MB (m, 1954, Wien) erwähnt das Bravo: „Was wir gelesen haben, war gelegentlich das Bravo, aber das war ja auch eigentlich in Wahrheit keine Information über Popmusik, weil das was Bravo geschrieben hat, hab ich 2 Wochen vorher schon im Melody Maker gelesen oder im New Musical Express, aber das war einfach. Die Mädchen haben halt das Bravo gehabt, oder es ist halt herumkursiert das Bravo, aber

das ich da irgendwas über Popmusik gelesen hab, was ich noch nicht gewusst habe. Ich hab es natürlich angeschaut“ (Zeile 1002-1009).

MB gibt an sich Zeitungen wie „Melody Maker, New Musical Express“ gekauft und gelesen zu haben um sich auszukennen, weil es in Wien „eigentlich nicht sehr viel gegeben“ hat (Zeile 109-111). MB kaufte sich die Zeitschriften regelmäßig beim Trafikanten am Stadtpark. „Dort war unser Würstelstand, das war unser Treffpunkt, da sind wir Stunden gesessen und haben mit dem Würstelstandmann dort gesprochen und daneben war ein Zeitschriftenhändler, der hatte eben Musikzeitschriften, da hab ich immer gewartet, spannend, jede Woche New Musical Express und Melody Maker. Das hat ja, ich weiß nicht mehr wie viele Schillinge das gekostet hat, aber manchmal hab ich mir beide gekauft, manchmal eines von den beiden. Aber regelmäßig, ich wollte ja immer am Laufenden bleiben“ (Zeile 1151-1161).

PV (m, 1955, Wien) bringt seine ablehnende Haltung Bravo gegenüber ausdrucksstark auf den Punkt: „Das hat mich überhaupt nicht interessiert, weil ich natürlich Rennbahn Express Mann war. Das war komplett eine andere Welt. Das war die Gegenwelt. Bravo war das, was wir verlassen wollten, bekämpfen wollten und was Oasch war. Das ist verblödend und das ist nicht emanzipatorisch, das bringt keinen Jugendlichen wirklich weiter. Bravo ist dümmlich. Der Rennbahn Express war zwar kommerziell, aber er hat durchaus über die wilden Bands auch geschrieben. Bravo war, ich weiß nicht, überangepasst, da fallen mir gar keine Kategorien ein. Es war konservativ, das war rechts, das war bieder, das war kommerziell. Es war scheiße, ist es bis heute meiner Meinung nach. Insofern bin ich mir vielleicht treu geblieben“ (Zeile 1387-1405).

5.6.3 Fernsehen

5.6.3.1 Spotlight, Ohne Maulkorb, Okay, X-Large, Beat Club

Fernsehsendungen waren für die Befragten von weit geringerer Bedeutung als Radiosendungen.

HG (m, 1939, Linz) erwähnt die Sendungen Spotlight und Ohne Maulkorb. „Da gab es die Sendung Spotlight, die war eher brav (...). Ohne Maulkorb war eigentlich, da war die Musik bestenfalls der Salat dazu, die Zuspeise. Aber das Hauptgericht war dort schon Reportage, kritische Berichterstattung, kritische Themen, eher Wort, Musik eher weniger“ (Zeile 725-736).

Die Familie von CZ hatte keinen Fernseher, er erwähnte keine Fernsehsendungen. KS kannte zwar Ohne Maulkorb, es hat ihn aber nicht interessiert.

RR (m, 1953, Wien) und MS (m, 1952, Wien) nennen Spotlight, Ohne Maulkorb, Okay und X-Large als Sendungen für Jugendliche. Bei ihren Beschreibungen kommt aber keine Sendung wirklich gut weg. Spotlight fanden beide „mau“ (Zeile 1104). Ohne Maulkorb wird als „das versuchte Pendant zur Musicbox“ (Zeile 1131) bezeichnet. Okay „hat mehr Input gehabt“, „war breiter aufgestellt“ und „interessanter als Spotlight“ (Zeile 1144-1151). „Aber Spotlight war überhaupt nur wie der Dieter Thomas Heck und Vollplayback Auftritt unter so einer silbernen Kugel und da hat halt irgendeiner oder eine Frau was gesungen“ (Zeile 1155-1157).

OB (m, 1952, Burgenland) erwähnt den Beat Club als Beispiel für eine gelungene und Spotlight als Beispiel für eine misslungene Fernsehsendung für Jugendliche.

„Es hat dann im Fernsehen schon gegeben natürlich das aus Bremen vom, die Fernsehsendung ah, die war super. Da haben auch die ganzen englischen Bands gespielt. Da hat es sehr viele, jede Woche war das, über Jahre hinweg. Das haben wir immer geschaut mit Begeisterung. Eine halbe Stunde war das immer. Beat Club. Die haben Bands aus England eingeflogen und die haben ihre neue Single gespielt. Ich glaube am Anfang play back und dann live. Also wie die Stones Jumpin' Jack Flash herausgebracht haben, 1968, dann war das im Beat Club. In den 60er Jahren hat es (aus Österreich) nichts gegeben, nein. Dann hat es das uninteressante mit dem Peter Rapp gegeben, dieses Spotlight oder wie. Aber das war komplett uninteressant für mich, weil das gescherte Sendungen waren. Peter Rapp, der hat das nur gemacht, weil er einen Job beim ORF gehabt hat, denk ich mir einmal und nicht weil er von der Musik inspiriert war (lacht). Der hat auch keine gescheite Frisur gehabt, gar nichts. So geht es nicht. Und auch der Inhalt der Sendung, der war, das war dann natürlich eine

österreichische Sendung, österreichische Leute sind da vorgekommen, wie Ambros, Fendrich und so weiter“ (Zeile 663-737).

Auch WSc (m, 1953, Steiermark) erwähnt den Beat Club als die einzige brauchbare Fernsehsendung: „Dann haben wir den Beat-Club immer geschaut, da hat man dann gesehen, was weiß ich, Hendrix, Arthur Brown, schlimme Leute. (...) Den haben sie im Fernsehen gebracht“ (Zeile 701-728).

Laut MB (m, 1954, Wien) hat Fernsehen im Zusammenhang mit Musik in den 1960er und 1970er Jahre keine Rolle gespielt. „Das einzige Sensationelle war, ich hab die Beatles gesehen 1967, da war so eine Sendung über die ganze Welt, Friedenssendung oder irgendwas und da haben sie „All you need is love“ zum ersten Mal präsentiert. Und das war die Live Präsentation von dem Lied. Das hab ich irgendwann einmal gesehen im Fernsehen. Das wurde sicher ausgestrahlt ja, das war, wurde weltweit, das war irgendwie für einen guten Zweck die Sendung. Da hab ich sie schon gekannt und das war kurz nach Sgt. Pepper, war die Single „All you need is love“ und da singt auch der Mick Jagger mit und einige. Das war so mit Orchester“ (Zeile 2024-2038).

PV (m, 1955, Wien) fand das Fernsehprogramm „fad“, erwähnt dann aber Ohne Maulkorb: „Ohne Maulkorb, das war ähnlich wie mit der Musicbox nur nicht ganz so leiwand. Eine Jugendsendung. (Da ging es um) genau dieselben Themen wie in der Musicbox nur halt etwas braver. Es war ja nur einmal pro Woche, da waren mehr Aufpasser darauf und es waren auch nur 30 Minuten“ (Zeile 1197-1207).

Aus der Sicht von HR (m, 1964, Linz) gibt es über Fernsehen im Jugendalter nicht viel zu sagen, außer dass die Sendungen Spotlight und Ohne Maulkorb zu Konflikten mit den Eltern führten: „Spotlight mit dem Peter Rapp hat auch teilweise schon zu heftigen Kontroversen geführt im Haushalt. Was schauen wir uns an? Weil es ja nur einen Fernseher gegeben hat, wobei da eh sehr harmlose Leute aufgetreten sind, so Austropopper (lacht) und so. Und dann hat es eine Sendung gegeben, die war ein bisschen härter, glaube ich, Ohne Maulkorb hat die geheißen und da, ja das war dann irgendwie schon eher konfliktgeladen mit den Eltern“ (Zeile 888-894).

RK (m, 1967, Linz) zeigt sich auch schockiert von dem marginalen Angebot für Jugendliche im Fernsehen: „Das war ja, das ist ja ein Wahnsinn, es gibt ja nur Ohne Maulkorb und es muss vorher irgendein Format gegeben haben, aber Ohne Maulkorb war halt diese Grundmanifestation so was wie einer Jugendredaktion, die eben eine Unterscheidung zum Kind macht. Malen, basteln, formen und Ohne Maulkorb (lacht), anders kann ich es gar nicht sagen. (...) die waren dann schon eine Zeit lang relativ dran, da hat es dann auch so einen Film gegeben, wo die Chuzpe und der Wilfried vorgekommen sind. (...) Also es hat schon immer so Flackern gegeben, dass ab und zu was aufgetaucht ist oder so, aber ganz ganz peripher. Also mehr dann noch im Radio. Musicbox natürlich, die hab ich dann bald entdeckt“ (Zeile 1128-1156).

SH (w, 1970, Wien) kannte zwar Spotlight, hat es aber nicht als ihren Ort in Erinnerung: „Das hab ich wahrscheinlich nur noch in seiner Endphase mitgekriegt, aber ich glaub mich zu erinnern, dass ich das mochte und dass meine Eltern das angeschaut haben oder mitangeschaut haben Spotlight und die haben damals junge Bands vorgestellt und Peter Rapp mit fetter 70er Jahre Krawatte. Hab ich, glaube ich, mitgekriegt, war aber nicht mein Ort, da war ich zu jung dafür“ (Zeile 857-864). SH erinnert sich aber positiv an Okay: „Es gab eine Phase halbwegs brauchbare Jugendsendungen in Österreich und das war zuerst Okay, wo die Vera Russwurm damals Moderatorin war (schmunzelt), die ja heute noch aktiv ist, das war interessant und neu für mich, also die Art und Weise, wie die geredet haben, dass das junge Leute dort waren, dass die einen Platz gekriegt haben, dass die über Themen gesprochen haben und die Nachfolgesendungen waren nicht mehr ganz so gut wie Okay (...). Nachher (gab es) so was wie X-Large und für mich war das ein guter Mix, weil es sind zunehmend Musikvideos wichtig geworden. Ab Anfang, Mitte der 80er war das eine ziemliche Anfangsphase“ (Zeile 105-119).

DK (m, 1975, Wien) erzählt wie rar Musik selbst in den 1980er Jahren noch im österreichischen Fernsehen war: „Ich hab schon natürlich, weil es ja im Fernsehen nicht viel Musik gegeben hat, die großen 10 oder wie die Sendung geheißen hat, geschaut. Das war, glaube ich, eine Chartssendung vom Udo Huber präsentiert. Ich kann mich noch an Kunststücke erinnern, wo man dann zum Beispiel einen Tom

Waits Konzertfilm hat sehen können oder vielleicht ist einmal Woodstock gezeigt worden“ (Zeile 578-598).

5.7 Tanzen

Für einige wenige Befragte spielte das Tanzen in der Jugend eine zentrale Rolle. Es waren hier vor allem die Frauen, die angaben gerne getanzt zu haben. In 19 Interviews kommt das Thema „Tanzen“ gar nicht vor.

CA (w, 1969, Wien) fand, „was echt schon sehr schön war am Fortgehen ist das Tanzen, das ist halt super, weil ich hab immer gern getanzt, immer und auch wenn du zu einem guten Lied und du hast eine Gruppe von Menschen und die sich in diesem Rhythmus bewegen und diese Vereinigung dieser Gruppe mit diesem Lied, das ist schon sehr super und du trittst vor die Tür und rufst aus, es ist ja schon hell, das ist so super, das ist echt sehr gut und du hast es lustig und machst Blödsinn“ (Zeile 1236-1242).

CL (m, 1960, Wien) beschreibt Wien 1975 als verschlafenes Dorf, wo es schwer war jemanden kennenzulernen. Tanzen beschreibt er nur als Möglichkeit eine Frau kennenzulernen: „Diese Tanzereien, wo mein Vater meine Mutter kennengelernt hat, die hat es ja nicht mehr gegeben. Da hat halt eine Band gespielt, so eine Big Band und es gab eine Tanzerei und am Samstag ist man da halt hingegangen und dann hat man halt die eine oder andere Dame aufgefordert. So konnte man jemanden kennenlernen. Nichts anderes wie heute eine Disko. Aber dann hat es eine Zeit gegeben, wo es gar nichts gab. Da war gar nichts. Weil tanzen auf diesem Niveau wollte eigentlich kein Junger mehr. Einen Quickstep oder so. Das wollte keiner mehr. Diskos hat es sehr wenige gegeben, musste man sich auch leisten können. Diese Übergangszeit war sehr hart“ (Zeile 342-356).

DG (w, 1963, Wien) ist zwar weggegangen, aber nicht um zu tanzen. Kollegen von ihr legten im U4 auf „und da bist du einfach hingegangen, aber eben auch da wieder nicht zum Tanzen sondern halt zum mit ihnen im Kabäuschen sitzen und tratschen und trinken und halt so Musik hören“ (Zeile 460-463).

EW (m, 1956, OÖ) sagt ganz bestimmt: „Ich hab nicht getanzt“ (Zeile 1169).

HL (w, 1960, OÖ) erzählt, dass sie die Musik von David Bowie, den Rolling Stones und Lou Reed gerne hörte: „Die haben mir einfach so von der Musik her so gut gefallen. Die hab ich einfach in der Diskothek gehört. Ich hab gern getanzt und die sind mir einfach so ins Ohr gegangen“ (Zeile 301-303).

JJ (m, 1972, Bremen, D) haben die Dinge, die für viele Jugendliche zum Weggehen dazugehören, nicht interessiert: „Das hat alles nicht richtig funktioniert und also mich anzusaufen hat mich auch nicht interessiert und tanzen hat mich nicht interessiert und das hat mich alles schon komisch gemacht, aber das ist halt so ein Lernprozess“ (Zeile 531-534).

Für KS (m, 1950, OÖ), der die Texte englischsprachiger Lieder nicht verstehen konnte, stand der Rhythmus im Vordergrund. „Das Herumhopseln, das hat mir, hat uns, allen Jungen, da bin ich nicht alleine, das hat uns gefallen. Wir sind nur herum gesprungen und das war super“ (Zeile 776-782).

MB (m, 1954, Wien) erzählt davon, dass er auf Parties total gut „tanzbare Musik“ (Zeile 2221) auflegen kann, aber davon, dass er selbst getanzt hätte, spricht er nicht.

TB (m, 1975, Wien) musste sich vor dem Tanzen Mut antrinken: „Ich hab ein Bier getrunken und dann hab ich mich halt getraut zu tanzen vielleicht auch ja. Ich bin sicher so Freitag, Samstag auch irgendwie ausgegangen, U4 Klassik hieß der Club sozusagen, der auch, glaube ich, wöchentlich war und das fand ich für mich ganz tanzbare Musik, also dann Soft Cell oder so“ (Zeile 609-627).

VK (w, 1975, Wien) bezeichnet sich selbst als „Tanzmaus“: „Ich bin eine Tanzmaus, für mich war immer wichtig, dass die Musik gut war. Damals war es halt die typisch U2 und ich glaub, Simple Minds waren auch in und Police und die Sachen, also es musste ein bisschen getanzt werden können. Was natürlich immer die Mädchen übernommen haben, die Burschen waren da eher immer zurückhaltend, Mädchen haben immer zuerst getanzt und in der Sekunde, wo eigentlich U2 „Sunday

“bloody Sunday“ aufgelegt wurde, waren die Burschen auch dabei und dann war alles gut sozusagen“ (Zeile 299-308).

WSm (m, 1956, Salzburg) sagte, dass Frauen besser tanzen konnten als Männer: „Tanzen, das war wieder absolut, da sind die Frauen, die Mädels weggefahren im Vergleich zu uns einfach auch von der Bewegungsmöglichkeit und Art ja. Ich finde es einfach meistens viel schöner Frauen tanzen zu sehen als Männer. Es gibt natürlich auch fantastische männliche Tänzer, aber die overacten dann meistens schon wieder und overstylen, so sehe ich das. Tanzen war damals auch eine wichtige Sache“ (Zeile 2028-2036).

CW (w, 1945, Wien) nahm Tanzstunden in der Tanzschule Elmayer: „Das musste schon sein, Tanzstunde und dann ist man halt gegangen, der Elmayer hatte ein sogenanntes Kränzchen noch immer am Faschingsdienstag, das allerdings in den Sophiensälen und das war recht lustig und dann habe ich angefangen, ich glaube in der 7. oder so was schon auf den ersten Ball zu gehen und hab dann auch Bälle eröffnet, also mit dem weißen Kleid und so und hab das sehr genossen das Einziehen zur Fächerbolognese, war schon was in der Hofburg in den großen Saal einzuziehen zu der Musik von der Fächerbolognese, die ja wirklich wunderschön ist, das war schon was, das hab ich eigentlich ganz gern getan“ (Zeile 689-697). „Walzer war für mich immer was ganz besonderes. Das ist für mich so wie klassische Musik, also das ist etwas, Kaiserwalzer zu hören oder eh auch gut dirigierten Donauwalzer zu Neujahr, das ist, da fühlt man sich als Wienerin schon sehr betroffen von dem Ganzen. Das gibt so ein Heimatgefühl. Es gibt Musik, die ein Heimatgefühl vermittelt und das sind Walzer ganz sicher“ (Zeile 753-757).

RR (m, 1953, Wien): „Also ich war nie so ein begeisterter Tänzer, also ich bin ja auch nicht weiter in solche Diskotheken gegangen“ (Zeile 254-256).

5.8 Rhythmus und Songtexte

Für die überwiegende Mehrheit der Interviewten standen Rhythmus, Gefühl, Intuition im Zusammenhang mit englischsprachiger Rock- und Popmusik im

Vordergrund. Nur einige wenige Befragte gaben an Songtexte verstanden oder übersetzt zu haben.

Auch wenn HG (m, 1939, Linz) nicht als großer Fan von englischsprachiger Rock- und Popmusik bezeichnet werden kann, sondern beruflich damit in Berührung kam, gibt er an, dass englischsprachige Texte eine Rolle spielten:

„Natürlich, ich hab zwar sauschlecht Englisch gekonnt, ich kann es noch immer sauschlecht, weil das war bei uns nicht wichtig, dafür hab ich 6 Jahre Altgriechisch gelernt, nur mit denen kann ich mich heute nicht verständigen. Aber der Text hat schon eine Rolle gespielt, weil man das Gefühl gehabt hat, das sind nicht die Tralala-Texte „heute abend gehen wir schwimmen“ oder irgend so was, sondern da war ja alles drin, Sozialkritik, Systemkritik, aber auf eine unglaublich vornehme, unglaublich gescheite, intellektuelle Art“ (Zeile 133-141).

CZ (m, 1950, Wien) gibt an, dass für ihn „das Feeling“ (Zeile 586), das durch die Musik vermittelt wurde im Vordergrund stand, nicht die Texte. „Ich hab mir 1, 2 Sätze herausgesucht, die ich verstanden hab, mehr hab ich eh nicht verstanden und wenn mich die angesprochen haben, dann war das Lied eben wichtig und das hat auch gereicht (...). (Die Texte) waren für mich nicht zugänglich oder ich hab mich nicht, vielleicht stand auch in den Bravoheftln einmal was darüber, aber ich, wenn ich was in Erinnerung hab, dann eher dieses Defizit, dass ich eigentlich die ganzen Texte nicht versteh und manchmal, wenn ich drauf komme eher enttäuscht bin vom Text und ja, dann ist es eh besser, wenn ich sie nicht versteh. Das war aber nicht wirklich ein Problem“ (Zeile 563-584).

Auch KS (m, 1950, OÖ) sagt, dass er den Inhalt englischsprachiger Lieder nicht verstand, „aber der Rhythmus hat uns so getaugt. (...) Das Herumhopseln, das hat mir, hat uns allen, allen Jungen, da bin ich nicht alleine, das hat uns gefallen. Wir sind nur herum gesprungen und das war super“ (Zeile 772-782).

PV (m, 1955, Wien) bringt es kurz und prägnant auf den Punkt: „Ich glaub, ich versteh die Liedtexte bis heute nicht“ (Zeile 819).

Auch EW (m, 1956, OÖ) gibt an „das Wenigste“ (Zeile 577) verstanden zu haben, aber das Besondere an der englischsprachigen Musik war für ihn ohnehin „der Rhythmus“ (Zeile 582).

CL (m, 1960, Wien) befindet: „Die Texte waren völlig unbedeutend“ (Zeile 604). Er spricht im Zusammenhang mit einem Konzert von Pink Floyd vom Empfinden: „Wenn du ‚Shine on you crazy diamond‘ live gesehen hast und empfunden hast (...)"

DS (w, 1958, Steiermark) sagt: „Ja, die Texte hat man schon verstanden, aber natürlich nicht so, wie wenn du jetzt ein Engländer bist. Das ist ja generell jetzt noch immer so“ (Zeile 809-810). Auch wenn man die Texte zum Teil verstehen konnte, standen sie nicht im Vordergrund: „Man geht da mehr nach dem, das spürst du einfach, nach der Intuition“ (Zeile 812).

Auch WSc (m, 1953, Steiermark) streicht die Bedeutung der Musik hervor: „Je schneller, je härter, desto besser“ (Zeile 803-804).

Für OB (m, 1952, Burgenland) spielten die Texte überhaupt keine Rolle. „Es ist um, man hat im Prinzip gar keinen Text gebraucht, es ist um die Kraft der Musik gegangen und was da rausgekommen ist. Es ist nicht primär um die Aussage gegangen. Das ist bis heute so im Prinzip. Ich mein, sicher werden Gefühle ausgedrückt oder politische Statements hin und wieder abgegeben und so weiter, aber das war nicht das Primäre, nein (...). Mit 14, 15 sitzt man nicht dort und tut Text interpretieren. Da hört man einen Riff aus dem Radio, dann die Stimme und dann geht es dahin, also das berührt einen emotional als Musikfan und, wie soll ich sagen, das macht ein gutes Gefühl. Natürlich kriegt man die Texte auch mit, also schon alleine der Song von den Who damals My Generation und so, sicher (...) Aber du wirst überhaupt niemanden finden, der in den 60er Jahren wegen den Texten sich mit Musik beschäftigt hat, das glaub ich nicht, außer er will sich selber wichtig machen“ (Zeile 385-426).

MB (m, 1954, Wien) war eine Ausnahme, was die Auseinandersetzung mit Texten englischsprachiger Lieder betrifft. „Die Texte haben mir immer mehr gefallen, desto besser ich Englisch konnte“ (Zeile 165-166). Auf die Frage, ob MB die englischen Texte verstanden hat, antwortete er selbstbewusst mit „natürlich ja“ (Zeile 608). MB

gibt an, dass sein Englisch „ganz gut“ (Zeile 610) war, „aber es ist besser geworden nachdem ich ein halbes Jahr in Amerika war. Überhaupt ab dem ich 18 war, hab ich wesentlich mehr verstanden natürlich. Es gab kein Wikipedia, wo du nachschauen konntest, es war wahnsinnig schwierig, es gab keinen Übersetzer, wo du nachschauen konntest was eine Slangbedeutung ist, es war wahnsinnig schwierig da Übersetzungen zu machen. Ich kann mich erinnern, ich hab manchmal da auch Übersetzungen für die Musicbox gemacht usw. und da hab ich dann öfter einen Engländer angerufen usw. was kann das wohl bedeuten. (...) ab 70, 71, hat es sich dann eingebürgert, dass in besseren Platten, wo gute Texte waren, auch die Songtexte abgedruckt waren. Das hat es früher nicht gegeben. Früher war eine weiße Hülle meistens. Also da war das Cover, dann eine weiße Hülle, in der war die schwarze Schallplatte drinnen. Das wars“ (Zeile 610-631).

Auch für HZ (m, 1960, OÖ) war eine Auseinandersetzung mit englischsprachigen Texten von Bedeutung. „Mit den Beatles auf jeden Fall, mit den Stones auch, ich mein, das sind dann schon Sachen gewesen, die man nicht so verstanden hat. Aber grundsätzlich hat man schon versucht ein bisschen in den Text auch hineinzuhören natürlich. Früher war es ja so, dass jede Langspielplatte, die man im Original gekauft hat, den Text dabei gehabt hat und dann hat man es halt mit dem Wörterbuch irgendwie versucht, so gut wie möglich zu übersetzen“ (Zeile 960-972).

TB (m, 1975, Wien) erzählt ebenfalls davon mit dem Wörterbuch englischsprachige Liedertexte übersetzt zu haben: „Es hat mich schon immer interessiert, worum es da eigentlich geht, nicht zuletzt weil eine der ersten Sachen, die meine Mutter mir über Popmusik gesagt hat, war, dass man sozusagen, wenn man die Texte da übersetzt, dass es ja oft ein totaler Blödsinn ist, den die singen, aber es klingt halt gut. Und ich glaub, das war für mich ein Anreiz rauszufinden und mit einem Wörterbuch dann da zu sitzen und das zu übersetzen und ich glaub, es sind dabei sehr holprige Übersetzungen rausgekommen, aber ich wollte es halt so ungefähr verstehen und manchmal musste ich ihr recht geben und manchmal fand ich, hat der Text durchaus Sinn gemacht“ (Zeile 145-154).

Für VK (w, 1975, Wien) ist der Text ein integraler Bestandteil eines Songs. „Also ich bin bis heute erstaunt, wenn Leute sagen, sie mögen ein Lied, aber sie verstehen den Text nicht“ (Zeile 789-790).

WSm (m, 1956, Wien) meint, dass das Verstehen des Textes per se nicht wichtig war: „Der Text war eigentlich ein Träger von Emotion. Die Musik, die ja auch von den Musikern dafür gemacht ist, das heißtt, entweder selbst unter Drogen zumindest komponiert wurde, die nimmt einen mit auf eine, richtig auf eine Reise und du erlebst aber gleichzeitig deine eigenen inneren Assoziationen dazu, aber die Musik ist die Führung, das heißtt 20 Minuten dauert in etwa eine Seite einer Langspielplatte und da liegen dann oder sitzen 5 Leute im Raum, da wird kein Wort gesprochen und gar nichts und dann macht der Tonarm klick und dann ist man wieder aus diesem Musikstück heraus, aus diesem Musikerlebnis und dann geht es darum, drehen wir sie jetzt um oder legen wir was anderes auf oder gehen wir spazieren im Prinzip um diese Erlebnisbereiche geht es“ (Zeile 434-445).

DK (m, 1975, Linz) hat sich zwar mit Texten auseinandergesetzt, im Vordergrund standen sie aber nicht: „Ich hab mich schon mit Text auseinandergesetzt, weil es ja wichtig war im Punk politisch usw. Dead Kennedys. Wahnsinnig wichtig war es mir nie. Also man hat es ja an der Dringlichkeit der Stimme schon gehört, dass es um was geht und man hat ja auch gewisse Ahnungen davon gehabt, allerdings diese Lieblingsband, die ich erwähnt habe, Firehose, das sind sehr gefinkelte, schwer dechiffrierbare, semantisch komisch aufgebaute Texte, die ich eigentlich bis heute nicht verstehe, auch wenn ich mir das jetzt durchlese“ (Zeile 721-727).

CA (w, 1969, Wien) dachte sogar daran, dass es störend sein könnte, wenn man die englischen Texte ganz verstehen würde: „Wir haben so auf die Texte, vielleicht auf die Titel oder Refrains gehört, aber so richtig auf die Texte, ich weiß noch, dass wir uns gefragt haben und die M. (sie war Englisch Native Speaker) gefragt haben, ob es nicht irrsinnig nervig ist, wenn man die englischen Texte alle versteht und man gezwungen ist zuzuhören, so wie bei den deutschen Texten“ (Zeile 937-943).

RK (m, 1967, Linz) spricht davon, dass englische Texte kleiner werden, wenn man sie ins Deutsche übersetzt: „Wenn du diese englischen Texte übersetzt, auch als ich diese Clash Texte übersetzt habe, die für mich damals so riesen Geschichten waren, werden die zumal, wenn ich sie zum Beispiel in einen Dialekt übersetzte einen hiesigen, sehr klein, sehr greifbar und damals waren sie das nicht“ (Zeile 407-410). „Vielleicht will ich die Texte gar nicht verstehen, ja, weil vielleicht will ich ja sozusagen, jetzt wird es natürlich obskur, aber ich weiß es schon, weil ich bei mir selber hab eine totale Sehnsucht zur Musik gemerkt, deren Text ich nicht verstehe.“

Ich glaube, dass die Frage ist, da müsste man wirklich rein gehen in wie Popmusik funktioniert. Wie wichtig ist der Text? Wie wichtig ist tatsächlich das explizite Verstehen des Textes? Da bin ich mir nicht sicher, also ich hab das auch schon geschrieben einmal, dass ich mir sozusagen, ich hab als Kind Johnny Cash gehört und ich hab in einem Sinn nichts verstanden und ich hab alles verstanden. (...) Eben Clash London Calling, selbst mit einem, ich hab mich ja dann hingesetzt mit einem Wörterbuch und wollte diese Texte übersetzen. Da war ich 12. Die ist 79 rausgekommen. Das ist mir aber nicht gelungen, weil zum einen ja Ausdrücke drinnen sind, die du in keinem Wörterbuch gefunden hast, was ja auch schon wieder geil ist, dass Sprache immer schneller ist als das, was du, bis heute im Internet, es ist noch immer so, Sprache ist immer schneller und du kannst es gar nicht übersetzen, weil du den Kontext nicht hast“ (Zeile 941-976).

5.9 Reisen an die Quellen englischsprachiger Musik

MB (m, 1954, Wien) spricht gleich zu Beginn des Interviews von Reisen. Er habe zwar immer in Wien gelebt, „war aber auch lange Zeit in den USA nach der Matura 1972 so ein halbes Jahr und war halt viel auch in Europa unterwegs immer“ (MB, Zeile 8-12). Er nennt folgenden Grund für seine Reiselust: „Ich war auf der Suche nach der Popmusik und Rockmusik“ (Zeile 23). In dem halben Jahr, das MB in den USA verbrachte, war er in „New York viel, Texas, Arizona und sehr lange Kalifornien in diversen Hippiekommunen“ (Zeile 20-21). MB hatte Geld von seinem Vater zum Studieren bekommen, entschied sich aber stattdessen in die USA zu reisen. Er nahm dort „ganz simple, einfache Tagesjobs“ (Zeile 30) an. „Man hat sehr viel verdient, also für meine Verhältnisse, 10 Dollar am Tag, das war damals, da konnte ich theoretisch

eine Woche in einem Hotel leben, wobei ich eh meistens gratis gelebt habe irgendwo bei Freunden“ (Zeile 32-35). „Das hab ich halt ein paar Mal gemacht, so 10 Mal, aber damit hab ich mir das ganze halbe Jahr eigentlich finanziert und hab mir mit dem Geld meines Vaters eigentlich Schallplatten gekauft. Ich bin mit hunderten Schallplatten zurückgekommen“ (Zeile 45-49).

MB gibt des Weiteren an ab der 5. Klasse, also ab dem Alter von 14 Jahren, jedes Jahr in Großbritannien gewesen zu sein. „Etwas irrsinnig Schönes war das Isle of Wight Konzert, das hab ich gesehen 1970. Ich bin ganz alleine immer ab 13, 14 bin ich alleine gereist. Da hat mich mein Vater reisen lassen. Das hab ich von meinem Vater bekommen. Als ich da 1970 auf der Isle of Wight war, war ich 15, da war ich noch nicht 16, sondern 15, also 15,5. Da war ich in Frankreich, in Dijon einen Monat war ich dort auf der Universität, hab dort Französisch halt gelernt und dann hätte ich einen Monat, nein das war ja Ende August, nein ich weiß schon, ich war zuerst in Italien, wurscht, auf jeden Fall hätte ich dann 2 Wochen nach England fahren sollen und das Isle of Wight Konzert war aber Ende August glaube ich. Isle of Wight 1970, das ist jetzt wieder aufgenommen worden in den letzten Jahren. Und ich hab mir das genauso eingeteilt, bin früher weggefahren, dass ich ja dort bin, ich weiß nicht, ob ich das meinem Vater gesagt hab, aber meiner Mutter hab ich es auf jeden Fall gesagt, der hab ich das geschrieben und die hat sich total gefreut. Da bin ich mit dem Zug nach Calais, dann mit der Fähre, genau und dann von Dover bin ich nicht nach London gefahren, sondern irgendwie hinüber zur Isle of Wight. Mit dem Bus muss das gewesen sein. Keine Ahnung. Oder ob ich sehr wohl über London gefahren bin und dann weiter, weiß ich nicht. Auf jeden Fall das hab ich ganz alleine gemacht. Da war ich total allein. Dann hab ich mir einen Schlafsack genommen aus Papier, hat es dort gegeben und da hab ich alle Bands gesehen, die wirklich Rang und Namen gehabt haben. Das war von Jimi Hendrix, das war eines der letzten Konzerte vom Hendrix, das war Chicago Transit Authority, Miles Davis in der Nacht um 3 Uhr früh hat er als letzter beendet den Freitag- oder Samstagabend, irrsinnig schön, John B. Sebastian kann ich mich erinnern, das war das erste Konzert am Samstag um 2 am Nachmittag, also enorm viele berühmte Bands, Taste, oder Rory Gallagher schon, weiß ich nicht“ (Zeile 653-688).

WSc (m, 1953, Steiermark) erzählt, dass er 1973 das erste Mal in England war. Seit 1976 fahren DS und WSc gemeinsam nach London und haben dort „immer Platten gekauft“. Die Schwester von DS lebt seit 1974 etwas außerhalb von London und seither sind die beiden jedes Jahr mindestens zwei Mal drüben. „Wir sind von ihrer Wohnung, jetzt haben sie ein Haus, dann immer in die City reingefahren und haben halt damals immer schon die ganzen Platten gekauft“ (Zeile 297-299).

OB (m, 1952, Burgenland) machte mit knapp 17 seine erste Reise nach London:
 „Ich war zum ersten Mal 1969 in London, da war ich nicht einmal noch 17 und in den Ferien 4 Wochen zwischen der 7. und 8. Klasse Gymnasium. Ich war mit einem Freund drüben, mit einem Schulkollegen, der ein Jahr davor quasi auf einem Sprachkurs war und wir haben dann den Eltern vorgegaukelt, dass wir das wieder machen, haben es aber nicht gemacht, waren einfach selbstständig vier Wochen drüben, ja. Das haben die Eltern finanziert, klar, damals ist man noch mit dem Zug gefahren nach London 24 Stunden. Man hat am Piccadilly Circus jeden Tag Hunderte getroffen von ganz Europa also die quasi von der Hippiebewegung unterwegs waren. Ich war natürlich schon ein Pionier sicher, es ist ja nicht jeder zweite von der Klasse gefahren. Da bin nur ich gefahren. Der Freund, der ist in Eisenstadt in die Schule gegangen, der ist auch gefahren ja. Die Motivation war in erster Linie die Musik, die Kultur, die englische Musik und alles, was damit in Verbindung ist, die ganze Kultur, alles. Carnaby Street und die Mode, also die ganze Geschichte halt. Das war ein großer Unterschied zu Österreich ja, weil wir waren ja immer quasi ein bisschen später dran. Die Epigone. Das, was die dort entwickelt haben, ist hier nachgemacht worden“ (Zeile 208-254). „Ich bin dann regelmäßig gefahren in den 70er Jahren dann mit dem Zug. Dann später natürlich mit dem Flieger. Ich war heuer auch zwei Mal in London. Ich war in meinem ganzen Leben 3 oder 4 Mal in New York, aber ich war 30 Mal in London oder so und einmal in Paris“ (Zeile 434-446).

DG (w, 1963, Wien) hingegen war als Jugendliche im Sommer drei Mal in London.
 „Zum ersten Mal mit Sprachreisen so mit 14 und dann noch zwei Mal ohne Sprachreisen. Im Sommer halt so drei Wochen oder so bei einer Familie, also schon eher an der Peripherie, aber in London noch. 1977 würde ich sagen zum ersten Mal, dann ist meine Mutter gestorben 1978, da war ich dann mit meinem Vater, da wollte

er mich nicht alleine fahren lassen, da war ich dann mit meinem Vater in Schottland und in London und im Jahr darauf, war ich dann noch einmal nur mit einer Freundin wieder bei dieser Familie und da haben wir natürlich auch, wirklich lustig, wie man sich erinnert beim Reden. Da haben wir natürlich, in London eingekauft wie die blöden bei „His Master’s Voice“ und so, das war ein El Dorado oder es hat auch gegeben Secondhand Plattenläden, da weiß ich noch, da hab ich gekauft zum Beispiel von „Queen“ dieses schwarze Album, das hab ich auch irrsinnig oft gehört, da ist so drauf das „Bohemian Rhapsody“ und so tolle Sachen. Das hat es in Wien nicht gegeben“ (Zeile 567-589).

DG meint, dass damals nicht viele Jugendliche Sprachreisen gemacht hätten. „Also in meiner Klasse haben wenige solche Sprachreisen gemacht, was heute ja üblich ist“ (Zeile 884-885).

CA (w, 1969, Wien) ging mit 16 „ein Jahr in Amerika in Connecticut zur Schule“ (Zeile 8-9).

DK (m, 1975, Linz) gibt an, dass er in seiner Jugend des Öfteren weggefahren ist: „Es war alles immer musikgebunden, also auf Konzerte holt und sehr viel mit dem Bruder mitgefahren und dadurch, dass die Strukturen noch nicht so ausgeprägt waren und die Kapu vielleicht auch nicht alles machen können, ist man auch einmal nach Augsburg gefahren, weil man die Band sehen wollte, auch wenn es jetzt nur für einen Tag Bandschauen und zurück war, aber das ist viel passiert“ (Zeile 861-866). DK erzählt aber nicht von Reisen nach England oder in die USA.

Als Kind und Jugendlicher fuhr CL (m, 1960, Wien) einmal pro Jahr mit seinen Eltern nach Kroatien. „Italien war auch schon relativ teuer. Mit den Eltern war es hauptsächlich Kroatien“ (Zeile 862-863). In England war CL 1992 – im Alter von 32 Jahren – das erste Mal. Als Jugendlicher war er nicht in England, weil es für ihn und seine Familie „nicht leistbar“ (Zeile 784) war.

KS (m, 1950, Oberösterreich) war 1987 – also mit 37 Jahren – das erste Mal in London. In seiner Jugend ist er nur einmal mit 18 Jahren mit der Jugend nach Jesolo gefahren, „aber sonst eigentlich nie“ verreist (Zeile 1212).

5.10 Vom Hobby zum Beruf

Von den 32 Interviewpartner_innen haben 10 Personen ihre große Leidenschaft Musik auf unterschiedlichste Arten zum Beruf gemacht: DS und WSc betreiben seit den 1980er-Jahren ein Plattengeschäft, TE verkauft Schallplatten über das Internet, OB betreibt seit Mitte der 1980er-Jahre ein Musiklokal, RR ist Journalist und Radio-Moderator, WG ist als Journalist, Autor und Musikverleger tätig, MS ist Musikproduzent und betrieb früher ein unabhängiges Plattenlabel, DK schreibt für verschiedene Musikzeitschriften und bucht Bands für Konzerte, WSm ist Herausgeber diverser Bücher über Rock- und Popmusik und Journalist, RK ist Musiker, Booker und Autor.

DK (m, 1975, Linz) erzählt, dass sein Interesse für Musik schon im Volksschulalter sehr ausgeprägt und auch für seine Mitschüler_innen sichtbar war: „Ich hab vor Kurzem zum Beispiel einmal ein Volksschultreffen gehabt, wo alle gesagt haben, die haben genau gewusst, dass ich einmal irgendwas mit Musik machen werde, scheinbar dürfte das schon im Volksschulalter mein Thema gewesen sein“ (Zeile 30-33).

TA (m, 1980, Steiermark) gelang es nicht die Leidenschaft für Musik in eine Karriere weiterzuentwickeln. Sein Ziel war es sehr lange ohne professionelle Ausbildung mit Bands Erfolg zu haben und vom Musikhachen leben zu können. Den Grund für den fehlenden Durchbruch sieht er darin, dass die eigene Band „zu wenig Mainstream“ war und dass Österreich als Land für den großen Durchbruch hinderlich war.

HG (m, 1939, Linz) entdeckte durch die Arbeit als Programmmacher der Jugendsendungen zuerst beim Schulfunk und später bei Ö3 englischsprachige Rock- und Popmusik, der er durchaus etwas abgewinnen konnte. Mit den Worten „aber so ganz im Herzen meine Musik war es nie“ (Zeile 213-214) macht er allerdings deutlich, dass es sich eher um eine berufliche Verpflichtung handelte und weniger um eine Leidenschaft, wie sie von vielen anderen Interviewpartner_innen beschrieben wurde.

Bei einigen Befragten war das Interesse für englischsprachige Rock- und Popmusik von vornehmerein nicht im Vordergrund und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass sich ihre beruflichen Laufbahnen in ganz andere Richtungen entwickelten.

MB (m, 1954, Wien) hingegen standen seine hohen Ansprüche seiner eigenen Leistung gegenüber im Weg. Er hat zwar einige Plattenkritiken für den Rennbahn Express, die Wiener Zeitung und den Wiener geschrieben, findet seine Artikel aber schlecht: „Ich bin (...) zwar ein guter Aufnehmer, aber ich bin kein guter Journalist. (...) wenn ich seh, wie jemand gut schreiben kann, wie im Standard ein Schachinger schreiben kann und ein Fluch, das ist für mich eine gute Plattenkritik. Also gar nicht so, sondern wie man das empfindet, soziologisch usw. das, finde ich, ist eine gute Plattenkritik. Das wär mein Wunsch gewesen so zu schreiben, aber ich hab nur Floskeln geschrieben. Wie ich nicht Geige gespielt habe, weil ich es nicht konnte, hab ich das nicht betrieben, weil ich mir gedacht habe, ich kann nicht so gut schreiben. Ich schreib eher einen Roman in einem Thomas Mann Stil oder einem Bernhard Stil als so eine hippe Plattenkritik, wie das eigentlich gefordert ist. Da ist mein Stil einfach viel zu konservativ und über drüber, also ich kann das in Wahrheit nicht so locker schreiben“ (Zeile 1082-1106).

5.11 Interessen abseits von Musik

Bei einigen Befragten standen in der Jugend Interessen abseits von englischsprachiger Rock- und Popmusik im Vordergrund.

5.11.1 Politik

PV (m, 1955, Wien) war der einzige Interviewpartner bei dem Politik das Hauptinteresse darstellte. Er war bereits „in der Mittelschule als 15-jähriger“ (Zeile 34) Schüler journalistisch für den Rennbahn Express, der damals noch eine Schülerzeitung war, tätig, schrieb aber „über Schul- und Jugendpolitik (...) nicht über Pop“ (Zeile 235).

Die Mehrheit der Befragten gab an in der Jugend nicht wesentlich an Politik interessiert gewesen zu sein. MB (m, 1954, Wien) meinte: „Ich bin ja nicht politisch so, mich hat das nicht so“ (Zeile 2050) und meint wahrscheinlich interessiert.

HR (m, 1964, Linz) sagt, dass Sendungen, in denen es um Politik ging, für ihn langweilig waren: „Naja, die Inhalte, also diese ganzen politischen Gschichtln nicht so, aber die Musik schon. Und die, also wenn sie jetzt eine Sendung gehabt haben, wo es nur um irgendwelche Politinitiativen gegangen ist, dann war das eher für mich eine fade Sendung“ (Zeile 792-795).

5.11.2 Sport

Für KS (m, 1950, OÖ) war Fußball neben dem Mopedfahren eines der wichtigsten Hobbies. „Und dann haben wir auch Fußball gespielt mit 15 bin ich als Schüler schon beim Sportverein gewesen (...) bis 20“ (Zeile 156-162).

Für OB (m, 1952, Burgenland) haben „Fußball und Musik einen gleichwertigen Stand gehabt“ (Zeile 324-328).

HR (m, 1964, Linz) erzählt, dass Fußball eine wichtige Rolle in seiner Kindheit und Jugend spielte, wurde aber dann von Musik abgelöst. „Vorher hab ich Fußball gespielt, aber das hab ich dann aufgehört, wie ich dann zum Arbeiten begonnen habe. Fußball gespielt hab ich von 7, 8 bis 15. Es hat mich (dann) nicht mehr interessiert, da hab ich einfach andere Interessen gehabt“ (Zeile 802-811).

HZ (m, 1960, OÖ) hatte als Jugendlicher großes Interesse an Sport: „1975 das Freizeitverhalten war in erster Linie in sportlicher Richtung. Das war Tennis und Fußball. Das waren meine Haupthobbies in der Zeit“ (Zeile 61-62).

CZ (m, 1950, Wien) hatte „kein Interesse an Sport schon damals nicht“ (Zeile 272-273).

5.11.3 Theater, Oper, Literatur

CW (w, 1945, Wien) gibt an, dass ihre Hauptinteressen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren „Theater, Oper und schöne Männer“ (Zeile 43) waren.

VK (w, 1975, Wien) erzählt, dass sie als Jugendliche sehr an Oper, Theater und Literatur interessiert war. „Ich bin viel in die Oper und ins Theater gegangen und hab mehr das, was man heute als Kultur bezeichnet, wahrgenommen“ (Zeile 489-490).

„Ich bin sehr gern und regelmäßig, sicherlich einmal im Monat ins Theater gegangen, hatte auch ein Theaterabo fürs Burgtheater und fürs Akademietheater (...). Ich bin schon vom Volksschulalter an ins Kindertheater gegangen, da gab es also immer Kindervorstellungen und da ist man dann auch schon alleine hingefahren, auch schon in den frühen Gymnasialjahren, also mit 11, 12, 13 ist man ins Kindertheater gefahren“ (Zeile 496-508).

Neben Oper und Theater spielte für VK auch Literatur eine zentrale Rolle:

„Meine beste Freundin aus dem Gymnasium war extrem bodenständig (...) uns war wichtig, dass wir gelacht haben und dass wir es lustig gehabt haben und dass wir unsere Hausaufgaben gemacht haben, aber dann haben wir gern gelesen (...) wir haben viele Klassiker gelesen, also auch Sachen, die sich um die Schulliteratur herumbewegt haben. Ich hab ziemlich gern Shakespeare gelesen und Goethe und die Sachen, die man in der Schule liest, von Effie Briest über Nathan der Weise. Das war sehr nett, da haben wir uns dann auch viel darüber unterhalten. Das hat auch Spaß gemacht. Ich hab wahnsinnig gern Schnitzler gelesen, bin deswegen auch gern ins Theater gegangen. Schnitzler, Hofmannsthal, Grillparzer aber das kommt eigentlich alles aus der Schulzeit heraus“ (Zeile 1186-1202).

DG (w, 1963, Wien) war in ihrer Jugend sehr an „Literatur und Theater“ (Zeile 368) interessiert.

TB (m, 1975, Wien) interessierte sich in seiner Jugend sowohl für Musik als auch für Literatur: „Ich hab sehr bald dann mein Taschengeld in Platten und Bücher sozusagen umgesetzt ab 13, 14. So dass ich dann auch wirklich, sie mir nicht gewünscht habe, sondern selber in den Plattenläden gegangen bin“ (Zeile 136-140). TB war „ein mäßiger Plattensammler, so wirklich nur ganz ausgewählte, also nicht jetzt irgendwie, ich glaub, ich hab mehr Geld für Bücher trotzdem ausgegeben als für Platten“ (Zeile 655-657).

5.11.4 Schreiben

HL (w, 1960, OÖ) erzählt über ihre Freizeitinteressen als Jugendliche: „Musikhören, das war wirklich etwas, das ich sehr sehr gern gemacht habe, dann zwischendurch eh immer wieder reisen, auch wieder einmal zum Beispiel ein paar Tage nach Wien fahren, ein bisschen was anschauen, ein bisschen was besichtigen, in die Städte auch, das hab ich schon immer wieder gern gemacht und schreiben. Ich hab viel geschrieben, ich hab teilweise Gedichte geschrieben und einfach den Tagesablauf und so, was mir einfach eingefallen ist. Sehr viel geschrieben“ (Zeile 602-610).

5.11.5 Bildende Kunst

CA (w, 1969, Wien) interessierte sich zwar in ihrer Jugend sehr für Musik, an erster Stelle stand für sie aber „Bildende Kunst, also immer bildende Kunst“ (Zeile 904). JJ (m, 1972, Deutschland) probierte in seiner Jugend einige Sportarten aus, landete aber schließlich bei der Kunst: „Es gibt so ein paar Sachen, die wurden mir quasi nahegelegt noch von meinen Eltern so aus der Kindheit, da wurde Wert drauf gelegt, dass ich Sport mache und da hab ich verschiedenes ausprobiert, aber so mit mittelmäßiger Lust, Turnen erst, das fand ich aber schrecklich, das musste ich machen so und dann aber hab ich freiwillig angefangen Tennis zu spielen, aber das, ja, ich war auch nicht richtig gut und so und dann hab ich das auch wieder gelassen und mein Vater ist zur See gefahren und dann hatte ich auch irgendwie so eine gewisse Affinität zum Wasser, da bin ich auch mit diesen Optimisten in den winzigen Booten gesegelt und so, das war auch nicht so das Richtige, also dann haben sich die Interessen so auf, ja, ein bisschen schrullige Sachen vielleicht verlagert, obwohl so schrullig auch nicht, ich wurde zu einem Fan von Kultur und Geografie von Südseeinseln und hab alles mögliche gesammelt über polynesische und melanesische Kultur und Bilder und Bücher über die Kultur und Landkarten und dergleichen. Das fand ich super und dann hab ich irgendwann auch angefangen mit dem Zeichnen, mit der Kunst, das ging dann halt los“ (Zeile 43-60).

5.11.6 Bauen, programmieren, hacken

SK (m, 1971, Wien) sticht mit seinen Freizeitaktivitäten in der Jugend deutlich aus der Masse der Befragten heraus: „Wir haben relativ viel gebaut, wir waren viel draußen, wir haben viel Sport gemacht. Ich hab wenig Frauen als Freunde gehabt, eher Männer. Und wie gesagt, Fahrrad fahren, irgendwelche Dämme bauen. Sehr viel computern haben wir auch gemacht, programmiert und Filme am Computer gemacht und geraytraced. Das war wie diese ganze 3D-Grafik das erste Mal gekommen ist. Da konntest du dreidimensionale Szenen generieren, wo du dann den Lichteinfall sozusagen nachgerechnet hast. Und das hat dann ein realistisches Bild, wie das ausschauen würde, wenn es das echt geben würde. Dann haben wir viel Airbrush zum Beispiel gemacht. Ein Freund und ich sind stundenlang gesessen und wir haben Airbrush gemalt. Das war eigentlich eher unser Interesse. Wie gesagt, ich bin relativ wenig ausgegangen, ich habe relativ wenig mit Frauen zu tun gehabt bis zum 19. Lebensjahr. Es war schon ziemlich produktiv. Wir haben wirklich immer irgendwas gebaut, irgendwas programmiert, irgendwas auch kopiert und gehackt und solche Sachen und dann haben wir sehr viel eben draußen gemacht und auch Sport und so. Aber auch Sachen gebaut, das ist natürlich immer weniger geworden. Wir haben bis zuletzt irgendwelche Seilzüge, wo man Leute hinaufziehen konnte auf irgendwelche Bäume und Abseilen und solche Dinge. Viel gesprengt“ (Zeile 156-182).

6. Conclusio

Für die vorliegende Studie wurden qualitative Leitfadeninterviews mit 32 Personen (24 Männern, 8 Frauen) aus 5 österreichischen Bundesländern (Wien, Oberösterreich, Steiermark, Salzburg, Burgenland) geführt um herauszufinden, ob englischsprachige Rock- und Popmusik für österreichische Jugendliche in den 1960er- und 1970er-Jahren eine identitätsstiftende Funktion hatte. Die Gesprächspartner_innen wurden mit drei Samplingmethoden ausgewählt: dem theoretischen Sampling, dem Sampling nach vorab festgelegten Kriterien und dem Snowball-Sampling. Die Gespräche, die zwischen 48 Minuten und 3 Stunden dauerten, wurden aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Sechs Interviews mit sieben Personen (WSc und DS wurden gemeinsam interviewt) wurden für Einzelfallanalysen ausgewählt, weil sie einen guten Querschnitt aller Befragten repräsentieren, nämlich nicht nur die Personen für die englischsprachige Rock- und Popmusik identitätsstiftend war, sondern auch jene für die diese Musik eine marginale oder gar keine Bedeutung hatte. Die sechs Einzelfallanalysen mit sieben Personen geben mithilfe von Interpretationen Aufschluss über latente Sinnstrukturen, die nicht explizit zum Ausdruck gebracht wurden. Anschließend an die Einzelfallanalysen, die sich – wie ihr Name schon sagt – ausschließlich auf den Einzelfall konzentrieren, sollte mit der zusammenfassenden Themendarstellung ein Überblick über die wichtigsten Themen, die in den Interviews zur Sprache kamen, gegeben werden. In diesem Kapitel wurde präsentiert wie unterschiedlich oder ähnlich ein Thema in verschiedenen Interviews dargestellt wird.

An dieser Stelle sollen nun die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie noch einmal kurz zusammengefasst werden.

Von insgesamt 32 befragten Personen spielte englischsprachige Rock- und Popmusik für 11 Interviewpartner_innen in der Jugend die Hauptrolle und hatte ihren Erzählungen nach zu urteilen eine identitätsstiftende Funktion für sie. Für 19 Befragte spielte englischsprachige Rock- und Popmusik zwar eine Rolle, aber sie war nicht das Hauptinteresse in der Jugend. Diese Personen gaben an sich in ihrer Jugend hauptsächlich für Politik, Sport, Theater, Oper, Literatur und Bildende Kunst interessiert zu haben. Für 2 Interviewpartner (es waren zwei Männer) spielte englischsprachige Rock- und Popmusik in der Jugend überhaupt keine Rolle.

Im Folgenden möchte ich mich auf die erste Gruppe, nämlich diejenigen Gesprächspartner_innen für die englischsprachige Rock- und Popmusik eine identitätsstiftende Funktion hatte, konzentrieren. Mit identitätsstiftend ist gemeint, dass dieser Musik eine so große Bedeutung beigemessen wurde, dass sie einen entscheidenden Einfluss auf verschiedene Lebensbereiche und folglich auf die Identitätskonstruktion der einzelnen Befragten hatte. Sowohl das Freizeitverhalten (Hören von Radiosendungen, Lesen von Musik- oder Jugendzeitschriften, Kauf von Platten, Konzertbesuche) als auch das Aussehen (Kleidung, Haare) und etwaige Reisen (nach Großbritannien oder in die USA) waren von englischsprachiger Rock- und Popmusik geprägt.

Die Interviewten kamen auf unterschiedlichen Wegen mit besagter Musik in Berührung. Einerseits durch Medien und hier vor allem durch das Radio (die Musicbox), aber auch durch das Fernsehen, durch einen älteren Schulkameraden, durch die Plattensammlung der Eltern, durch ältere Geschwister oder bei zwei weiblichen Befragten durch die älteren Brüder einer Freundin.

Bei einigen Interviewten prägte das Aussehen von Musikern das eigene Aussehen beziehungsweise den eigenen Kleidungsstil. WSc wollte so aussehen wie die Stooges, OB orientierte sich an den Rolling Stones und RK an Joe Strummer von der britischen Punkband The Clash. DS erwähnt die Gitarristin der Cramps als visuelles Vorbild. Drei Befragte bringen ihre Liebe zu englischsprachiger Rock- und Popmusik mit besonders ausdrucksstarken Sprachbildern zum Ausdruck. WSc sagt über DS: „Du warst besessen von Musik.“ OB sagt, dass er durch das Radio „mit dem Virus infiziert“ wurde. RK erzählt von Musik „angefixt“ worden zu sein.

Eben diese drei Interviewpartner identifizierten sich so sehr mit einem Musiker oder einer Band, dass sie so sein wollten wie sie. WSc sagte in Bezug auf die Stooges: „So wie die will ich sein!“ OB sagt es ähnlich: „Ich wollte genau so sein wie die“ und bezieht sich in erster Linie auf die Rolling Stones. RK setzt dem noch eins drauf, indem er nicht sagt, dass er so sein wollte wie, sondern dass er der Musiker sein wollte. „Ich wollte immer der Joe Strummer sein, klar, The Clash.“ Auch wenn sich dieser Wunsch natürlich nicht erfüllen konnte, so doch der, dass er in einigen Bands Sänger war.

Das starke Interesse an Musik führte bei fünf Befragten (WSc, WSm, RK, TA, HR) zur Gründung einer eigenen Band. Die überwiegende Mehrheit der Interviewten – 28

Personen – hatte keine Ambitionen eine Band zu gründen oder Mitglieder bei einer bestehenden Band zu werden.

Nur ganz wenige Befragte, nämlich 7 an der Zahl, unternahmen in den 1960er- und/oder 1970er-Jahren Reisen an die Quellen englischsprachiger Rock- und Popmusik. Nur zwei Personen (WSm und MB) waren in der Position zu dieser Zeit in die USA reisen zu können, weil es sehr teuer war. MB war nach der Matura zirka ein halbes Jahr lang in den USA, weil er „auf der Suche nach der Popmusik und Rockmusik“ war. Er reiste durch das Land, lebte zum Teil in Hippiekommunen, ging auf Konzerte und kam „mit hunderten Schallplatten zurück“ nach Wien. MB war auch einige Male in Großbritannien. Er erzählt, dass er 1970 das Isle of Wight Festival besuchte, was sehr besonders für ihn war. „Das war das erste, riesige Rock'n'Roll Konzert, da waren 200 000 bis 300 000 Leute.“

WSc und DS fuhren regelmäßig gemeinsam nach London. Auch sie kauften viele Platten und DS kaufte dort auch Kleidungsstücke, die es in Wien nicht gab. Sie bezeichnetet London als „Schmelzpunkt für Musik und auch für Mode“. WSc war in London als Punk dort bereits aufgekommen war. Er fühlte sich mit seinen langen Haaren wie ein Hippie und ließ sich nach seiner Rückkehr nach Österreich sofort die Haare schneiden.

Von den 11 Interviewpartner_innen in deren Jugend englischsprachige Rock- und Popmusik das zentrale Interesse war und somit eine identitätsstiftende Funktion hatte, haben heute 10 Personen beruflich mit dieser Musik zu tun. Nur MB geht einem anderen Brotberuf nach, seine Leidenschaft für diese Musik, die ihn in der Jugend so stark prägte, ist aber bis heute nicht verblasst, ganz im Gegenteil, er erzählte in unserem Gespräch nicht nur von Bands aus den 1960er- und 1970er-Jahren, sondern war auch über aktuelle Neuerscheinungen bestens informiert.

Es kann also festgehalten werden, dass die identitätsstiftende Funktion englischsprachiger Rock- und Popmusik bei meinen Befragten nicht bloß auf die Entwicklungsphase der Jugend beschränkt war, sondern – frei nach OB: Wenn dich das Musikvirus einmal erwischt, dann wirst du es nie wieder los.

7. Literatur- und Quellenverzeichnis

7.1 Literatur

Adorno, Theodor: Gesellschaftstheorie und Kulturkritik (10. Auflage, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2013)

Aizlewood, John / Collins, Andrew / Prince, Bill (Hg.): The Q Book of Punk Legends (Enfield 1996)

Ammonite Press (Hg.): 50 Years of British Pop. Twentieth Century in Pictures (Ammonite Press, Lewes 2009)

Atteslander, Peter: Methoden der empirischen Sozialforschung (10. Auflage, Walter de Gruyter Verlag, Berlin 2003)

Barth, Andreas: Progressive Jugendkulturen und die österreichischen Massenmedien. Untersuchung eines schwierigen Verhältnisses am Beispiel von Ö3 in den 70er Jahren (Diplomarbeit, Graz 2007)

Beck, Les: The Art of Listening (Bloomsbury, New York & London 2007)

Beckett, Andy: When the lights went out. What really happened to Britain in the Seventies (Faber and Faber, London 2009)

Bennett, Andy: Cultures of Popular Music (Open University Press, Maidenhead 2005)

Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden (6. Auflage, Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills 2007)

Borgards, Roland (Hg.): Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft (Philipp Reclam jun., Stuttgart 2010)

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (8. Auflage, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1996)

Bourdieu, Pierre: Kunst und Kultur. Kultur und kulturelle Praxis. Schriften zur Kultursoziologie 4, Hg. Von Franz Schultheis und Stephan Egger (Suhrkamp Verlag, Berlin 2015)

Butler, Judith: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity (Routledge, New York & London 2008)

Culler, Jonathan: Literaturtheorie. Eine kurze Einführung (2. Auflage, Philipp Reclam jun., Stuttgart 2013)

Danneberg, Bärbel / Keller, Fritz / Machalicky, Aly (Hg.): Die Achtundsechziger, eine Generation und ihr Erbe (Döcker Verlag, Wien 1998)

Deisl, Heinrich: Im Puls der Nacht. Sub- und Populärkultur in Wien 1955 – 1976 (Verlag Turia + Kant, Wien 2013)

Diederichsen, Diedrich: Ist was Pop? (S.244-258) In: Goer, Charis / Greif, Stefan / Jacke, Christoph (Hg.): Texte zur Theorie des Pop (Philipp Reclam jun., Stuttgart 2013)

Drexler, Martin W. / Eiblmayr, Markus / Maderthaner, Franziska (Hg.): Idealzone Wien. Die schnellen Jahre (1978-1985) (Falter Verlag, Wien 1998)

Duncombe, Stephen / Tremblay, Maxwell (Hg.): White Riot. Punk Rock and the Politics of Race (Verso, London 2011)

Erikson, Erik H.: Der vollständige Lebenszyklus (8. Auflage, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2012)

Etzlstorfer, Hannes (Hg.): Die 60er. Beatles, Pille und Revolte (Ausstellungskatalog: Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H., Schallaburg 2010)

Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung (2. Auflage, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2009)

Frank, Thomas: The conquest of cool. Business Culture, Counterculture, and the Rise of Hip Consumerism (The University of Chicago Press, Chicago & London 1997)

Froschauer, Ulrike / Lueger, Manfred: Das qualitative Interview (WUV-Universitätsverlag, Wien 2003)

Goer, Charis / Greif, Stefan / Jacke, Christoph (Hg.): Texte zur Theorie des Pop (Philipp Reclam jun., Stuttgart 2013)

Hebdige, Dick: Subculture. The meaning of style (Routledge, London & New York 1988)

Hermanns, Harry: Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren (S.110-141) In: Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P (Hg.): Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten (Westdeutscher Verlag, Opladen 1992)

Heyer, Robert / Wachs, Sebastian / Palentien, Christian (Hg.): Handbuch Jugend – Musik – Sozialisation (Springer Fachmedien, Wiesbaden 2013)

Ikrath, Philipp: Die Hipster. Trendsetter und Neo-Spießer (Promedia Verlag, Wien 2015)

Keller, Fritz: Wien, Mai 68. Eine heiße Viertelstunde (Mandelbaum Verlag, Wien 2008)

Kerber, Harald / Schmieder, Arnold (Hg.): Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen (Rowohlt Verlag, Reinbek 1984)

Lloyd, Richard: Neo-Bohemia. Art and Commerce in the Postindustrial City (Routledge, New York & London 2010)

Long, Pat: The History of the NME. High Times and Low Lives at the World's most famous Music Magazine (Portico Books, London 2012)

Luger, Kurt: Jugend im Medienalltag. Wie gehen Jugendliche mit Medien um, was machen die Medien mit den Jugendlichen? (Böhlau Verlag, Wien 1985)

Luger, Kurt: Die konsumierte Rebellion: Geschichte der Jugendkultur 1945-1990 (Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, Wien/St. Johann im Pongau 1991)

Müller, Wolfgang: Subkultur Westberlin 1979 – 1989. Freizeit (Philo Fine Arts, Hamburg 2013)

Müller-Funk, Wolfgang: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung (Springer Verlag, Wien 2002)

Murphy, Derrick (Hg.): Britain 1914 – 2000 (Harper Collins Publishers, London 2000)

Nußbaumer, Martina / Schwarz Werner Michael (Hg.): Besetzt! Kampf um Freiräume seit den 70ern (Ausstellungskatalog: Czernin Verlag und Wien Museum Wien, Wien 2012)

Österreichischer Rundfunk (Hg.): ORF-Almanach (1971)

Österreichischer Rundfunk (Hg.): ORF-Almanach (1974)

Österreichischer Rundfunk (Hg.): ORF-Almanach (1977)

Österreichischer Rundfunk (Hg.): ORF-Almanach (1980)

Przyborski, Aglaja: Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen (VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004)

Przyborski, Aglaja / Wohlrab-Sahr, Monika: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch (3. Auflage, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2010)

Rosenmayr, Leopold: Jugendbewegung und Jugendforschung (S. 61-83) in: Rüegg, Walter (Hg.): Kulturkritik und Jugendkult (Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1974)

Rosenthal, Gabriele: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung (3. Auflage, Juventa Verlag, Weinheim und München 2011)

Rumpf, Wolfgang: Music in the Air. AFN, BFBS, Ö3, Radio Luxemburg und die Radiokultur in Deutschland (Lit Verlag, Berlin 2007)

Seiler, Christian: André Heller. Feuerkopf. Die Biografie (C. Bertelsmann Verlag, München 2012)

Thornton, Sarah: Club Cultures. Music, Media and Subcultural Capital (Polity Press, Cambridge 2001)

Warner, Simon: Text and Drugs and Rock'n'Roll. The Beats and Rock Culture (Bloomsbury, New York & London 2013)

Zepke, Georg: Einführung in die Qualitative Forschung. (Entwurf für Publikation, 2010)

7.2 Online Ressourcen

Albert, Mathias / Hurrelmann, Klaus / Quenzel, Gudrun (Hg.): 17. Shell Jugendstudie: Jugend 2015
http://www.shell.de/ueber-uns/die-shell-jugendstudie/multimediale-inhalte/_jcr_content/par/expandablelist_643445253/expandablesection.stream/1456210165334/d0f5d09f09c6142df03cc804f0fb389c2d39e167115aa86c57276d240cca4f5f/flyer-zur-shell-jugendstudie-2015-auf-deutsch.pdf
(Zugriff am: 10.07.2017)

Richter, Rudolf: Sechster Jugendbericht
https://www.soz.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_soziologie/Personen/Insti_tutsmitglieder/Richter/Sechster_Jugendbericht_Richter_27-32.pdf (Zugriff am: 10.07.2017)

Vereinte Nationen: Broschüre Internationales Jahr der Jugend
<https://www.unric.org/html/german/pdf/2010/UN-Youth-Year-Brochure-German-web.pdf> (Zugriff am: 10.07.2017)

Wicke, Peter: „Populäre Musik“ als theoretisches Konzept
https://www2.hu-berlin.de/fpm/popscrit/themen/pst01/pst01_wicke.htm (Zugriff am: 27.07.2017)

Jugend:
<https://de.wikipedia.org/wiki/Jugend> (Zugriff am: 27.07.2017)

Protopunk:
<https://de.wikipedia.org/wiki/Protopunk> (Zugriff am: 27.07.2017)

7.3 Film

Arenafreiheit. (Regie: Otto Mörth & Cornelia Krauss. Autochthon, 2006)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1968. (Filmarchiv Austria, Wien 2005)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1969. (Filmarchiv Austria, Wien 2005)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1970. (Filmarchiv Austria, Wien 2005)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1971. (Filmarchiv Austria, Wien 2005)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1972. (Filmarchiv Austria, Wien 2005)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1973. (Filmarchiv Austria, Wien 2004)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1974. (Filmarchiv Austria, Wien 2004)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1975. (Filmarchiv Austria, Wien 2004)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1976. (Filmarchiv Austria, Wien 2006)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1977. (Filmarchiv Austria, Wien 2007)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1978. (Filmarchiv Austria, Wien 2007)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1979. (Filmarchiv Austria, Wien 2008)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1980. (Filmarchiv Austria, Wien 2010)

Austria Wochenschau. Das Jahr 1981. (Filmarchiv Austria, Wien 2010)

The Filth and the Fury. A Sex Pistols Film. (Regie: Julien Temple. Film 4, 2007)

The Future is Unwritten. Joe Strummer. (Regie: Julien Temple. Film 4, 2006)

Quadrophenia. A Way of Life. (Regie: Franc Roddam. Polydor, 1979)

Sid & Nancy. Love kills. (Regie: Alex Cox. Momentum Pictures, 2001)

24 Hour Party People. (Regie: Michael Winterbottom. Revolution Films, 2002)

Ziggy Stardust and the Spiders from Mars. The Motion Picture. (Regie: D. A. Pennebaker. 2003)

7.4 Interviewverzeichnis

- HG** (m, 1939, Linz)
- CW** (w, 1945, Wien)
- CZ** (m, 1950, Wien)
- PW** (m, 1950, Wien)
- KS** (m, 1950, Oberösterreich)
- MS** (m, 1952, Wien, in Polen geboren)
- OB** (m, 1952, Burgenland)
- RR** (m, 1953, Wien)
- WSc** (m, 1953, Steiermark)
- MB** (m, 1954, Wien)
- PV** (m, 1955, Wien, in Ungarn geboren)
- EW** (m, 1956, Oberösterreich)
- Wsm** (m, 1956, Salzburg Stadt)
- EB** (m, 1956, Wien)
- DS** (w, 1958, Steiermark)
- HZ** (m, 1960, Oberösterreich)
- CL** (m, 1960, Wien)
- HL** (w, 1960, Oberösterreich)
- WG** (m, 1962, Wien)
- TE** (m, 1962, Wien)
- DG** (w, 1963, Wien)
- HR** (m, 1964, Oberösterreich)
- BR** (w, 1966, Wien)
- RK** (m, 1967, Oberösterreich)
- CA** (w, 1969, Wien)
- SH** (w, 1970, Wien)
- SK** (m, 1971, Wien)
- JJ** (m, 1972, Deutschland)
- DK** (m, 1975, Linz)
- TB** (m, 1975, Wien)
- VK** (w, 1975, Wien)
- TA** (m, 1980, Steiermark)

8. Abstract

Ziel der vorliegenden Arbeit war es herauszufinden ob englischsprachige Rock- und Popmusik eine identitätsstiftende Funktion für österreichische Jugendliche in den 1960er- und 1970er-Jahren hatte. Um diese Frage auf eine Art beantworten zu können, die nicht lediglich die Vorannahmen der Forscherin überprüft, sondern den Personen, die es zu untersuchen galt, einen möglichst großen Freiraum zu ermöglichen um ihre subjektiven Erfahrungen und Erinnerungen zu erzählen, wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt. Da es um die Erhebung individueller Erfahrungen der damals Jugendlichen ging, war das offene Leitfadeninterview eine geeignete Methode. Es wurden Interviews mit 32 Personen (24 Männer, 8 Frauen) geführt, die anschließend transkribiert wurden. Als die Daten in Textform vorlagen, ging es anfangs um ein erstes Erkunden des Materials und um eine „Orientierung an der Logik des Einzelfalls“⁶⁷.

Nachdem alle Interviewtranskripte einer eingehenden Analyse unterzogen wurden, stand fest, welche Interviews sich für eine Einzelfallanalyse eignen würden. Dabei wurde darauf geachtet, dass es sich um die Einzelfälle von sieben Personen handelt, die Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede aufweisen. Im Anschluss wurden in einer Zusammenfassenden Themendarstellung die wichtigsten Dimensionen, die in den 32 Interviews im Hinblick auf die identitätsstiftende Funktion englischsprachiger Rock- und Popmusik für österreichische Jugendliche zur Sprache kamen, präsentiert. Eine Conclusio rundet die vorliegende Arbeit ab.

⁶⁷ Zepke (2010), S.54

9. Lebenslauf

Bianca Zaininger
geboren am 22.09.1981 in Linz/Oberösterreich

Ausbildung

- 10/2009 – Doktoratsstudium an der School of Advanced Study, Universität London (Angela Krosik Stipendium der Anglo-Austrian Society) und am Institut für Kulturwissenschaft an der Universität für angewandte Kunst, Wien.
- 10/2001 – 06/2008 Diplomstudium der Publizistik mit Fächerkombination aus Anglistik, Politik- und Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Abschluss: Magistra der Philosophie (Diplomarbeit und Diplomprüfung mit „sehr gut“ beurteilt).
- 10/2004 – 06/2006 DaF/DaZ-Ausbildung am Institut für Germanistik der Universität Wien.
- 09/1996 – 06/2000 Besuch des Oberstufenrealgymnasiums Linz, Honauerstraße. Schwerpunkt *Bildnerisches Gestalten und Werkerziehung*.

Wissenschaftliche Vorträge

- 10/2013 ‘„Die Vergangenheit war noch nie so schön wie heute“ – Österreich, wie es sich selbst darstellt und von außen wahrgenommen wird’ bei der internationalen Konferenz der German Studies Association (GSA), Denver, Colorado, USA.
- 05/2013 ‘Talk about Pop Muzik – Glaubenssystem Pop’ bei der internationalen Konferenz der Austrian Studies Association mit dem Titel *Glaubenssysteme/Belief-Systems*, University of Waterloo, Kanada.
- 04/2012 ‘Rule, Britannia?: The importance of British music and fashion for Austrian youth from the 1960s to the 1980s’ bei der internationalen Konferenz der Austrian Studies Association mit dem Titel *AEIOU: Global Austria*, California State University, Long Beach, USA.
- 11/2011 ‘Resistance through Sound and Style – The Anglo-American influence on Austrian youth culture from the 1960s to the 1980s’ bei der 38. internationalen Konferenz der Austrian Association for American Studies mit dem Titel *Is It ‘Cause It’s Cool? Affective Encounters with American Culture*, Schloss Leopoldskron, Salzburg.
- 06/2011 ‘Import – Export: The interrelationship between British and Austrian (youth) culture’ bei der internationalen Konferenz *Youth Challenges Traditions? Reconsidering Changes in Austrian and British Society 1960-1989*, IGRS, Universität London.

- 05/2011 'British people's associations with Austrian (youth) culture' beim *Work-in-progress Seminar*, IGRS, Universität London.
- 07/2010 'Import/Export – Mozart and Punk' bei der internationalen Konferenz *Youth 2010: Identities, Transitions and Cultures*, University of Surrey, GB.
- 06/2010 'The interrelationship between British and Austrian youth culture 1960-1990' beim *Denkanstöße Seminar*, IGRS, Universität London.
- 06/2010 'Cultural Connections between Austria and Britain – with a special emphasis on youth culture' beim jährlichen Treffen der Anglo-Austrian Society, Austrian Cultural Forum, London.
- 05/2010 'Where British and Austrian youth culture overlap' beim *Work-in-progress Seminar*, IGRS, Universität London.
- 03/2010 'Subversive Elements? Subcultural rebellion in London and Vienna' beim *47. National Postgraduate Colloquium in German Studies*, IGRS, Universität London.

Konferenzen/Kolloquien – Organisation, Moderation, Kommentation

- 10/2013 Organisation des Panels 'Austria – stuck in the past (?)' für die internationale Konferenz der German Studies Association (GSA), Denver, Colorado, USA.
- 10/2009 – 09/2012 Co-Organisatorin des 46., 47., 48., 49., 50. und 51. *National Postgraduate Colloquium in German Studies*, IGRS, Universität London.
- 03/2012 Moderation und Kommentation beim 51. *National Postgraduate Colloquium in German Studies*, IGRS, Universität London.
- 11/2011 Moderation und Kommentation beim 50. *National Postgraduate Colloquium in German Studies*, Jesus College, Universität Oxford.
- 06/2011 Co-Organisatorin der internationalen Konferenz *Youth Challenges Traditions? Reconsidering Changes in Austrian and British Society 1960-1989*, IGRS, Universität London.
- 03/2011 Moderation und Kommentation beim 49. *National Postgraduate Colloquium in German Studies*, IGRS, Universität London.
- 02/2011 Moderation und Kommentation bei der internationalen Konferenz *The Carnival of Death: Perceptions of Death in Europe and the Americas*, IGRS, Universität London.
- 10/2010 Moderation und Kommentation beim 48. *National Postgraduate Colloquium in German Studies*, Swansea University.
- 06/2010 Assistentin von Dr. Silvia Sovic bei der internationalen Konferenz *The History of Families and Households: Comparative European Dimensions*, am Institute of Historical Research, Universität London.

Universitätsadministration

10/2009 – 09/2012 Studierendenvertreterin am Institute of Germanic & Romance Studies, School of Advanced Study der Universität London.

Publikationen

- | | |
|---------|--|
| 03/2012 | 'Pop Music Made in Austria' (Artikel veröffentlicht in <i>Felix Austria</i> , Zeitschrift der Anglo-Austrian Society). |
| 06/2010 | 'Österreich und seine Popmusik' (Artikel veröffentlicht im <i>Friends' of Germanic Studies Newsletter</i> der Anglo-Austrian Society). |

Stipendien für Forschung und Konferenzbesuche

- | | |
|-------------|---|
| 10/2013 | Stipendium des Austrian Cultural Forum, der German Studies Association und des Österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung für die Teilnahme an der Konferenz der German Studies Association, Denver, Colorado, USA. |
| 05/2013 | Stipendium des Austrian Cultural Forum (New York) für die Teilnahme an der Konferenz der Austrian Studies Association, Waterloo, Ontario, Kanada. |
| 04/2012 | Stipendium des Austrian Cultural Forum (New York) für die Teilnahme an der Konferenz der Austrian Studies Association, Long Beach, Kalifornien, USA. |
| 2009 – 2015 | Angela Krosik Doktoratsstipendium der Anglo-Austrian Society. |